Bartholomäus de las Casas

Bischof von Chiapa.

Von

Reinhold Baumstark.

Sammlung historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

VII.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1879.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Sammlung historischer Bildnisse.

Jedes Bändchen wird einzeln abgegeben.

Erste Serie in 10 Bändchen. 12°.

I. Philipp Howard, Graf von Arundel, und Marc-Anton Bragadino, von A. F. Rio. Zweite Auflage. (114 S.) **90** *Pf.*

II. Lioba und die frommen angelsächsischen Frauen, von Karl Zell. Zweite, umgearbeitete Auflage. (VI u. 69 S.) **60** *Pf.*

III. Tilly im dreißigjährigen Kriege. Nach Onno Klopp bearbeitet von Franz Keym. Mit Tilly's Bildniß. Zweite Auflage. (VIII u. 163 S.) *M.* **1.20.**

IV. Prinz Eugen von Savoyen. Nach Arneth bearbeitet von Franz Keym. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. (IV u. 234 S.) *M.* **1.50.**

V. Karl der Große. Heinrich I. von Sachsen und die heilige Mathilde. Otto der Große. Die letzten Ottonen und Heinrich der Heilige. (172 S.) *M.* **1.20.**

VI. Die heilige Elisabeth, von Alban Stolz. Illustrirt. (VIII u. 263 S.) *M.* **1.20.**

VII. Friedrich Leopold, Graf von Stolberg. Amalia, Fürstin von Gallitzin. (150 S.) *M.* **1.20.**

VIII. Die heilige Hedwig, Herzogin von Schlesien und Polen. Von F. Becker. (201 S.) *M.* **1.50.**

IX. Friedrich von Spee. Von J. B. M. Diel, S. J. Mit einem Titelbild. (120 S.) *M.* **1.20.**

X. Papst Sixtus V., nach dem größern Werke des Barons von Hübner bearbeitet von S. Klein. (VIII u. 182 S.) *M.* **1.50.**

Die erste Serie vollständig *M.* 12.; alle 10 Bändchen zusammen, geb. in 3 Leinwandbände mit Goldpressung *M.* 15.

Zweite Serie in 10 Bändchen. 12°.

I. Daniel O'Connell. Von R. Baumstark. Mit Titelbild. Zweite Auflage. (VI u. 232 S.) *M.* **1.80.**

II. Charitas Pirkheimer, Aebtissin von St. Clara zu Nürnberg. Von Franz Binder. Zweite Auflage. (VIII u. 225 S.) *M.* **1.80.**

III. Kaiser Leopold I. Von R. Baumstark. (VII u. 213 S.) *M.* **1.50.**

IV. Eberhard im Bart, der erste Herzog von Wirtemberg. Von Anton Schneider. (VIII u. 203 S.) *M.* **1.50.**

V. Kaiser Friedrich I. (V u. 180 S.) *M.* **1.20.**

VI. Julian der Abtrünnige. Von Dr. Fr. J. Holzwarth. (VI u. 105 S.) **90** *Pf.*

VII. Reginald Pole, Cardinal der hl. römischen Kirche und Erzbischof von Canterbury. Ein Lebensbild von M. Kerker. (VI u. 132 S.) *M.* **1.**

VIII. Joseph II. Von Sebastian Brunner. (VIII u. 304 S.) *M.* **2.10.**

IX. Sandwirth Andreas Hofer. Von P. Cölestin Stampfer. Mit Titelbild. (XII u. 248 S.) *M.* **1.80.**

Sammlung

historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

VII

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1879.

Bartholomäus de las Casas

Bischof von Chiapa.

Von

Reinhold Baumstark.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1879.
Zweigniederlassungen in *Strassburg, München* und *St. Louis,* Mo.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

I.

Einleitung. Die Zustände der Indianer unter spanischer Herrschaft bis zum Jahre 1514.

Eine Darstellung der Lebensschicksale und Bestrebungen des spanischen Bischofs und Indianer-Apostels Casas — wie wir ihn kurz und einfach von jetzt an nennen wollen — hat gegenüber der deutschen Lesewelt viel geringere Schwierigkeiten, als gegenüber derjenigen Nation, aus welcher dieser Held christlicher Liebe und Menschenfreundlichkeit entstammte. Sein ganzes, ungewöhnlich langes Leben hat Casas der Bekämpfung eines harten und grausamen Joches gewidmet, unter welches die spanischen Entdecker und Eroberer von Westindien, Mittel- und Südamerika die unglücklichen Ureinwohner gebeugt hatten. Indem er diesem seinem Lebenszwecke all' die außerordentlichen Kräfte seines Leibes und seiner Seele widmete, konnte es nicht ausbleiben, daß er die heftigsten und schlimmsten Leidenschaften eines Theiles seiner Nation gegen sich erweckte. Dieser Umstand wirkt sogar jetzt noch fort, wenigstens bei einzelnen spanischen Beurtheilern unseres Helden.

Wir Deutsche dagegen sind in all' den hier einschlagenden Fragen durchaus frei von jedem leidenschaftlichen Interesse: die Verbreitung des Christenthums, die Gründung der katholischen Kirche mit all' ihren Segnungen, und in ihrem Gefolge die Entwicklung menschenwürdiger Zustände und wahrer Civilisation bei den Völkern der neuen Welt ist der einzige Gesichtspunkt, unter welchem wir die Ereignisse und namentlich das Leben unseres Helden betrachten werden. Dabei wird es denn außer-

ordentlich wenig Anlaß zu streitigen Fragen oder zweifelhaften Punkten geben, sondern die Darstellung wird sich eines ruhigen Flusses ohne Stromschnellen und Wasserfälle zu erfreuen haben.

In einleitender Weise müssen hier vor Allem einige Worte über den sittlichen Zustand der spanischen Nation in den ersten Zeiten nach der Entdeckung Amerika's und über die aus diesem Zustand sich ergebenden Verhältnisse der neu entdeckten Bevölkerungen ihren Platz finden; denn das ganze, thatenreiche Leben unseres Helden Casas fällt, so weit es sich um seine öffentliche Thätigkeit handelt, genau in die bezeichnete Periode, deren dunkle Nachtseiten er beharrlich bekämpft hat.

Spanien war in der zweiten Hälfte und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus einer langen, schauderhaften Zeit innerer Zerwürfnisse und Bürgerkriege endlich hervorgetreten zu einer verständigen, muthigen und glücklichen Entfaltung seiner reichen Kräfte. Unter der langen, in den meisten Beziehungen musterhaften Regierung der herrlichen, tugendhaften Königin Isabella von Castilien und ihres wenigstens staatsmännisch reichbegabten Gemahls, des Königs Ferdinand von Aragonien, wurde seit Jahrhunderten zum ersten Male ganz Spanien unter einem Königspaare politisch verbunden, unter einem königlichen Paare, welchem bis auf den heutigen Tag die liebende Bewunderung der spanischen Nation und die bezeichnende Benennung „die katholischen Könige" geblieben ist. Das in solcher Weise national vereinigte Volk eilte begeistert zu den Waffen, als es sich um die Eroberung des Königreichs Granada, dieses schönsten Gebirgslandes von Südspanien, und damit zugleich um die endgiltige Niederwerfung und folgerechte Austreibung des maurischen Erbfeindes, um die Wiedergewinnung des letzten Fleckes spanischer Erde handelte. Schon während der Dauer des Krieges um Granada bewarb sich um die Gunst und Hilfe des spanischen Herrscherpaares jener große, außerordentliche und fromme Mann, der bestimmt war, in großartiger Verwirklichung seines Taufnamens Christophorus

den Heiland über das Weltmeer zu tragen, der Genuese Columbus. Kaum war Granada gefallen, so schloß er seinen Vertrag mit Isabella und Ferdinand ab, und nach wenig Monden war die neue, große Welt entdeckt.

Die Ansichten, mit welchen die Europäer, vorweg die Spanier, dieser neuen Welt gegenübertraten, waren — man muß dieß zugestehen — durchaus verkehrt und falsch. Die heilige Begeisterung, den Wilden die Heilsbotschaft von Jesus Christus und seiner Erlösungsanstalt zu bringen, war ganz unzweifelhaft bei vielen edlen Priestern und Ordensgeistlichen in Wirklichkeit vorhanden. Allein auch diese läugneten nicht, daß der Bekehrungspflicht ein Eroberungsrecht gegenüberstehe, gegründet auf die bloße Thatsache der Entdeckung und der Macht, das Entdeckte selbstherrlich zu behaupten. Nach dieser, um jene Zeit ganz allgemein verbreiteten Ansicht hatte ein Volk schon dadurch, daß es den Europäern bisher unbekannt geblieben war, seine Freiheit, seine Unabhängigkeit, seine staatliche Existenz verwirkt: es brauchte nur entdeckt zu werden, und es standen sofort der entdeckenden Nation alle Rechte der erobernden zu. Ich will nicht untersuchen, ob und inwiefern das heutige Völkerrecht sich praktisch besser bewähren würde, wenn noch einige Erdtheile voll Gold- und Silber-Bergwerken zu entdecken wären: ich beschränke mich auf die Feststellung der geschichtlichen Thatsache, daß man im sechzehnten Jahrhundert allgemein so, wie angegeben, dachte. Sogar die Kirche, sicherlich nur ausgehend von dem Gebot des Heilandes, allen Völkern das Evangelium zu predigen, ließ sich bis zu einem gewissen Grad von der öffentlichen Meinung der Welt mit fortreißen. Denn indem Papst Alexander VI. zwischen den streitigen Ansprüchen der Portugiesen und Spanier eine Entscheidung gab, anerkannte er doch wohl stillschweigend, daß beide Mächte im Grundsatze mit Recht aus der Thatsache der Entdeckung das Recht der Eroberung ableiteten: wer Land entdeckt, der hat es erobert, aber nicht für sich, sondern für seinen König.

Nachdem einmal diese ungeheuerliche Behauptung in das europäische Staats- und Völkerrecht aufgenommen war, da war es geschehen um das Glück und die Ruhe der eingeborenen amerikanischen Volksstämme. Es ist wahr: manche unter ihnen, die sogen. Kariben, pflegten ihre Kriegsgefangenen gegenseitig aufzufressen; es ist auch wahr, daß die staatlichen, religiösen und sonstigen Culturzustände in den größeren Ländern, wie namentlich in Mexico und Peru, vor dem richtenden Auge des Christenthums nicht zu bestehen vermochten; allein ebenso wichtig ist die Wahrheit, daß manche amerikanische Völker, namentlich in Westindien und Mittelamerika, bis zum Tage ihrer Entdeckung durch Europäer ein patriarchalisches, friedliches, glückseliges Leben führten. Dem gegenüber thaten die überwiegend meisten Europäer gar nichts, um die Schönheit, Wahrheit und Liebenswürdigkeit der christlichen Religion durch ihre eigenen Thaten zu beweisen; diese Thaten waren vielmehr nur dazu geeignet, die Ureinwohner mit Haß, Abscheu und Verachtung gegen ihre neuen Gebieter zu erfüllen, weil diese Letzteren sich in Allem, was sie thaten, als Knechte grausamer Herrschsucht, unersättlicher Habsucht und zügelloser Sinnlichkeit zeigten.

Wie ist es nun möglich gewesen — man kann dieser Frage unmöglich ausweichen — wie war es möglich, daß jenes nämliche Volk, das noch vor kurzen Jahren in den Kämpfen um Granada so herrliche Züge von Ritterlichkeit, Großmuth, überhaupt von ächt christlicher Gesinnung an den Tag gelegt hatte, dessen kirchliches Leben in reichster Blüthe stand, dessen Charakter von Hause aus zur Großartigkeit angelegt war, — jetzt mit einem Male seinen Namen entehren und seinen Charakter im häßlichsten Lichte zeigen konnte?

Um dieß zu erklären, muß man eben die Menschen und die Dinge nehmen, wie sie sind. Wir Alle können in einem gewissen Sinn und bis zu einem gewissen Grad das Glück noch viel weniger ertragen, als das Unglück. Die Entdeckung der

neuen Welt, namentlich als man einmal bis Peru vorgeschritten war, hatte, in Verbindung mit den großartigen Waffenthaten Kaiser Karls V., neben dem Glanze des Ruhmes einen ganz außerordentlichen, aber unfruchtbaren Goldreichthum über Spanien ausgegossen. „Wie gewonnen, so zerronnen", durfte man hier im buchstäblichsten Sinne des Wortes sagen: die Regierung gab ihren Reichthum in allen möglichen Kriegsunternehmungen ein- für allemal der heillosesten Verschwendung preis, und die Einzelnen scharrten ihr Gold durch Mittel jeglicher, auch der entsetzlichsten Art zusammen, nicht um lohnende oder productive Anlagen irgend welcher Art zu machen, sondern um entweder zügelloser Unsittlichkeit zu fröhnen oder dem Ingrimm des furchtbarsten Geizes zu verfallen. So und nicht anders schildern uns die gleichzeitigen Geschichtswerke und Romane, also die besten aller Quellen, die unsäglichen sittlichen Uebel ihrer Zeit.

Allein man muß und man darf deßhalb nicht glauben, daß das gesammte spanische Volk, etwa mit wenigen Ausnahmen, so geartet gewesen wäre. So Jemand irgend ein ehrsam bürgerliches Heim besaß oder, wie es sich gebührt, durch die Rücksichten auf seine Familie weit mehr sich leiten ließ, als durch die Gebote eigener Leidenschaften, der blieb daheim bei langsam ehrenhaftem Erwerbe, und überließ leichten Herzens Andern die Abenteuer, die Gefahren, Erfolge und Reichthümer der neuen Welt. Solchen Kreisen der Gesellschaft blieb die altväterische Tracht und Treue, es blieb ihnen die Geduld, Besonnenheit, Tapferkeit und Frömmigkeit, welche den siebenhundertjährigen Kampf gegen den Islam überstanden und zum siegreichen, ruhmgekrönten Ende geführt hatte. Das war der Kern des Volkes.

Aber nicht ausgeschlossen war die Thatsache, daß zahlreiche, entgegengesetzte Elemente des Volkslebens ebenfalls vorhanden waren. Die Phantasie und der Nationalstolz waren durch die Eroberung einer neuen Welt nun einmal auf's Aeußerste angespannt, und was ist nicht Alles im Stande, sich unter und

hinter diesen zwei vorgeschobenen Begriffen zu verbergen! — Bald kam es dazu, daß die mühesame, aber segensreiche, harte Arbeit des täglichen Lebens von Tausenden verachtet wurde, weil sie auf abenteuerlichen Wegen jenseits des Weltmeeres oder in den kaiserlichen Heeren ihr Glück besser zu finden glaubten.

Selbstverständlich hatte dieses verkehrte Beginnen nur in wenigen Ausnahmsfällen einen Erfolg. Die meisten Abenteurer gingen entweder zu Grunde, oder sie mußten wenigstens in bitterer Reue ihren Irrthum erkennen lernen. Während sie als halbverhungerte Müßiggänger in Madrid und anderen großen Städten Spaniens herumsaßen und auf jede Weise, nur nicht durch solide Arbeit, das tägliche Brod zu gewinnen suchten, gaben sie der halb satirischen, halb mitleidigen Beobachtung lange Zeit eine unerschöpfliche Fülle von Gegenständen. Andererseits suchten aus den niedersten Klassen des Volkes zahlreiche talentvolle Strolche auf den verwegensten Bahnen sich in die höhere Gesellschaft einzudrängen, oder dieselbe wenigstens erfolgreich zu bestehlen.

Diese heillose Abenteurerbande wurde nun von Spanien aus losgelassen auf das neuentdeckte Amerika. Hätte die spanische Regierung jener Tage wirklich umfassenden, staatsmännischen Geist besessen, so würde sie die unheilvollen Folgen der von ihr eingeschlagenen Politik leicht vorausgesehen haben; in diesem Fall hätte sie die freie Thätigkeit der Eroberer in möglichste Abhängigkeit von der Staatsregierung zu bringen und ihre Concessionen durch alle möglichen Einschränkungen zu erschweren gesucht; es hätten sich nach dem leidenschaftlich erregten Hange der Zeit gleichwohl der Wettbewerber genug gefunden. Ganz im Gegensatze hievon verfuhr die Regierung nicht nur sehr leicht, sondern, man darf wohl so sagen, etwas leichtfertig. Die Fragen, welche bei derartigen Gegenständen unbestreitbar die höchsten und besten Garantieen zu geben im Stande sind, nämlich die Frage nach den persönlichen Eigen-

schaften und jene nach dem sittlich-religiösen Charakter der Personen, welche sich zur Unternehmung von Entdeckungsreisen meldeten, scheinen bei dem „Ministerium für Indien" niemals Fragen ersten Ranges gewesen zu sein. Mit weit größerer Genauigkeit und „Gewissenhaftigkeit" sah man darauf, ob und welche finanziellen Vortheile und Errungenschaften bei einem bestimmten Unternehmen zu gewinnen seien, ob und welche neuen strahlenden Perlen muthmaßlicher Weise eingeflochten werden könnten in das Diadem einer Krone, deren Reich die Sonne nicht sollte untergehen schauen.

Also mit einem Worte: die Regierung entfesselte — namentlich in den zwei ersten Jahrzehnten nach der Entdeckung — die entsetzliche Bande der jedes menschlichen Gefühles gänzlich beraubten Eroberer. Diese Menschen, unerträglich geworden selbst in ihrer untergeordneten Hungertuchsstellung für das eigene Vaterland, ergriffen nun kraft Vollmacht des christlichen Königs von Spanien und unter entsetzlichstem Mißbrauch des schon so oft mißbrauchten Evangeliums, Besitz von Land und Leuten in Amerika, und zwar im allerverwegensten und ausgedehntesten Sinne des Wortes. Man denkt sich leicht, welcher Zustand daraus hervorging.

Schon wenige Jahre nach der ersten Entdeckungsreise des Christoph Columbus, der mit allen seinen Anschauungen ein vollständiges Kind seiner Zeit war und das Eroberungsrecht des spanischen Monarchen weder zu bestreiten, noch auch nur zu bezweifeln wagte, wurde mit der vollständig rechtlosen Auferlegung von Tributen oder Zinsen in Gold und Baumwolle an die armen unglücklichen Ureinwohner begonnen. Diese zwar sehr gewandten und körperlich wohlgeformten, aber an ein Leben glückseligen Nichtsthuns gewöhnten und zur Arbeit nach europäischen Begriffen auf die Dauer nicht befähigten Menschen sollten nun auf einmal arbeiten, wie europäische Lastträger, Bergleute oder Knechte, und zwar für Interessen, welche sie gar nicht ahnten, für Menschen, welche sich ihnen durch ihre Hand-

lungsweise im allerunliebenswürdigsten Lichte darstellten. Kein Wunder, wenn sie nicht begreifen wollten, mit welchem Rechte man diese Anforderungen an sie stelle, — Anforderungen, die vor jedem unbefangenen und gesunden Menschenverstand in ihr ganzes Nichts zerfallen: kein Wunder, wenn die sogen. Indianer in ihrer einfach natürlichen Denkweise fanden, der Anspruch des Königs auf Unterjochung, Zwangsarbeit, Tribut und Abgaben könne unmöglich übereinstimmen mit den Lehren des Gottes der weißen Männer, welche man ihnen, um wenigstens den Schein zu wahren, durch die in Gesellschaft der Eroberer mit herüberkommenden Mönche verkünden ließ.

Christoph Columbus, wenn auch den Ansichten seiner Zeit unterworfen, war immerhin Denker genug, um einzusehen, in welchen Gedankenreihen das Gehirn der Wilden sich abhetze; so lange sein Einfluß reichte, wurde die Sache wenigstens noch menschlich betrieben, und auf sein Ersuchen entschloß sich die spanische Regierung sogar zu einer Ermäßigung der den Indianern auferlegten Abgaben. Dennoch brach gewaltsamer Widerstand aus, in der Regel nur in der mildesten Form der Flucht in die Gebirgsschluchten, um den nicht anerkannten Abgaben zu entgehen.

Die Spanier, welche zu Hause so gern und in so hohem Grade der Trägheit huldigten, sahen nun recht wohl ein, daß bei einem beständigen Kriege wegen der Arbeit zwischen ihnen und den Indianern schon deßhalb nichts herauskomme, weil bei einem solchen Zustand jedenfalls die wenigsten Abgaben eingehen würden. Die ganze Widersetzlichkeit der Rothhäute hatte die weißen Männer in solchem Grade erbittert, daß leider selbst der große Christoph Columbus nicht kann freigesprochen werden von dem Vorwurf, Bluthunde auf seine fast nackten Mitmenschen gehetzt zu haben.

Nunmehr griff man die Sache anders an. Man zwang mit roher, blutiger Gewalt die unglückseligen Indianer zur Besorgung sämmtlicher Arbeiten in den Bergwerken und auf

den Pflanzungen; einen doppelten Zweck hoffte man hiedurch zu erreichen: einmal sollte den Arbeitern allermindestens der Werth ihrer früheren Abgaben in Gestalt von Schweiß und Blut durch die spanischen Aufseher ausgepreßt, und sodann den Spaniern als der herrschenden, aber nicht arbeitenden Kaste die Angewöhnung und der Aufenthalt im Lande erleichtert werden.

Damit war nun aber das Uebel im höchsten Grade und nach allen Seiten geschärft und verschlimmert. Zwangsarbeit nebst Prügeln, und beim leisesten Widerstand Sklaverei — das war sicherlich noch schlimmer, als eine Zwangsabgabe an Gold und Baumwolle im Besitz persönlicher Freiheit, wobei man die Unterstützung der eigenen Familienmitglieder zu Hilfe rufen konnte. Das neue System empörte jegliches menschliche Gefühl, und diejenigen Spanier, welche dasselbe erfanden und als dauernde Einrichtung festgehalten haben, bis die unglückliche Bevölkerung vom Schauplatz der Erde verschwunden war, haben dadurch den Beweis geliefert, daß sie, unter beständigem Geschwatz von christlicher Religion und katholischer Kirche, die gefühllosesten und unmenschlichsten Ungeheuer gewesen sind, welche die geduldige Erde jemals getragen hat.

Im Jahre 1499 fing man bereits an, in Gemäßheit des neuen Systems die eroberten Inseln, Landschaften und Länder förmlich unter die einzelnen Spanier zu vertheilen. Diese Austheilungen oder Zutheilungen (Repartimientos) bilden den Zankapfel in der Regierung des spanischen Amerika für geraume Zeit. Man ging dabei natürlich von dem aus den mittelalterlichen Anschauungen ererbten Grundsatze aus, daß der Mensch der Scholle folge und ihr Schicksal theile. Es wurde also z. B. „eine so und so große Landschaft nebst so und so vielen Caziken mit ihren Untergebenen" ausgetheilt an einen bestimmten Spanier. Zuerst und nach den Absichten des Columbus sollte sich dieses neue Verwaltungssystem beschränken auf die Arbeiten des Landbaues; allein es läßt sich leicht vorstellen, daß die grausamen und gefühllosen Menschen, als sie wahrnahmen, daß die

arme Bevölkerung auf diesem Wege immer mehr in Hilflosigkeit und Elend versank, den gleichen Verwaltungsgrundsatz in rascher Folge auf die Gebiete der Industrie und des Bergbaues übertrugen. Damit war Alles geschehen, was zur Ausrottung dieser Bevölkerungen nothwendig war. Der karge, oft unter tausend Vorwänden aller Art nicht ganz oder gar nicht ausbezahlte Lohn reichte nicht aus, die Familie in der Heimath zu bezahlen; die Entfernung von den Arbeitsplätzen des Hausvaters betrug oft 60—100 Stunden; um die gesetzlichen Reisekosten suchte und wußte man sie durch alle möglichen Ränke zu betrügen, und wenn nach abgelaufener, mehrmonatlicher Arbeitszeit der von Mißhandlungen und Wunden geschundene Mann, heruntergekommen in seinen Kräften durch die ihm zugemuthete und eingeprügelte Ueberanstrengung bei der Arbeit, bei den Seinigen wieder ankam, wenn der gebrochene Familienvater seine Lieben wieder an sein Herz drücken wollte, da hatten er und sie mit einander nichts zu essen. Oft freilich kam es nicht zu solchen Scenen, wenn der Heimkehrende unterwegs neben der Landstraße im Todeskampf liegen geblieben war. So wurde unter den beiden Gouverneuren Bobadilla und Ovando die Sache immer ärgerlicher und entsetzlicher, und selbst die in die Augen springende Wahrnehmung, wie die Bevölkerung in riesigem Maßstabe abnehme, vermochte diese schauderhaften Menschen nicht zum Einhalt auf ihrem Wege des Verderbens. Was aber wenigstens für mein Gefühl das Empörendste bei der ganzen Sache ist, das besteht in der ungeheuren Gleißnerei und Heuchelei, welche man dem ganzen, die Menschheit schändenden Verfahren zu Grund legte. Alles geschah unter dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Die Indianer, so hieß es, müßten nothwendig angehalten werden, mit den Spaniern in Verkehr und gemeinsame Lebensverhältnisse zu treten; so lange man sie hiezu nicht vermöge, sei keine Hoffnung auf ihre Bekehrung zur Religion des Heiles. Natürlich fehlte es nicht an schönen Erklärungen, daß sie ja freie Menschen und keines-

wegs Sklaven seien; die körperliche Züchtigung wurde verboten, die gute Behandlung und pünktliche Lohnzahlung eingeschärft. Aber wehe dem Indianer, der unter Berufung auf sein Recht und seine Würde als freier Mensch sich der Arbeit zu weigern gewagt, oder der gegen die „gute Behandlung" des Aufsehers Beschwerden erhoben hätte. Seine blutigen Schultern würden ihm bitter gesagt haben, was in Neu-Spanien Rechtens sei. — Die thatsächliche Sklaverei der Indianer war sehr bald vollständig eingeführt.

Ovando brachte die ausdrückliche Billigung der spanischen Centralregierung für die Einrichtung der Repartimientos mit, und demgemäß fing er nun mit lebhaftem Eifer und frischer Lust an, Land und Leute, zunächst auf der Insel Santo Domingo, namentlich an seine neu mitgebrachten Spanier zu vertheilen, je nach dem Grade von Gunst, in welcher der neue Empfänger bei dem neuen Herrscher stand; der Eine erhielt hundert, der Andere fünfzig, ein Glücklicher wohl auch tausend Mann nebst ausgedehntem Land-, Wald-, Weide- und Berg-Bezirk.

Die Formel, welche zu diesen Schandthaten verwendet wurde, war ebenfalls neu und ist der Herrscher würdig; sie lautete:

„Euch, Don So und So, empfehle ich so und so viele Indianer unter der Herrschaft dieses oder jenes Caziken; laßt sie Euch anempfohlen sein und unterweiset sie in den Lehren unseres heiligen katholischen Glaubens."

Encomendar heißt empfehlen, encomienda wurde von jetzt an unter schmählichem Sprachmißbrauch die zugetheilte Menschenheerde (früher repartimiento), und encomendador der Besitzer einer solchen encomienda genannt, während mit dem Namen encomendados die unglücklichen, dem Verderben geweihten Schlachtopfer europäischer Habsucht und Grausamkeit bezeichnet wurden.

Dieses „Empfehlen" war in der That der abscheulichste Hohn! Von irgend einer Fürsorge für Religion, Bildung, Sitte und

Tugend war, mit der höchst seltenen Ausnahme weniger edelgesinnter Männer, auch nicht entfernt die Rede; die meisten dieser geizigen Tyrannen sahen nicht einmal ein, oder sie fanden es für ihre Interessen gleichgiltig, daß sie das Land verödeten und entvölkerten. Sie dachten einfach so: „Wenn es nur noch so lange Indianer gibt, bis ich mit dem Erwerb von so und so viel Jahren als ein reicher Mann nach Europa zurückzukehren im Stande bin, so ist mir alles Uebrige gleichgiltig; wenn diejenigen, welche nach mir kommen, keine Indianer mehr vorfinden, so mögen sie selbst zusehen, wie sie ihre Bergwerke und sonstigen Besitzungen bebauen; vielleicht lernen sie es dann selbst; ich aber will die günstige Lage, in der ich mich befinde, ausbeuten, so lang ich es brauchen und verwerthen kann."

Es ist allerdings sehr traurig, daß es Menschen gibt, die so denken, aber es ist nichtsdestoweniger wahr: nirgends eine Spur von Achtung der Menschenwürde, der freien Persönlichkeit, überall nur Entartung, Selbstsucht, roheste Leidenschaft!

Die in Vergleichung mit den Angriffs- und Vertheidigungs-Mitteln der Europäer ganz wehrlose indianische Bevölkerung, überladen von anstrengender Arbeit und zur Verzweiflung gebracht durch die gefühllose Grausamkeit, mit welcher sie von ihren Peinigern, diesem Auswurf des europäischen Spaniens, behandelt wurde, ging in großer, in wachsender Anzahl zu Grund; Manche entkamen in Gebirgsschluchten, wohin des Europäers schwerfälliger Fuß nicht leicht zu folgen vermochte; allein was war das gegen so Viele?

Um das früher so glückliche, jetzt so ganz unglückliche Land vollends in die Tiefe des Elends zu versenken, und um die durch Flucht und Hinsterben der Indianer entstandenen Verluste einigermaßen auszugleichen, ließen Ovando und nach seinem Beispiele auch die Statthalter im ganzen übrigen spanischen Amerika die Vertheilung der Encomiendas von Zeit zu Zeit erneuern. Begreiflicher Weise erregte dieses Verfahren unter den Spaniern selbst gegenseitig die wildesten Leidenschaften,

Neid, Mißgunst, tödtlichen Haß und rechtloses Blutvergießen: die Ungerechtigkeit und das Verbrechen rächten sich sehr bald an den gewissenlosen Thätern.

Da traf ein neuer schwerer Schlag die Sache der Indianer, obgleich man hätte glauben sollen, ihre Lage könne gar nicht mehr schlimmer werden, als sie war. Die fromme, ganz von christlichem Geist erfüllte Königin Isabella starb i. J. 1506. Man darf wohl überzeugt sein, daß all' die haarsträubenden Einzelheiten, welche auf St. Domingo und anderwärts vorfielen, niemals zur Kenntniß der edlen Herrscherin gelangt sind: wohl aber hatte sie eine allgemeine Kenntniß und Ahnung davon, daß ihren „indischen Unterthanen" himmelschreiendes Unrecht geschah. Auch sie betrachtete sich, nach der ganz ausnahmslosen Meinung jener Zeit, als die Herrscherin aller durch sie oder ihre Unterthanen entdeckten Länder und Menschen, über welche das Licht des Evangeliums noch nicht aufgegangen war. Allein sie hatte gleich nach der Entdeckung den Befehl ausgesprochen, die Indianer müßten gut und menschenfreundlich behandelt, sie müßten durch Geschenke und durch gute Werke jeder Art zur wahren Religion herangezogen werden, und strenge Strafe müsse in gewisser Aussicht stehen für jeden Spanier, der sich die schlechte Behandlung eines Eingeborenen erlaube. Dieses Wohlwollen, dieses treue Bewußtsein ihrer königlichen Pflicht gegen die Indianer hat Isabella nie verläugnet; noch als Ovando, dieser Mann des Unheils, hinübergesandt wurde, ließ sie in seine Instructionen die Bestimmung aufnehmen: „daß alle bei den Spaniern arbeitenden Indianer frei sein und bleiben müssen von jeder denkbaren Art von Sklaverei, daß Niemand sie mißhandeln dürfe, sondern daß sie als freie Unterthanen der Krone von Castilien Recht und Gerechtigkeit ebenso gut genießen sollen, wie alle übrigen Unterthanen derselben Krone". Und mit diesen Instructionen in der Tasche durfte Ovando es wagen, zu thun, was er gethan hat. Es ergibt sich hieraus, daß die Statthalter eben einfach thaten,

was ihnen beliebte, daß sie unter dem Vorwand, die Sache lasse sich eben nicht ausführen, selbst die beste Königin vollständig zu täuschen wußten, und daß das spanische Colonialregiment das abscheulichste und empörendste war genau zu der nämlichen Zeit, in welcher die Centralregierung die vortrefflichsten Befehle und Anordnungen erließ.

Noch in ihrem letzten Willen gedachte Isabella's frommes und getreues Herz ihrer armen, unglücklichen Unterthanen; mit rührenden Worten legte sie ihrem Gemahle Fernando und ihren sämmtlichen, möglicher Weise zur Thronfolge berufenen Kindern an's Herz: „sie möchten niemals zulassen, daß den Bewohnern der neu entdeckten und der noch zu entdeckenden Länder jenseits des Oceans ein Unrecht an ihren Personen oder an ihrem Vermögen geschehe; gut und freundlich solle man die Leute behandeln, und Abhilfe schaffen für Alles, was man etwa in der Vergangenheit schon gegen sie gesündigt habe".

So dachte die Herrscherin, in deren Geist und Gemüth das Christenthum zur That und Wahrheit geworden war. Ihr Tod war das schmerzlichste Unglück, welches die Indianer treffen konnte; sie hatte doch immer abgeholfen, wo es ihr möglich war, wo ihr Auge das Unglück, das Unrecht zu entdecken vermochte. Jetzt aber, wo man an ihrer Stelle den alternden, habgierigen, ja filzigen und stets in die kostspieligsten Unternehmungen und europäischen Kriege verwickelten König Fernando an der Spitze der Regierungsgeschäfte wußte, jetzt verschwand auch der letzte Zug von Menschlichkeit oder Milde gegen die Indianer. Jeder verruchteste Spanier in den Colonien wußte auf das Bestimmteste, daß der erste und Haupt-Grundsatz des Königs in Bezug auf Amerika darin bestand, Geld, Geld, und abermals möglichst viel Geld zu gewinnen. Von jetzt an berief sich jeder entsetzlichste Menschenpeiniger, er mochte nun verübt haben, was er wollte, einfach darauf, daß er im Finanz-Interesse Seiner Majestät des Königs gehandelt habe, welchem die Königin die Nutznießung an der Hälfte der indischen Ein-

künfte auf Lebenszeit hinterlassen hatte, und die spanischen Länder Amerika's verwandelten sich in einen Schauplatz des Entsetzens und der Greuel, von welchem das unschuldig vergossene Blut gen Himmel schrie. Aber nebenbei dauerte gleichwohl der grausame, heuchlerische Hohn fort, mit welchem man Alles, was geschah, als auf den Zwecken der Religion beruhend, höchstens als gerechte Strafe heidnischer Widerspenstigkeit ausgab.

König Fernando schickte seinen Vertrauten Miguel de Pasamonte als Finanzminister nach Amerika hinüber. Der Mann kannte ganz genau die habsüchtige Denkweise seines Monarchen, seine mit den Jahren sich steigernde, geizige Geldlust; er war den politischen und finanziellen Interessen seines Königs unbedingt ergeben, und führte im Namen dieser Interessen einen unbarmherzigen Krieg nicht nur gegen die Indianer, sondern auch, und zwar ganz namentlich, gegen die Privat-Interessen der einzelnen Conquistadores, d. h. Entdecker und Eroberer. Als er i. J. 1508 nach Santo Domingo kam, zählte man noch 60000 indianische Männer; als er nach sechs Jahren den Schauplatz seiner Thätigkeit verließ, waren 14000 übrig. Er wüthete gleichmäßig gegen die einheimische wie gegen die spanische Bevölkerung.

Daß eine solch' himmelschreiende Schreckensherrschaft sechs lange, volle Jahre andauern konnte, bewirkte Pasamonte durch die zwei Hauptstützen, welche er in Europa hatte. Es waren dieß Fernando's Geheimsecretär Lope de Conchillos, und, mit Bedauern sei es der Wahrheit gemäß gesagt, der Bischof Juan Rodriguez de Fonseca, welcher von Anfang an, unwissend und hochmüthig wie er war, den möglichst unheilvollen Einfluß auf die Behandlung der amerikanischen Angelegenheiten ausgeübt hatte.

Gegenüber solchen Regierungsleuten, gegenüber solch geradezu teuflischer Bosheit und Niederträchtigkeit, gegenüber einer spanischen Volksgesinnung, welche neben heuchlerischen Geberden

geradezu jedes Gefühl christlicher Menschenliebe verloren hatte und einen Indianer mit so vollständiger Gleichgiltigkeit unter Todesqualen erliegen sah, wie man etwa ein Stück Holz entzwei spaltet, fand die unglückliche, dahinsterbende Bevölkerung nur eine Macht auf Erden, welche sich mit ihr verband; nur eine Stimme ließ sich vernehmen, welche im Namen der Religion und des für uns arme Sünder Alle gestorbenen Gottmenschen, bei den Peinigern und bei den Regenten, in den Hütten und in den Palästen den nicht unterdrückbaren Hilferuf nach Gerechtigkeit und Menschlichkeit erhob — diese Macht war die römisch-katholische Kirche.

Als Wortführer und Werkmeister der Kirche hat sich in diesem hochwichtigen Falle der Orden des heiligen Dominicus bewährt, und er hat sich in diesem Kampf für die Armen, Bedrängten und Zerschlagenen gegen die Großen und Mächtigen der Erde wahrhaft mit unsterblichem Ruhme bedeckt. An diesem Beispiel hat es sich gezeigt, was zu halten sei von der angeblichen Grausamkeit und blutigen Verfolgungssucht der Dominicaner. Ja, es ist wahr, sie wachten in Europa, unter den ewig gährenden geistigen Gegensätzen dieses ruhelosen Erdtheils, eifersüchtig über der Reinheit, über der unverfälschten Erhaltung der katholischen Glaubenslehre, und sie sind in diesem Sinne vom Zeitpunkt der Ordensgründung bis zum Auftreten der Jesuiten eine ganz unschätzbare Wohlthat für die Kirche Gottes gewesen, wobei auch mancher Fehltritt mag unterlaufen sein.

Aber hier im neuentdeckten Amerika, hier handelte es sich keineswegs um Schutz gegen Glaubensirrthümer, hier stand in Frage die Belehrung und Bekehrung eines in sittlicher Hinsicht, wenn auch mit Fehlern behafteten, doch ziemlich harmlosen, jedenfalls dem Einfluß guten Beispiels zugänglichen Volkes, welches nur durch Sanftmuth, Menschenfreundlichkeit und ächte Religiosität für die Sache der Wahrheit und des Christenthums gewonnen werden konnte. Hier war die Frage des wahren

Christenthums gestellt, und die Väter Dominicaner haben sie gelöst, wie es ihres großen und heiligen Ordensgründers würdig war.

Sie waren über den Ocean gekommen in der einzigen und ausschließlichen Absicht, das Licht der allein wahren Religion Denen zu bringen, welche in der Finsterniß und im Schatten des Todes saßen; sie liebten die Indianer alle ohne Unterschied als unsterbliche Seelen, denen sie den Weg zeigen wollten, um Erben des Himmels zu werden; sie schauten nun das furchtbare Elend, in welches diese unbefangenen und harmlosen Menschen, ohne erkennbare eigene Schuld, gestürzt waren durch die Habsucht, Grausamkeit und Selbstsucht ihrer Unterdrücker, und sie mußten schmerzlich empfinden, daß unter solchen Umständen Alles, was sie selbst für die Sache des Christenthums und der Cultur wirkten, vollständig wieder zerstört und vernichtet werden müsse durch den vollendeten Wahnsinn menschlicher Leidenschaft.

Darum erhob sich der Orden des hl. Dominicus gegen das spanische Mord- und Raub-System, und gerade der Umstand, daß der Orden, ohne jegliche Rücksicht auf irdische Protection und Machtstellung, mit gewaltiger Stimme sich erhob, beweist auf's Beste die Furchtbarkeit der eingerissenen Uebel und Mißstände. Denn es war in jener Zeit wahrhaftig keine Kleinigkeit, sich im Namen der christlichen Liebe aufzulehnen gegen die Habsucht und Unbarmherzigkeit, die von der höchsten weltlichen Stelle ausging.

Es war im Jahre 1511, als der Dominicaner-Mönch Antonio Montesino sich mit der vollen Beredtsamkeit, welche nur die Wirklichkeit und Wahrheit eingeben kann, und zugleich mit jener heftigen, glühenden Begeisterung, wie sie nur dem Mönchthum eigen ist, sich in einer noch dazu vor den angesehensten und höchstgestellten Einwohnern und Beamten der Hauptstadt St. Domingo gehaltenen Predigt gegen das ganze bisherige System der Beherrschung, Bekehrung und Civilisirung der In-

dianer aussprach. Montesino bestieg die Kanzel mit einer nicht nur vollständig niedergeschriebenen, sondern sogar für alle Fälle von sämmtlichen theologisch gebildeten Mitgliedern des Convents unterzeichneten Predigt in der Hand. Er hatte den Text gewählt: „Die Stimme eines Rufenden in der Wüste", und ging nach einer kurzen, auf die heilige Adventszeit, in der man sich gerade befand, bezüglichen Einleitung zur Sache über. Er schilderte die wüstenartige Unfruchtbarkeit des Gewissens der Spanier auf Santo Domingo, die Verblendung, in welcher sie dahinlebten, und wie sie in der größten Gefahr ewiger Verdammung schweben, indem sie fort und fort die schwersten Sünden begehen, bis sie darin sterben. „Lernet mich kennen," rief er aus, „ihr Alle, die ihr mich höret; ich bin die Stimme Christi in der Wüste dieser Insel, und deßhalb sollet ihr nicht etwa nur mit einiger Aufmerksamkeit, sondern mit eurem ganzen Herz und Sinn auf diese Stimme hören, obgleich sie für euch so neu und so rauh ertönen wird, wie noch irgend eine Stimme, die ihr jemals gehört habt." Diese Stimme kündigte er ihnen mit so erschütternden Worten an, daß ihnen die Haut schauderte, und daß sie glaubten, schon vor dem Richterstuhle Gottes zu stehen. Nachdem er seine Zuhörer so vorbereitet hatte, sagte er ihnen, welches der Inhalt dieser so schrecklichen Stimme sei. „Diese Stimme" — so fuhr er fort — „sagt, daß ihr Alle im Stande der Todsünde lebet und sterbet, durch die Grausamkeit und Tyrannei, welche ihr gegen die unschuldige Urbevölkerung dieser Länder begehet. Saget doch einmal, mit welchem Recht und mit welcher Gerechtigkeit haltet ihr diese Indianer in einer so grausamen und schrecklichen Knechtschaft? Mit welchem Recht habet ihr diese Völker blutig bekriegt, welche ruhig und friedlich in ihren Häusern, auf ihren Besitzungen weilten? Mit welchem Recht habt ihr sie in unzählbarer Menge gemartert und gemordet? Die furchtbarsten Anstrengungen muthet ihr ihnen gewaltsam zu, ohne für ihre Ernährung zu sorgen, ohne sie in ihren Krankheiten zu pflegen,

von denen sie befallen werden durch die maßlose Arbeit, welche ihr von ihnen verlangt. Ja, man kann sagen, daß ihr dieses Volk dahinmordet, bloß um Tag für Tag Geld durch sie zu gewinnen. Und wie sorget ihr denn dafür, daß sie ihren Gott und Schöpfer kennen lernen, daß sie getauft werden, die heilige Messe hören, die Sonn- und Feiertage heilig halten? Sind diese Indianer denn nicht auch Menschen, so gut wie ihr? Haben sie nicht vernünftige, zur ewigen Seligkeit bestimmte Seelen, so gut wie ihr? Seid ihr nicht verpflichtet, sie zu lieben, wie euch selbst? Versteht ihr, empfindet ihr das Alles nicht? Befindet ihr euch denn in einem so tiefen Schlafe sittlicher Betäubung? Seid doch nur fest überzeugt, daß in eurem gegenwärtigen Seelenzustand ihr ebenso wenig selig werden könnt, als Juden und Türken, welche den Glauben an unsern Gott und Heiland nicht annehmen wollen." Ueber diesen Vortrag waren Alle wie niedergedonnert, Manche vollständig betäubt, Einige noch mehr verhärtet, Einzelne ein wenig zerknirscht, aber, nach dem, was die Erfahrung gezeigt hat, kein Einziger wahrhaft bekehrt. Im Allgemeinen konnte man vielmehr sagen:

Alles empörte sich über den Pater, der es wagte, frank und frei gegen eine Einrichtung aufzutreten, welche bereits — leider! — zur Grundlage des ganzen gesellschaftlichen Lebens und namentlich zur Grundlage des mutterländischen Reichthums aus dem spanischen Amerika geworden war. Noch am nämlichen Tage begaben sich die Mitglieder der obersten Regierungsbehörde zum Ordensvorsteher des kühnen Montesino und verlangten entweder feierlichen Widerruf oder daß der Orden das ganze Land verlasse. Der muthige Prälat entgegnete den Herren, daß der Prediger des Vormittags nicht nur seine Privatmeinung ausgesprochen habe, sondern die gemeinsame und feste Ueberzeugung der Communität. Im Lauf des Gespräches kam man jedoch überein, Montesino solle, um das allgemeine Aergerniß, welches seine heftigen Ausdrücke hervorgebracht hatten, zu

mildern, bei Gelegenheit seiner nächsten Predigt diese Ausdrücke einigermaßen mäßigen. Pater Montesino war jedoch nicht der Mann zu einer derartigen Arbeit; als der Tag zu seiner nächsten Predigt angebrochen war, da bestieg er ruhig die Kanzel, und weit entfernt, aus Menschenfurcht die Wahrheit zu scheuen oder die Unwahrheit zu begünstigen, erklärte er mit der unzweideutigsten Bestimmtheit sein festes und unerschütterliches Beharren bei jedem Worte, das er gesprochen habe, und fügte nur noch die Bemerkung hinzu, er glaube auf diese Weise nicht nur seinem Gott, sondern auch namentlich seinem König einen wahren Dienst zu erweisen.

Jetzt schritt aber der Finanzminister Pasamonte ein, indem er nach Madrid berichtete, die Dominicaner als revolutionäre Intriganten anklagte, die nur der Volksgunst, keineswegs der Menschenfreundlichkeit oder der Wahrheit zu dienen suchten, und indem er schließlich zum Träger seiner Botschaft einen Franciscaner, den Pater Alonso de Espinal, machte. So wurde der spanischen Welt des sechszehnten Jahrhunderts das wahrhaft scandalöse Schauspiel geboten, daß zwei kirchliche Orden sich gegenseitig und sogar systematisch befeindeten in einer Frage, die im Lichte des Christenthums überhaupt gar nicht als zweifelhaft betrachtet werden kann.

Die Dominicaner schickten nunmehr ihren Prediger Montesino nach Europa, um dort die Rechte der unterdrückten Menschheit und die bedrohten Interessen ihres Ordens zu vertheidigen. Nach großen Schwierigkeiten gelang es endlich diesem ebenso gewandten wie muthigen Klosterdiplomaten, eine Audienz bei König Fernando zu erlangen. Der König schenkte ihm Gehör und forderte ihn zugleich auf, sich zu rechtfertigen wegen des Scandals, den er durch seine Predigt auf der ganzen Insel veranlaßt habe. Der unerschütterliche Mönch sagte seinem Herrscher, daß diese Predigt keine unüberlegte Expectoration, sondern eine wohlvorbereitete, vom Prior und allen wissenschaftlich gebildeten Theologen seines Convents sorgfältig geprüfte und

entschieden gebilligte That-Arbeit gewesen sei; sodann zählte er dem König die ungeheuerlichen, entsetzlichen Details auf, welche sich die Spanier tagtäglich im Verkehr mit den Indianern zu Schulden kommen ließen, und endlich fiel er mit der glühenden Inbrunst eines in Liebe verzweifelnden Herzens seinem Monarchen zu Füßen und bat ihn unter flehentlichen Thränen um Erbarmung, um Erbarmung für sein unter Mörderhänden unschuldig zu Grunde gehendes Volk.

König Fernando hatte ein ziemlich hartes und herbes, aber er hatte doch ein menschliches Herz; er blieb nicht unerschüttert von den Worten des starken, der Welt abgestorbenen Ordensmannes, der, weinend gleich einem Kinde, zu seinen Füßen lag: er fühlte wohl, daß hier eine grausame, entsetzliche Wahrheit hinter dem Vorhang wilder, selbstsüchtiger Leidenschaften verborgen war.

Der König befahl auch wirklich die Bildung einer „gemischten Enquete-Commission", um in den Worten unserer Tage zu sprechen; dieselbe sollte sowohl die Dominicaner als die bei der Sache interessirten Spanier in den Colonien anhören, alles mögliche Material sammeln und dann ihr Gutachten abgeben; sie sollte aus Theologen und Juristen zusammengesetzt sein. Die Berathschlagungen dieser Versammlung nahmen lange Zeit in Anspruch; die endliche königliche Entscheidung ließ auf sich warten, und die Patres Dominicaner machten kein Hehl aus ihrer wachsenden Ungeduld. Das war jedenfalls unklug und schadete der guten Sache; denn der König ließ ihnen schließlich folgenden Bescheid zugehen: „Die Zutheilungen oder Repartimientos sind begründet in der Gewalt, welche der heilige Stuhl dem königlichen Hause von Castilien gegeben hat; sie sind bestätigt durch das Gutachten zahlreicher und gelehrter Rechts- und Gottesgelehrten, welche man über diese Frage zu Rathe gezogen hat; wenn also irgend ein Gewissensbedenken bei der Sache ist, so lastet es auf dem König und seinen Rathgebern, keineswegs aber auf den Besitzern solcher Zutheilungen von

Land und Leuten. Die Patres Dominicaner können sich also recht wohl mäßigen und in ihren Predigten mit größerer Milde und Sanftmuth auftreten."

Um diese ungünstige und herbe Antwort einigermaßen zu mildern, zugleich auch dem Pater Montesino und seinem Vorgesetzten einen Beweis seiner persönlichen Hochschätzung zu geben, erlaubte und befahl ihnen der König, nach Amerika zurückzukehren, um durch das Beispiel ihrer Tugenden und durch ihre gute Lehre die gute Frucht in Rettung der Seelen hervorzubringen, nach welcher ihre Herzen so sehnlich verlangten.

Um die nämliche Zeit erließ und verkündete die Regierung auch in der That eine Anzahl von Verordnungen, in welchen viele den Indianern günstige und für sie heilsame Bestimmungen enthalten waren. Gut wäre es gewesen, wenn man sie nicht nur verkündet, sondern auch vollzogen hätte; allein die armen Leute waren und blieben „vertheilt" und „anempfohlen".

Es konnte auch in der That gar nicht anders sein. Die öffentlichen Beamten höchsten Ranges, welche vom König über den Ocean gesandt wurden, empfingen von Staatswegen die Anweisung auf die ihnen zugehörigen Indianer nach Maßgabe und Verhältniß des ihnen anvertrauten Amtes und seiner Einkünfte; ja sogar die habsüchtigen, persönlichen Günstlinge des Königs wünschten sich auf diesem Wege zu bereichern, und sie setzten es durch. So erhielt Conchillos 1100 Indianer „anempfohlen", der Bischof von Fonseca 800, und so durch die Bank; es lohnt sich nicht der Mühe, die einzelnen Namen und Schandthaten zu erwähnen. Alle schickten, wie die englischen Großgrundbesitzer nach Irland, ihre Verwalter nach Amerika, und schließlich waren gerade diese armen, in zwei Instanzen verwalteten Leute die unglücklichsten und elendesten von allen Eingeborenen.

Bisher hatte stets die Regierung die verschiedenen Neger-austheilungen vorgenommen. Im Jahr 1514 geschah es, daß ein gewisser Rodrigo de Alburquerque, Befehlshaber einer

Festung auf Santo Domingo, sich durch Bestechung dieses Geschäft zu verschaffen wußte. Kraft königlicher Vollmacht, die er vorzuweisen im Stande war, schritt er in Gemeinschaft mit dem Finanzminister Pasamonte zu einer neuen Vertheilung; 14 000 Indianer waren noch zu vertheilen da unter den nämlichen Herren oder deren Rechtsnachfolgern, welche während der letzten sechs Jahre die Kraft von 60 000 Männern mißbraucht und erschöpft hatten. Der habsüchtige und schamlose Alburquerque verkaufte sein Geschäft ebenso ungebührlich und ungescheut, wie er es gekauft hatte. Die Indianer wurden vertheilt nach Maßgabe und Verhältniß der Bestechungsgeschenke, welche der Vertheilungsbeamte empfing. Wer am meisten gab, erhielt die meisten. Viele der Ansiedler bekamen gar keine, sahen sich ruinirt, und erhoben nun das Geschrei der Verzweiflung gegen so ungeheure Ungerechtigkeit. Aber der königliche Hof, während Fernando's letzten Jahren in einem Zustand gänzlicher sittlicher Auflösung begriffen, bestätigte Rodrigo's schauerliche Maßregeln und legte seinen Gegnern, den selbstsüchtigen wie den wahrhaft christlichen, Stillschweigen auf.

Allein der damalige Statthalter Don Diego, Sohn des Entdeckers und Admirals Christoph Columbus, fühlte sich in seiner Machtsphäre und Amtsgewalt mit Recht eingeschränkt und angegriffen durch das Auftreten des Alburquerque. Er ging persönlich nach Spanien, und ihm schlossen sich die ganze, große Zahl der Interessenten an, so daß die Regierung schließlich das Feld räumen mußte. Man beschloß, ein Mitglied des Gerichtshofes von Sevilla, einen Licentiaten Namens Ibarra, nach Amerika zu senden, um all' Denjenigen durch eine neue Vertheilung Genugthuung zu verschaffen, welche bei der früheren angeblich zu kurz gekommen waren. Es wurde mit anscheinendem Ernste befohlen, daß man die Indianer im christlichen Glauben unterrichten und zur wahren Civilisation anhalten solle. Zuwiderhandlungen wurden mit ernster Strafe bedroht.

Aber all' diesen Geboten und Verboten begegnete das allgemeinste Mißtrauen; sie waren schon zu oft erlassen und hatten sich ebenso oft wirkungslos gezeigt, als daß man für dießmal einen anderen Erfolg hätte erwarten sollen. Der brave Ibarra war allerdings wohl im Stande, die schwersten Mißgriffe seines Vorgängers theilweise gut zu machen; allein weder er selbst durch seine persönlichen Vorzüge, noch die Regierungsverordnungen, welche mit ihm herübergesandt wurden, konnten durch ihren Inhalt die unversiegbare Quelle des Unheils verstopfen, welche darin bestand, daß ein armes, hilfloses Volk gleich einer Heerde von Schafen verkauft und vertheilt wurde.

II.

Jugend- und Vorbereitungsjahre des Helden bis zum Jahre 1514.

Bartholomäus de las Casas oder Casaus ward nach der allgemeinen Ansicht, aber nicht unumstößlich nachgewiesenen Ueberzeugung der Geschichtsforscher geboren im Jahr 1474 zu Sevilla. Seine Jünglings- und früheren Mannesjahre waren also durchaus angefüllt mit den Zuständen und Ereignissen, welche wir im vorausgegangenen Abschnitt übersichtlich gezeichnet haben. Wir mußten es thun, weil ohne ihre, wenigstens allgemeine, Kenntniß Leben und Charakter unseres Helden durchaus unverständlich bleiben würden.

Casas entstammte einer ursprünglich französischen Familie, deren Name Casaus lautete, und welche sich bei der Eroberung Sevilla's gegen die Mauren unter König Fernando dem Heiligen, in der Mitte des dreizehnten christlichen Jahrhunderts, durch ruhmvolle Waffenthaten das Recht bleibender Niederlassung auf spanischem Boden und sogar die Erhebung in den spanischen Adelstand erworben hatte. Das erste Familienhaupt, welches in Spanien seine Heimstätte gründete, nannte sich unzweifelhaft noch Casaus; allein im Laufe der Zeiten trat, wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt, halb absichtlich

und halb von selbst, die Nationalisirung des Namens in der neuen Heimath ein. Selbst der Bartholomäus de las Casas, welcher den Gegenstand unserer Betrachtung ausschließlich bildet, nannte sich in seinen Jugendjahren bald mit dem einen, bald mit dem anderen Namen; späterhin bediente er sich jedoch ausschließlich der spanischen Benennung Casas, und dieser Name ist ihm auch in der Folgezeit bei Freund und Feind geblieben.

Casas widmete sich oder man widmete ihn dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit auf der Universität Salamanca. Sein Vater, Francisco de Casaus, welcher den Entdecker Christoph Columbus auf einer seiner Reisen begleitet hatte, schenkte seinem Sohn einen von dort als Sklaven mitgebrachten Indianer, welcher nunmehr den Beruf erhielt, den jungen Studenten zu bedienen. Dieses Verhältniß dauerte jedoch nicht lange. Ueber seine Auflösung bestehen zwei verschiedene Darstellungen, von welchen die eine ebenso unwahrscheinlich, wie die andere wahrscheinlich ist. Als höchst unwahrscheinlich bezeichne ich die Erzählung, nach welcher Casas schon in so jugendlichen Jahren, von klarer Erkenntniß des rechtlichen und sittlichen Moments in der Sklavenfrage erfüllt, um des Gewissens willen seinen Sklaven in Freiheit gesetzt und mit den Mitteln zur Rückkehr in die Heimath versehen hätte. Dieß ist nicht nur an und für sich psychologisch unwahrscheinlich, sondern auch namentlich deßhalb, weil Casas, wie wir sehen werden, noch in weit späteren Zeiten selbst Sklavenbesitzer war. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß der junge Student Casas sich nicht wenig darauf zu gut that, einen Sklaven als Gefolge hinter sich einherziehen zu sehen, daß ihm aber die Königin Isabella seinen Spaß in Bälde verdorben hat. Sie hatte erfahren, daß Christoph Columbus eine Anzahl von Indianern unter seine Günstlinge und Ruhmesgenossen vertheilt habe, und sie hatte, mit der doppelten Beleidigung des Weibes und der Monarchin, die Frage aufgeworfen: „Wer hat meinem Admirale Christoph

Columbus die Erlaubniß gegeben, meine Unterthanen an irgend Jemanden auszutheilen?"

Allein die Königin begnügte sich nicht damit, die Beleidigte zu spielen; sie ließ öffentlich und bei Todesstrafe den Befehl verkünden, daß alle als Sklaven in Spanien befindlichen Indianer sofort in Freiheit gesetzt und auf Kosten ihrer Herren in die Heimath zurückbefördert würden. Das sieht der geschichtlichen Wahrheit gleich und zeigt uns namentlich genau, was von Isabella zu hoffen gewesen wäre, wenn sie persönlich dem Schauplatze der Begebenheiten näher gestanden hätte.

In jedem Falle bleibt es eine merkwürdige und nach vielen Richtungen hin belehrende Thatsache, daß Derjenige, welcher sein ganzes, angestrengtes und langes Berufsleben für die Freiheit und Menschenwürde der Indianer opfern sollte, als Sklavenbesitzer seine jugendliche Laufbahn begonnen hat. Eine solche Thatsache lehrt uns namentlich, über keinen Menschen ein endgiltiges Urtheil zu fällen, so lange er noch lebt, dagegen auch an uns selbst keine Verirrung für unheilbar und keine Errungenschaft für unverlierbar zu halten, so lange es Gott gefällt, uns durch das höchste Erdenglück des Lebens Gelegenheit zur Reue und Wiedererkämpfung zu geben.

Nachdem der junge Casas seinen Haussklaven verloren, seine juristischen Studien beendigt und in denselben den Ehrengrad als Licentiat errungen hatte, entschloß er sich, jenseits des Oceans eine Laufbahn zu suchen. Die Veranlassung zu diesem Entschlusse gab ihm wahrscheinlich Ovando's Sendung als Statthalter nach Santo Domingo. Dieß geschah im Jahre 1502, als Casas bereits ein Alter zwischen 27 und 28 Jahren erreicht hatte. Wie es ihm in den nächsten Jahren ergangen, welcher Arbeit, welchem ganz besonderen Lebensberuf er sich gewidmet, wie er auf den Gedanken kam, nach der Rechtswissenschaft auch noch die Gottesgelehrtheit zu erlernen, darüber sagt die Geschichte uns nichts Verbürgtes; gewiß aber ist, daß Casas im Jahre 1510 die heilige Priesterweihe empfing.

Seine Primiz war die erste, welche auf dem Boden Amerika's gefeiert ward; außerordentlich war die Volksmenge, welche ihr andächtig beiwohnte, reich und kostbar die Geschenke, welche dem Neupriester gemacht wurden; er aber, vermöglich von Hause aus, behielt nur einige Andenken für sich und vertheilte alles Uebrige.

Unbestreitbar ist, daß Casas sich im Lauf von acht arbeitsam zugebrachten Jahren einen solchen Ruf von Gelehrsamkeit, Lebenserfahrung und ächt christlicher Tugend erworben hatte, daß Diego Velasquez ihn im Jahre 1511 mit sich nach der Insel Cuba nahm, um sich bei seinem Ansiedelungsversuch in großem Maßstab vorzugsweise der Rathschläge des ebenso frommen wie geschäftsgewandten und gelehrten Priesters zu bedienen. Casas rechtfertigte das Vertrauen des neuen Statthalters in vollstem Umfange; und als derselbe seinen Posten auf einige Zeit verlassen mußte, wies er seinen Stellvertreter an, ohne Kenntnißnahme und Billigung des Vaters Casas nichts zu thun.

Im Jahr 1513 wurde Casas einem berüchtigten Eroberer und Menschenschinder jener Tage, dem Pamfilo de Narvaez, auf eine seiner wiederholten Expeditionen als Rathgeber mitgegeben. Casas, nach seiner eigenen Herzensanlage vom Geist christlicher Menschenliebe erfüllt, durch die Gnaden des priesterlichen Amtes in dieser Gesinnung gestärkt und vergeistigt, ausgestattet zudem mit einer ganz außerordentlichen Körperkraft und Gesundheit, benützte sein neues Amt, um allüberall im Geiste der Versöhnung, der Mäßigung, der Verschmelzung widerstreitender Interessen thätig zu sein. Auf diesem Zug machte er gewissermaßen seine Lehr- und Vorbereitungsjahre als Beschützer und Missionär der Indianer durch. Er predigte den Indianern, deren Sprachen er sich in weitem Umfang und mit großer Gründlichkeit angeeignet hatte; er taufte ihre Kinder, er suchte die Gewaltthätigkeit und Zügellosigkeit der spanischen Soldaten zurückzuhalten, und in häufigen Fällen gelang ihm

dieß, ohne daß jemals ein Mißerfolg ihm den Muth gebrochen hätte; er entwaffnete die Zornausbrüche des leidenschaftlich wilden Generals.

Während einer langen Wegesstrecke hatten es die Spanier nur mit freundschaftlich oder wenigstens friedlich gesinnten Völkerschaften zu thun: die guten Menschen sorgten mit der sanftmüthigsten Freigebigkeit für die Bedürfnisse dieser Räuber, die neben dem Vorwande, Entdecker sein zu wollen, zugleich den ungleich frecheren erhoben, Apostel unseres Herrn und Heilandes zu sein. Die Aufführung der spanischen Soldaten entsprach natürlich keineswegs der freundlichen, in hohem Grade unverdienten Aufnahme von Seite dieser bis zur Hilflosigkeit schwachen und furchtsamen Bevölkerung. Schließlich brach eine Reihe von Zwistigkeiten und Zänkereien aus, welche die Expedition in fortwährendes Blutvergießen zu verwickeln drohte. Casas vereinbarte sich, um diese gefährlichen Widerwärtigkeiten zu verhüten, mit Narvaez dahin, daß in Zukunft beim Einrücken der Spanier in einem Indianerdorfe die Eingeborenen ihren „Gästen“ die Hälfte des Ortes zu überlassen hätten, und daß es jedem Spanier bei schwerer Strafe verboten sein solle, in das Indianerquartier einzutreten oder einzudringen.

Man sieht, man ahnt noch mehr, in welcher Weise diese Entdecker ihre Entdeckungen machten!

Die Indianer jedoch hatten das richtige Gefühl, welch ein Mann vor ihnen stehe. Schon in diesen frühen Jahren seines Lebens erkannten sie in ihm den Einzigen, welcher mit wahrer Menschenfreundlichkeit für sie zu sorgen, sie zu vertheidigen, ihnen Erbarmung und Liebe zu erweisen bestrebt war; als ein gewissermaßen göttliches Wesen erschien er ihnen inmitten einer vollständig gefühllosen Bande von Metzgern und Mördern. Seinen Befehlen leisteten sie unbedingten Gehorsam; von ihm allein hofften sie Abhilfe in ihrem tiefen Elend.

Was aber dazu gehörte, zwischen diesen zwei Menschenklassen blutiges Unglück zu verhüten, das sehen wir beispielsweise an

einem einzelnen Vorfall der Expedition, von welcher wir eben sprechen. Die Spanier waren in die Provinz Camaguej, ihr eigentliches Reiseziel, eingerückt, und machten eines Abends Halt an einem Fluß oder Bach, in welchem sie ganz ausgezeichnete Schleifsteine fanden; sie machten unmittelbaren Gebrauch davon und rückten mit frisch geschliffenen Schwertern im nächsten Indianerdorfe ein. Sie wurden mit der nämlichen Freundlichkeit aufgenommen, wie bisher überall; die Lebensbedürfnisse, welche man für die Fremdlinge aufgeschichtet hatte, wurden allmälig vertheilt; die Indianer kauerten sich nieder, um diese für sie noch vollständig neuen Menschengestalten und namentlich auch die Art und Bewegung ihrer Pferde zu beobachten; die Zahl der Indianer soll sich auf über 2000 belaufen haben. Narvaez, zu Pferde, führte das Commando; unter ihm überwachte Casas, wie gewöhnlich, die Austheilung der Portionen. Auf einmal zieht, wie wahnsinnig geworden, ein Spanier sein frischgeschliffenes Schwert, alle Uebrigen folgen in toller Grausamkeit seinem Beispiele nach; Alle stürzen sich wüthend und mordend über die unglückseligen Indianer her, welche ihrerseits, wehrlos, hilflos, betäubt und niedergedonnert, sich keiner Schuld bewußt, nichts Anderes zu thun wußten, als sich mit ruhiger Ergebung zusammenhauen zu lassen; nur Wenige entkamen. Narvaez schaute dem empörenden Auftritt mit eiserner Ruhe zu und beeilte sich keineswegs, demselben ein Ende zu machen; nur Casas mit seinen unmittelbar Untergebenen eilte augenblicklich an den Ort des Gemetzels, und mit großer Mühe gelang es ihm, nachdem schon entsetzlicher und unersetzlicher Schaden angerichtet war, dem ferneren Morden Einhalt zu gebieten.

Bodenlos nichtswürdig waren die Vorwände, mittelst welcher die Verbrecher ihr furchtbares Handeln zu rechtfertigen versuchten. Die Indianer hätten mit verdächtiger Aufmerksamkeit die Pferde der Spanier beobachtet; die Fischgräten, mit welchen sie die Köpfe zu verzieren pflegten, seien nichts Anderes gewesen

als vergiftete Pfeile; die Stricke, welche sie um ihre Lenden trugen, hätten keine andere Bestimmung gehabt, als die Spanier zu binden und zu fesseln. Es wäre lächerlich, wenn es nicht gar so traurig wäre.

Für Casas war dieser Tag unvergeßlich; er brachte zwar seinem Verstand noch keine vollständige Erkenntniß des ganzen in Frage stehenden Verhältnisses, aber seinem Herzen schlug er tiefe Wunden, die noch bluteten, als er ein halbes Jahrhundert später in seinem großen Geschichtswerk den entsetzlichen Auftritt schilderte.

Die Folge war, daß die Indianer sich nach den benachbarten kleinen Inseln zerstreuten und die spanische Expedition sich selbst überlassen blieb.

Die fruchtbare Ebene, in welcher sie gelagert waren, sicherte den Spaniern wenigstens die Möglichkeit, sich einige Zeit an Ort und Stelle zu halten. Da erschien eines Tages ein junger Indianer zwischen zwanzig und dreißig Jahren, suchte sofort das Zelt des Licentiaten Casas auf und knüpfte ein Gespräch an mit einem anderen, hochbetagten Indianer, Camacho, welcher bei Casas als Verwalter diente. Der junge Mann gab zu verstehen, daß, wenn Vater Casas ihn und seinen Bruder annehmen wollte, sie ihm mit großem Vergnügen dienen würden, indem sie eine große Vorstellung von seiner Menschenfreundlichkeit und edlen Gesinnung hätten. Casas trat mit gewohnter Herzlichkeit in die Verhandlung ein, versicherte, daß das Brüderpaar bei ihm gut aufgehoben sein werde, und benützte die Gelegenheit, um durch seinen treuen Camacho Erkundigung anstellen zu lassen, ob und welches Mittel sich etwa finden ließe, um die Uebrigen zur Rückkehr zu bewegen. Der Jüngling schien den Zusicherungen des Camacho Glauben zu schenken und versprach, sobald er mit seinem Bruder komme, um den Dienst bei Casas anzutreten, auch die Bevölkerung des ganzen Indianerdorfes mitzubringen, zu dessen Gebiet der Lagerplatz gehörte. Er wurde reichlich bewirthet und beschenkt, ihm der

Name Adrian beigelegt, und er ging mit großer Selbstzufriedenheit daran, sein Versprechen in's Werk zu setzen.

Viele Tage vergingen, ohne daß Adrian oder sonst Jemand erschien; sogar der sonst stets indianergläubige Casas hielt sich für betrogen; nur der alte Camacho hielt fest an der Ueberzeugung, es sei unmöglich, daß der kleine Adrian sein Wort breche. In der That erschien dieser auch eines Nachmittags, als man ihn am wenigsten erwartete, begleitet von seinem Bruder und von weiteren 180 Mann, nebst Sack und Pack. Sie wurden begreiflicher Weise mit der größten Freude und Freundlichkeit empfangen und wieder in den Besitz ihrer Wohnungen eingesetzt; nur Adrian und sein Bruder blieben unter Oberaufsicht Camacho's im Dienste des Vaters Casas.

Sobald das Gerücht von diesen Vorgängen sich weiterhin verbreitete, kamen auch die entfernteren Völkerschaften nach und nach in ihre Wohnsitze zurück und vertrugen sich ruhig und friedlich mit den Spaniern. Die Spanier lebten in Ueberfluß; die Indianer liehen ihnen ihre Canoes zu Küstenfahrten längs den Gestaden der Insel, und der maßgebende spanische Einfluß erstreckte sich, Dank der Anziehungskraft des Namens Casas, auf hundert Stunden in die Runde.

Wie groß der Zauber dieses Namens war, sah man in diesen Tagen an einem merkwürdigen Beispiele. Casas erfuhr von den Indianern, es seien in der Gefangenschaft der Indianer zwei weiße Frauen und ein weißer Mann; nach den Andeutungen, welche sie gaben, mußten die Gefangenen sich in ziemlich großer Entfernung befinden. Casas ertheilte also den mündlichen Befehl, die Gefangenen vor sein Angesicht zu bringen, und zu dessen Bekräftigung gab er ihnen ein Stück weißes Papier, als ob der Befehl schriftlich darauf wiederholt wäre. Als Vollstreckungsmittel für den Fall des Ungehorsams gab er dem Boten einfach die Drohung mit: „die Nichterfüllung seines Wunsches würde ihn sehr betrüben“.

Welch' großes Stück Pädagogik liegt in diesen Worten! —

Nach einigen Tagen kamen die beiden gefangenen Spanierinnen an, und das Canoe, in welchem sie gebracht wurden, landete unmittelbar bei dem Zelte des Vaters Casas, welchen die Indianer solchergestalt förmlich zum Oberbefehlshaber der Expedition ernannt hatten. Die eine war eine Frau von 40, die andere ein Mädchen von 18 Jahren; sie hatten sich in Tracht und Sitte vollständig den Gewohnheiten und Lebensregeln der Indianer anbequemen müssen. Sie waren vor einigen Jahren mit mehreren Spaniern auf einer eigenmächtigen Entdeckungsexpedition von Indianern überfallen und gefangen genommen worden. Die sämmtlichen Männer wurden theils ertränkt, theils mit Pfeilen erschossen; nur den zwei Frauen schenkte man das Leben; als Dienerinnen der Indianer hatten sie bis dahin in beständiger Todesangst gelebt, ohne daß jedoch irgend eine Mißhandlung gegen sie verübt worden wäre. Der Name Casas schenkte ihnen die Freiheit wieder und gab sie der christlichen Gesellschaft zurück. Unser guter Licentiat beschränkte sich aber nicht darauf, die zwei Damen mit Worten und mit leeren Redensarten zu trösten, sondern er verschaffte ihnen auch zwei brave Männer, so daß dieses interessante Abenteuer wirklich zu allseitiger Zufriedenheit seinen Abschluß fand.

Noch fehlte aber der gefangene weiße Mann; Casas ließ dem betreffenden Caziken sagen, er möge denselben gut behandeln und aufheben, bis er selbst komme, ihn zu holen. Der Cazike gehorchte; als die spanische Heeresmacht in seinem Gebiet anlangte, erschien er persönlich mit seinem Gefangenen und machte großes Aufheben von der ernstlichen Bemühung, mit welcher er das Leben desselben gegen die blutgierigen Zumuthungen anderer Caziken vertheidigt habe.

Die Expedition betrat nunmehr das Gebiet der später so genannten Provinz Habana. Die Bewohner dieser Gegenden hatten Kenntniß erhalten von dem entsetzlichen Ereigniß in Camaguej, verließen bei Annäherung der Spanier Haus und Hof und flüchteten sich in die Gebirge. Man griff zu dem

gewöhnlichen Mittel der Blanco-Befehle auf den Namen des Vaters Casas und ließ den Indianern sagen, sie möchten zurückkehren, Casas versichere sie einer guten Behandlung. Auf diese Verheißung trauend, kehrten ungefähr 19 Mann zurück; sie brachten auch einige Lebensmittelvorräthe mit. Man kann es fast nur durch eine Art von Wahnsinn erklären, daß Narvaez alle diese Leute gefangen nehmen ließ, in der Absicht, sie gleich des andern Tages erschießen zu lassen. Casas widersetzte sich dieser sinnlosen Wütherei und Grausamkeit zuerst durch flehentliche Bitten, und als diese nichts fruchteten, durch ernste Drohungen. Er rief dem Befehlshaber die allerbestimmtesten Befehle und Instructionen des Statthalters in's Gedächtniß zurück, in welchen ihm nicht nur einmal, sondern bei jeder Gelegenheit die beste Behandlung der Indianer zur Pflicht gemacht, jede Feindseligkeit dagegen, abgesehen von dem Falle der Nothwehr, auf's Strengste verboten wurde; und als Narvaez auf seinem entsetzlichen Vorhaben beharren zu wollen erklärte, verkündete ihm Casas, daß in diesem Fall er selbst augenblicklich den Rückweg zum Statthalter antreten und dafür sorgen werde, daß ein solch' frevelhafter und grausamer Ungehorsam nicht ohne die gebührende Züchtigung bleibe.

Am folgenden Tag legte sich der wahnsinnige Blutdurst des Befehlshabers; er setzte die armen Leute in Freiheit, mit Ausnahme eines Einzigen, welcher unter ihnen der Angesehenste und Vornehmste war; auch dieser wurde später auf Befehl des Statthalters aus seiner Haft entlassen und nach Hause gesandt.

Von der Südküste Cuba's kehrte die Expedition nach Norden zurück; Diego Velasquez wollte die ganze Insel recognosciren, um sämmtliche Punkte festzustellen, an welchen eine Colonisation erfolgen sollte. Er vereinigte sich mit Narvaez und Casas in dem Hafenplatze Xagua und beschloß, hier eine Stadt zu gründen, welche später zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit den Namen Trinidad erhielt. Er bezeichnete die künftigen spanischen Colonisten und verordnete die gewöhnlichen Austhei-

lungen von Land und Indianern. Dieß geschah i. J. 1514, und eine der besten und reichsten „Encomiendas“ war diejenige, durch welche die großen Verdienste des Vaters Casas um die Expedition des Narvaez anerkannt und belohnt werden sollten. Er war auch damals, seinen natürlichen Neigungen und der nationalen Richtung seines ganzen Volkes in jener Zeit nachgebend, noch keineswegs bis zur vollen Unabhängigkeit von irdischen Gütern hindurchgedrungen; er nahm also die ihm zugedachte Belohnung an.

Sein bester und vertrautester Freund war um jene Zeit ein gewisser Pedro de Renteria, ein tugendhafter Mann und frommer Christ, der zudem bei den Spaniern ein ziemlich hohes Ansehen genoß, indem er einmal Bürgermeister der Hauptstadt und einmal Stellvertreter des Statthalters gewesen war. Dieser Mann erhielt neben derjenigen des Casas seine Encomienda, indem der Statthalter aus gleichmäßigem Wohlwollen gegen Beide wünschte, daß sie sich gegenseitig in ihren industriellen Unternehmungen unterstützen möchten. Sie schlossen in der That einen Gesellschaftsvertrag mit einander, der jedoch einen sehr eigenthümlichen Verlauf nahm. Renteria, der Laie, war so ganz in Gebet und innerliches religiöses Leben versunken, daß man ihn mehr in der Kirche sah, als in den Bergwerken und Pflanzungen; er liebte es mehr, zu beten, als zu rechnen und überließ seinem Gesellschaftsgenossen, dem Priester Casas, mit dem ganzen Geschäft auch die sklavenmäßige Verwendung der Indianer. Bei aller menschenfreundlichen Anlage und Gesinnung war Casas, wie schon angedeutet, der Neigung für Erwerb und Gewinn keineswegs fremd, und nur allmälig hat ihm Gottes Gnade über diese Klippen hinweggeholfen. Mit allem Eifer des ersten Ansturms — wovon vielleicht aus dem ursprünglich französischen Blute noch ein Rest stecken geblieben war — gab er sich der neuen Beschäftigung hin. Renteria war seelenfroh, einen solchen Compagnon gefunden zu haben, der ihn selbst der Mühe überhob, sich der Sache im geringsten

anzunehmen und ihn doch keinerlei Grausamkeit gegen die „anempfohlenen“ Indianer befürchten ließ.

In dieser letzteren Hoffnung täuschte sich denn auch Pedro de Renteria keineswegs. Casas glaubte damals in der That, es sei erlaubt, es sei nicht sündhaft, „entdeckte“ Mitmenschen gegen ihren Willen zu den anstrengendsten Arbeiten zu verwenden; allein er hielt strenge darauf, daß man sie nach dem Gesetze des Christenthums und der Menschenliebe behandle. Das that er selbst, das verlangte er auch von Anderen. Er selbst sagt in späteren Zeiten von sich, daß er „damals in dieser Frage eben so blind gewesen sei, wie alle die Laien, welche seine geistlichen Söhne waren“.

Indem er jedoch diesem Lebensverhältnisse der thatsächlichen, wenn auch nicht rechtlich und officiell anerkannten Sklaverei praktisch näher trat, indem er schauen und empfinden lernte, wie der Mensch entartet, wenn er sich zum Eigenthümer seiner Nebenmenschen aufwirft, und wie er andererseits entwürdigt wird in den Ketten und Banden der Sklaverei, da gingen ihm allmälig die Augen auf und er sah im grellsten Lichte der Verdammniß das ganze gesellschaftliche System, auf welches die Spanier in Amerika ihre Herrschaft gegründet und durch den Auswurf ihrer Nation in's Werk gesetzt hatten.

Pfingsten war herangekommen, das Fest der Erleuchtung durch den heiligen Geist, den Geist der Weisheit und zugleich der Stärke. Der Priester Bartholomäus de las Casas sollte an den Altar treten, um das ewige Sühnopfer erneuert darzubringen, durch welches der Heiland, indem er es für uns Alle darbrachte, sowohl unsere gleiche Schuld als unsere gleiche Würde vor Gott in alle Ewigkeit festgestellt hat. Casas sollte predigen, er sollte das Wort verkünden, das jeden Menschen erleuchten soll, der in diese Welt kommt.

Vierzig Jahre alt, und immer noch nicht einig mit sich selbst über eine Frage, welche geradezu entscheidend war und blieb für die ganze Zukunft und Geschichte jener

herrlichen Länder, in welchen Casas seinen Lebensberuf auszuüben schon vor mehr als einem Jahrzehnt beschlossen hatte, suchte er für seine Predigtvorbereitung Trost und Hilfe in der heiligen Schrift. Da fiel sein Blick auf die heiligen Worte Ecclesiasticus, Kap. 34, V. 23—27, welche lauten:

„23. An den Gaben der Gottlosen hat der Allerhöchste kein Wohlgefallen; noch schaut er auf die Opfer der Ungerechten, und auch durch die Menge ihrer Opfer wird er nicht versöhnet.

24. Wer ein Opfer bringt von dem Gute eines Armen, ist wie einer, der den Sohn im Angesichte seines Vaters schlachtet.

25. Das Brod des Armen ist das Leben des Armen; wer ihn darum bringt, ist ein Mörder.

26. Wer das im Schweiß gewonnene Brod raubt, ist gleich dem, der seinen Nächsten tödtet.

27. Wer Blut vergießt und wer seinen Taglöhner betrügt, die sind Brüder."

Man denke sich ein reines, edles, priesterliches Gemüth, welches, verleitet durch den fast allmächtigen Zug der Zeit, Zeuge und bis zu einem gewissen Grad Mitschuldiger des amerikanischen Sklavenlebens in Bergwerken und Pflanzungen geworden war; man denke sich ein solches Gemüth, zugleich voll Kraft und Willensstärke und im Acte der Vorbereitung auf die heiligsten kirchlichen Handlungen — wie mußte es sich zerschmettert und vernichtet fühlen unter dem Gewichte solcher Worte, wie sie in der That nur der Geist Gottes konnte eingegeben haben.

Für Casas und den Rest seines Lebens waren sie geradezu ein- für allemal entscheidend: von diesem Augenblick an hat er in der Indianerfrage nicht nur nie mehr gewankt, sondern er hat sie zum ausschließlichen Ziel und Zweck, zu seiner wahren Lebensaufgabe erkoren. Er hatte mit dem Lichte plötzlicher, unauslöschlicher, fast wunderbarer Erleuchtung erkannt, daß

es eines jeden Menschen, und in doppeltem Grade eines Priesters gänzlich und bedingungslos unwürdig ist, sich zu bereichern auf Kosten des Schweißes und Blutes gewaltsam geknechteter, rechtlos darniedergetretener Nebenmenschen.

Und dieser Erleuchtung des Verstandes folgte alsbald Wille, Vorsatz und Ausführung der entsprechenden That in vollstem Umfang. Eingedenk, daß wir jeder Zeit, mit Sünden beladen, vor den Richterstuhl Gottes gerufen werden können, besann Casas sich gar nicht lange, sondern verfügte sich zum Statthalter und erklärte ihm rund und fest, daß er die Ländereien und die Bewohner derselben, welche er von der weltlichen Obrigkeit empfangen habe, mit diesem Augenblicke in seine Hand zurücklege. Erst jetzt fühlte er sich befähigt und berechtigt, die Wahrheiten, welche ihm zum Bewußtsein gekommen waren, auch dem Volke als Wort Gottes von der Kanzel zu verkünden mit allem Ansehen des priesterlichen Amtes und mit allem zündenden Feuer seiner urkräftigen Persönlichkeit.

Der Statthalter Diego Velasquez war, soweit wir hievon unterrichtet sind, ein Mann, der Tag für Tag dem amerikanischen Sklavenwesen, so weit es ihn betraf, mit ruhigem Gewissen vorstand und Nacht für Nacht durch diesen Grund seinen Schlaf nicht gestört fühlte. Man kann sich leicht vorstellen, mit welch' betroffenen Augen er diesen Priester mag angesehen haben, der mit vollster Ruhe und Gelassenheit vor ihm stand und ein großes Vermögen, den Grundstock eines unabsehbaren Reichthums, nicht nur mit der größten Gleichgiltigkeit, sondern sogar mit Grausen und Abscheu von sich warf. Seine Verwunderung muß einen um so höheren Grad erreicht haben, als Casas bereits angefangen hatte, sich den Ruf eines auf seinen Gewinn sehr erpichten Mannes zu erwerben: und nun kam dieser Mann mit diesem Gedanken. Uebrigens war ihm Velasquez persönlich gewogen, und er ließ sich deßhalb zu Gegenvorstellungen herab.

„Ueberleget wohl, ehrwürdiger Vater," sagte der Statt-

halter, „was Ihr da sprechet, auf daß es Euch nicht gereue. Gott weiß, daß ich Euch reich und glücklich zu sehen wünsche; deßhalb nehme ich Euren Verzicht vorerst nicht an, sondern ich gebe Euch 14 Tage Frist, um die Sache gemächlich und reiflich zu überlegen, und nachher möget Ihr mir Eure Entschließung kund thun."

Diese Anrede ist höchst merkwürdig; sie zeigt in wenigen Worten, wie bis in's Mark hinein das Geistesleben der amerikanischen und europäischen Spanier von Habsucht und Geiz angefressen war. Ein Statthalter, der einem ehrwürdigen und opferwilligen Priester von Herzen zugethan ist, scheut sich nicht, „bei Gott" zu versichern, wie sehr er ihn durch Sklaverei und Sklavenbesitz „reich und glücklich" zu sehen wünsche. Dieß erscheint als der höchste, um nicht zu sagen einzige Zweck des Lebens; eine entgegengesetzte Ansicht, die so schweres Unrecht von sich weist, ist nahezu des Tollhäuslers würdig. Das Gewissen ist über alle diese Fragen vollständig erstickt unter dem Golde.

Casas erwiederte: „Ich danke meinem Herrn für seine freundliche Gesinnung, und wünsche nur, daß es Euch gefallen möge, anzunehmen, daß die vierzehn Tage bereits vorüber seien. Sollte ich aber späterhin in meine Sünde zurückfallen und Euch mit blutigen Thränen um Zurückgabe meiner Indianer bitten, und Ihr meiner Bitte willfahren, so möge Gott solches Unrecht an Eurer Seele strafen".

Darauf ließ sich allerdings nicht viel sagen. Die Sache ward abgemacht und Casas bat nur, sie möge so lange geheim gehalten werden, bis sein Compagnon Renteria von Jamaica zurückkomme, wo er sich eben befand, weil seine Interessen durch die Auflösung der Gesellschaft nicht geschädigt werden dürfen.

Casas wußte sehr wohl, daß er für das persönliche Wohl derjenigen Indianer, welche er solchergestalt weggab, schlecht sorgte: es konnte ja nicht ausbleiben, daß dieselben

früher oder später einem elenden Menschen zugetheilt wurden, unter dessen Arbeitsqual, Hieben und sonstigen Mißhandlungen sie zu Grunde gehen mußten, was denn auch leider, wie Casas in seinem Geschichtswerke versichert, in der That geschehen ist; allein er war sich klar bewußt, daß vor Allen er selbst rein und frei sein müsse von der allgemeinen Todsünde jener Tage und Lande, bevor er daran denken dürfe, sein Apostolat für die Indianer zu beginnen.

Der Statthalter Diego Velasquez aber scheint nachträglich die Handlungsweise des Priesters Casas mehr und mehr gewürdigt und verstanden zu haben; denn Casas selbst erzählt uns, jener hohe Beamte habe ihm nicht nur von dieser Zeit an vermehrte und gesteigerte Beweise persönlicher Werthschätzung gegeben, sondern sich auch in Bezug auf die Behandlung der Indianer und der Indianerfrage vielfach seines Rathes bedient.

Sein öffentliches Auftreten gegen die Indianersklaverei begann Casas durch eine Predigt am Feste Mariä Himmelfahrt in Gegenwart des Statthalters, welchen er bei dieser Gelegenheit vor der ganzen Zuhörerschaft anredete und um Erlaubniß bat, nunmehr öffentlich kund zu thun, was zwischen ihnen Beiden hinsichtlich der Encomienda des Predigers festgesetzt worden sei. Der Statthalter gab diese Erlaubniß, und nun griff Casas, frei von den Banden eigener Schuld, die ganze Einrichtung mit seiner gewaltigen, glühenden Beredtsamkeit an. Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck diese thatsächliche Bekehrung, dieses ganze Ereigniß — es war für Spanisch-Amerika das „Ereigniß des Tages" — auf diese Zuhörer machte und machen mußte. Sie Alle, vom Ersten bis zum Letzten, waren gewöhnt, den Besitz von Indianern und die rücksichtslose, ja grausame Ausbeutung dieser unglücklichen Menschen, denen im ganzen Leben kaum eine frohe Stunde mehr blühte, als die nothwendige, unerläßliche Grundlage ihres Wohlstandes und ihres Reichthums zu betrachten. Sie selbst fühlten sich nur zum Herrschen und Befehlen geneigt und be-

fähigt; seinen Schweiß und sein Blut herzugeben, dazu war der Indianer bestimmt. Das war für die Anschauung der Spanier von damals ebenso wenig ein sündhaftes Eingreifen in Gottes Ordnung, als nach unserer Anschauung der Tod der Schlachtthiere ein solches enthält. Und nun kam ein Priester, der noch vor wenig Tagen offenkundig selbst eine Anzahl Sklaven besessen und durch sie, wenn auch mit persönlich milder Behandlung, doch durch ihre Sklavendienste Tag für Tag sich bereichert hatte, und verlangte geradezu im Namen Gottes, daß Alle seinem Beispiele folgen müßten, wenn sie auf Errettung ihrer Seelen hoffen wollten.

Casas selbst spricht von dem ganzen Vorfall und von dem Eindruck, welchen diese seine erste Predigt über die Indianerfrage gemacht habe, mit folgenden einfachen und das Gepräge der Wahrheit offenbar an sich tragenden Worten:

„Der Prediger setzte seinen Zuhörern auseinander, in welchem Zustande von Blindheit, Ungerechtigkeit und Tyrannei sie sich befänden, und schilderte ihnen auch die Grausamkeiten, welche sie täglich gegen jene armen, unschuldigen und sanften Menschen zu begehen pflegten. Er sagte ihnen, daß sie nicht können selig werden, so lange sie die ihnen zugetheilten Indianer behalten, und ebenso wenig diejenigen Beamten, welche die Austheilungen verfügten; beide Klassen von Sündern seien im Gewissen verpflichtet zum Ersatz des angerichteten Schadens; er selbst habe die Gefahr des Seelenheiles, in welcher er zuvor lebte, eingesehen und seine Indianer weggegeben. Die ganze Versammlung war erstaunt, ja sogar entsetzt über diesen Vortrag; Einige empfanden wohl eine gewisse Zerknirschung, Andern war es zu Muthe, als ob sie träumten, indem sie solch unerhörte Dinge vernahmen. Denn völlig unerhört war für sie die Behauptung, sie könnten ohne Sünde keine Indianer in ihrem Knechtsdienste behalten, gerade, wie wenn man ihnen gesagt hätte, sie dürf-

ten die Thiere des Feldes nicht zu ihrem Dienste verwenden."

Dahin war es gekommen mit dem Christenthum dieser edlen, herrlichen Nation, seitdem sie angefangen hatte, das goldene Kalb anzubeten.

Inzwischen kam Renteria, von Casas unausgesetzt mit Briefen bedrängt, endlich von Jamaica nach Cuba zurück. Der fromme und mitleidige Mann hatte nicht geringeres Mitgefühl mit den Leiden der Indianer und nicht geringeren Widerwillen gegen das ganze Institut der Sklaverei, als Casas selbst; als er seinen edlen Freund nach der Rückkehr umarmte, verkündete er ihm zugleich seinen festen Entschluß, den gleichen Weg einzuschlagen, sich jeder Theilnahme am Indianerbesitz zu enthalten, nach Spanien zurückzukehren, an maßgebender Stelle das schauerliche Elend und sichere Verderben der Ureinwohner Amerika's zu verkünden und nach Abhilfe zu schreien, so lange er lebe. Der nämliche Strahl göttlicher Gnade hatte die beiden eng befreundeten Seelen zu gleicher Zeit und zwar gerade in einem Augenblick getroffen, wo sie im Raume weit von einander getrennt waren.

Die beiden Männer kamen aber schließlich überein, Renteria solle in Cuba bleiben und Casas die Reise nach Europa unternehmen, und zwar zunächst nach Santo Domingo, und von dort nach Europa; seine Studien, seine priesterliche Würde und seine einflußreichen Verbindungen boten ihm reichlichere und kräftigere Mittel, um dem vorgesteckten Ziele nachzustreben, als dem mehr still-frommen und zur Beschaulichkeit geneigten Renteria. Der Ertrag der Handelsexpedition, welche Letzterer auf Jamaica gemacht hatte, wurde sogleich bis auf den letzten Heller zu Geld gemacht, um die Kosten des neuen Unternehmens zu bestreiten; als dieß besorgt war, reiste Casas nach Santo Domingo ab.

Weder Casas selbst noch irgend ein anderer Schriftsteller erzählt meines Wissens irgend Etwas über die weiteren Schick-

sale des Renteria; ihm wird es deßhalb nicht minder wohl ergehen. Er war ein edler Mensch, dem wahrscheinlich an dem großen und tugendhaften Entschlusse des Casas ein gewisser Antheil gebührt. Nach Allem, was man von ihm weiß, ist es nur wahrscheinlich, daß er in irgend einem Kloster des spanischen Amerika friedlich die Augen geschlossen hat.

Wir haben nun in einer einleitenden Darstellung gesehen, wie sich das so überaus traurige Verhältniß der spanischen Entdecker und Eroberer zu der amerikanischen Urbevölkerung vom ersten Augenblick der Entdeckung bis zum Jahre 1514 gestaltet und entwickelt hat; unser zweiter Abschnitt hat uns gezeigt, auf welche Weise Gott den Apostel der Indianer, den Hilferufer für die Indianer, zu seinem hohen und schweren Berufe langsam vorbereitete, bis zu demjenigen Augenblick, wo das klare Bewußtsein, der heilige Vorsatz und der feste Entschluß, sich diesem Berufe vorbehaltslos und lebenslänglich hinzugeben, in dem gleichen Jahre 1514 in Wirklichkeit und thatenreiches Leben überging.

Bevor wir es nun im Folgenden unternehmen, unseren Helden auf den verschlungenen Pfaden der vielgestaltigen Versuche zu begleiten, durch welche er seinem unverrückbar feststehenden Ziele näher zu kommen bestrebt war, können wir der Nothwendigkeit nicht ausweichen, gleich jetzt, an der Pforte seiner Laufbahn, ein allgemeines Urtheil abzugeben über die Art und Weise, mit welcher er seine Wirksamkeit eröffnete, und es ist unsere Meinung, daß auch hier, wie in den überaus meisten Fällen, die Wahrheit ungefähr in der Mitte wird zu finden sein.

Als unzweifelhaft wird vorangestellt werden dürfen die ganz entschiedene Behauptung, daß Casas aus rein christlichen Beweggründen gehandelt hat, und zwar im Beginn seiner Laufbahn eben so wohl, wie im ganzen Verlaufe derselben. Die Aussichten auf glänzenden Reichthum, auf Einfluß und Ansehen bei den Mächtigen der Erde, auf Alles,

was dem Priester überhaupt noch Freude und Genugthuung bereiten konnte, gab er willig ein- für allemal auf, um einem langen Leben ruheloser Strapazen sich zu widmen, wie es eben nur seine felsenfeste Körperbeschaffenheit zu ertragen im Stande war.

Vorzugsweise zweierlei Vorwürfe sind es, die man gegen ihn erhoben hat: der Vorwurf leidenschaftlicher Uebertreibung und derjenige persönlicher Eitelkeit.

Ich bin mit diesem Büchlein kein Lobredner meines Helden, sondern ein Diener der geschichtlichen Wahrheit: mir scheint es, daß die zwei bezeichneten Vorwürfe gegen Casas im Ganzen und Wesentlichen unbegründet sind, daß er aber von einer unbewußten Mitwirkung derartiger Menschlichkeiten nicht vollständig freigesprochen werden kann. So fest ich überzeugt bin, daß Casas nur um der Indianer willen Alles hingab bis auf sein Leben, ebenso wenig vermag ich die Behauptung abzuweisen, daß er sich in dieser seiner Rolle, in die er oft wie in einen Spiegel blickte, wohlgefiel; mag nun hiebei das ursprünglich französische Wesen seiner Familie, mag die ganz außerordentliche Lebendigkeit seines Temperamentes, mag sogar die körperliche Vollkräftigkeit seiner Natur mitgewirkt haben, oder vielleicht alle diese Gründe und noch mehrere derselben zusammen — kurz, man empfängt, indem man das Leben und die Schriften des Casas studirt, zuweilen den Eindruck, als ob er selbst an diesem menschenfreundlichen und aufopfernden Indianerapostel eine gewisse Freude gehabt habe. Und wer von uns Allen will auftreten und ihm diese Freude mißgönnen? Wer von uns Allen hat entfernt so viel geleistet, wie er?

Wohl in noch höherem Maße begründet ist der andere Vorwurf. Großartig und erhebend ist es, zu sehen, wie dieser Mann, reich an den glänzendsten Geistesgaben und im frohen Ausblick auf ein Leben voll glänzender öffentlicher Erfolge, Alles auf einmal hinwegwirft um einer einzigen klar erkannten Wahrheit willen. Allein nichtsdestoweniger muß auch zugestanden werden, daß er die Dinge gar zu sehr mit einem

Male auf den Kopf gestellt hat. Es ist wahr, für ihn blieb kein Zweifel mehr an der sittlichen Auffassung des ganzen Verhältnisses; allein er mußte sich doch auch billiger Weise sagen, daß er selbst noch Tags zuvor ein theoretischer und praktischer Anhänger des nämlichen Sklavensystems gewesen war, welches er jetzt, einen Tag nachher, mit der Untrüglichkeit und Leidenschaftlichkeit eines Fanatikers als den ganz gewissen und ganz rettungslosen Weg zur Hölle bezeichnete. Er, der gewiegte und geschulte Kenner des Lebens und aller seiner Verhältnisse, mußte sich doch sagen, daß die Indianersklaverei die feste Grundlage aller gesellschaftlichen Verhältnisse im spanischen Amerika sei, und daß es aus diesem Grunde nicht wohl angehen werde, die ganze Sache von einem Tag auf den andern aus der Welt zu schaffen. Er mußte sich vorstellen, daß seine Nebenmenschen, trotz seines uneigennützigen und erhabenen Beispiels, an der Möglichkeit eines Irrthums auch auf seiner Seite fort und fort festhalten würden; er mußte sich endlich, als gereifter Mann von vierzig Jahren, schon vom bloßen Standpunkte der Klugheit aus die Frage vorlegen, ob es nicht im eigenen Interesse der Sache, deren Vorkämpfer zu sein er entschlossen war, vielleicht besser und vernünftiger wäre, schrittweise und stufenweise vorzurücken, als auf einmal und gleich von Anfang an Alles von Allen, das Aeußerste auch von den Schwächsten zu verlangen. Ueber alle diese Fragen will ich ebenso wenig aburtheilen, als Casas an dieselben gedacht zu haben scheint. Ich wollte nur andeuten, daß es auch bei diesem edlen, erhabenen Vertreter einer rein guten Sache an den Gebrechen menschlicher Unvollkommenheit wohl nicht gefehlt hat.

III.

Casas als diplomatischer Colonisator.

Als Casas, zum letzten Male begrüßt von seinem Freunde Renteria, von Cuba nach St. Domingo kam, traf er dort ein

bis zur höchsten Erbitterung gesteigertes Parteitreiben. An der Spitze der alten Colonisten stand der Admiral-Statthalter, Colombo's Sohn Diego; die andere Partei wurde durch Pasamonte geführt; alle Leidenschaften waren geschürt und gehetzt durch die Folgen des willkürlichen Repartimiento von Alburquerque; alle Hoffnungen stützten sich auf die beginnende Thätigkeit des Licentiaten Ibarra; allein Alle und jeder Einzelne dachte nur an die Befriedigung seiner selbstsüchtigen, habsüchtigen und herrschsüchtigen Leidenschaften; an die Indianer dachte Niemand, als das einzige priesterliche Herz, dessen Träger soeben den Fuß auf die Erde Santo Domingo's setzte. Sofort begann er seine Thätigkeit im öffentlichen Leben wie im vertrauten Kreise, im priesterlichen Amte und als gewöhnlicher Privatmann, durch Rath, Ermahnung, Bitte, Predigt; allein Niemand hörte auf ihn. Weder durch die Niederlage der Patres Dominicaner, noch durch die Regierungsbefehle, welche Ibarra mitbrachte, ließ Casas sich abschrecken oder einschüchtern; sein Eifer und seine Thätigkeit blieben sich unabänderlich gleich.

Allein diese Thätigkeit, insoferne sie gerichtet war auf eine freie, sittliche, opferwillige Entschließung der Colonisten und hieraus sich von selbst ergebende Besserung der Verhältnisse, blieb erfolglos, eben weil sie mit den beherrschenden Leidenschaften der Menschen in Widerspruch stand; und soferne sie nach unmittelbarer Verwirklichung von Casas' Idealen strebte, konnte sie ihm sogar recht ernste Gefahren bringen. Casas fand auch nicht einen einzigen Nachahmer seiner eigenen Handlungsweise; auch nur von bloßer Milderung der Indianerzustände in Folge seines Auftretens findet sich keine Spur; wohl aber nahmen die Staatsbehörden in steigendem Grad Anstoß daran, daß ein Zustand der Dinge, fest begründet in Gesetz und Gewohnheitsrecht, auf dessen Fortdauer die gesammte spanische Bevölkerung all' ihre Hoffnungen zunehmenden Gedeihens und künftigen Reichthums baute, in so bedenklicher Weise angegriffen wurde von einem einzelnen

Bürger, sei er auch Priester, sei er auch im Uebrigen noch so tugendhaft und fromm. Es ist eben wieder die alte, tragische Geschichte von „Gottes Gesetz im Kampf mit menschlicher Satzung", wie Platen so wunderbar schön und treffend sagt.

Nachdem Casas sich von diesem Stand der Dinge genugsam überzeugt hatte, faßte er, dem in seiner glühenden Begeisterung für die einmal übernommene Sache keine Unternehmung zu groß und kein Mittel zu gewagt erschien, den kühnen Entschluß, die Regierung auf seine Seite zu bringen, und mit Hilfe der Staatsgewalt zu erreichen, was die Gesinnung seiner Zeitgenossen ihm versagte.

Dabei übersah oder vergaß Casas, in welch' hohem Grade die Staatsregierungen ihrerseits von den Gesinnungen der Zeitgenossen abhängig sind.

Gegen Ende des Jahres 1515 kam Casas in Sevilla an und machte sich sofort auf den Weg zum königlichen Hoflager, um mit seinem Monarchen über die große Angelegenheit seines Herzens und der Menschheit persönlich zu sprechen. Er traf ihn auf dem Wege nach Sevilla, zu Plazencia. Schneller als Casas waren über das Meer gekommen die gegen ihn gerichteten Verdächtigungen und Verleumdungen des überseeischen Finanzministers Pasamonte. Indessen stand auch Casas seinerseits nicht ganz so ohne Schutz und Verbindungen da, wie man wohl glauben mochte: der Erzbischof von Sevilla und der damalige Beichtvater des Königs, Namens Matienzo, beide Mitglieder des Dominicanerordens, theilten vollständig die Lehre und Ueberzeugung von Casas und unterstützten ihn mit ihrem ganzen Einfluß und mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen. So kam es, daß König Fernando schon in Plazencia dem Casas Audienz ertheilte und ihn dabei aufmerksam und wohlwollend anhörte. Er hieß ihn nach Sevilla zurückkehren und versprach, dort werde er noch ausführlicher mit ihm sprechen. Auf den Rath des königlichen Beichtvaters machte Casas auch dem Staatssecretär Conchillos und dem

Bischof Fonseca seine Aufwartung, weil die ganze Angelegenheit nothwendig durch die Hände dieser beiden hochgestellten Beamten gehen mußte. Der Staatssecretär, als gebildeter Hofmann, empfing höflich den Mann, welchen sein König mit Wohlwollen empfangen hatte; der Bischof, finstern Temperamentes und in starren Vorurtheilen befangen, war unzugänglich für Alles, was Casas vorzutragen hatte, und entließ ihn in Ungnaden.

Während sich so die beiden Parteien kampfgerüstet gegenüberstanden, trat ein Ereigniß von ganz unübersehbarer Bedeutung ein. Am 23. Januar 1516 starb König Fernando, der Katholische, und alle Verhältnisse waren nun auf einmal verschoben, alle Verbindungen und Plane mußten auf neuer, wesentlich veränderter Grundlage angeknüpft und eingeleitet werden.

Der erste Gedanke, welchen Casas in dieser Lage faßte, war, alsbald nach Flandern sich zu begeben, wo der neue König, Karl I., später als Kaiser Karl V. genannt, weilte; ihm wollte er gerade so wie seinem Vorgänger sein Herz eröffnen und die Sache der Indianer an sein Herz legen. Bei näherer Ueberlegung fand er es jedoch passend, die während der Zwischenregierung leitenden Männer des Reiches in Madrid aufzusuchen und ihnen von seiner beabsichtigten Reise Rechenschaft abzulegen. Diese Männer waren der große Franziscanermönch Cardinal Ximenes, und der Dechant Adrian von Löwen. Der erstere war eigentlicher Reichsverweser, der letztere österreichischer Gesandter mit besonderen Vollmachten des Erzherzogs für den Todesfall seines Großvaters; die wirkliche Macht und der entscheidende Einfluß ruhten in den Händen des Cardinals. Seinem hochstrebenden, allen wahrhaft christlichen und zugleich genialen Ideen zugeneigten Geiste mußte der Plan unseres Casas in hohem Grade entsprechen. Die von der göttlichen Vorsehung unter den Schutz der Krone Castilien gestellten Indianervölker von jedem Unrecht und von jeder Unterdrückung

zu befreien, sie zu wahrhaftigem Christenglauben zu bekehren vermöge ganz anderer und weitaus wirksamerer, auch der menschlichen Würde besser entsprechender Mittel, als die bisher angewendeten waren, und zugleich all' die furchtbaren Mißbräuche vernichtend auszurotten, welche sich in der Regierung und Verwaltung jener entfernten Länder eingeschlichen und festgefressen hatten, das waren in der That Plane und Gegenstände, vollkommen geeignet, die höchste Aufmerksamkeit und die ganze gewaltige Geisteskraft eines Ximenes selbst in den letzten Tagen seines Lebens in Anspruch zu nehmen. Er hörte folglich den Casas mit dem größten Interesse und zugleich mit derjenigen Liebe an, welche ungeachtet aller geistigen Felsennatur auch sein Herz für die Armen, Nothleidenden und Verfolgten dieser Erde erfüllte. Er ließ ihn nicht nach Flandern ziehen, um dort Hilfe zu suchen, sondern er versprach, ihm dieselbe augenblicklich zu leisten, und er hielt auch Wort, so weit es nur in seinen Kräften stand.

Ximenes ließ in seiner und Adrians Gegenwart eine Zusammenkunft der in den amerikanischen Angelegenheiten best bewanderten und durch lange Erfahrung geschulten Beamten abhalten und bat Casas, vor dieser Versammlung den Stand der Verhältnisse und die Lage der Menschen auseinanderzusetzen, wie er sie drüben verlassen habe, und zugleich die Mittel anzugeben, welche nach seiner Ansicht zu einer Besserung in der einen und in der andern Beziehung führen könnten. Die Folge dieser Versammlung und des Vortrags, welchen Casas ihr erstattete, bestand darin, daß Doctor Palacios Rubios, einer der anwesenden Geheimen Räthe, den Auftrag erhielt, gemeinsam mit Casas einen detaillirten Plan über die Regierung und Verwaltung America's auszuarbeiten und vorzulegen, einen Plan, in welchem „die persönliche Freiheit und menschenwürdige Behandlung der Indianer vereinigt werden sollten mit den vernünftigen und berechtigten Interessen der Colonisten".

Binnen weniger Tage hatten die beiden Männer ihre Arbeit vollendet; sie erhielt die Billigung des Cardinals und es blieb nur noch die Frage zu erledigen, welcher Person ein so hochwichtiges und zartes Geschäft anvertraut werden solle. Es wurden hiezu drei Hieronymiter-Mönche auserkoren, also Mitglieder eines Ordens, welche zufolge ihrer Statuten nicht nur von Amerika nichts zu wissen brauchten, sondern grundsätzlich allen weltlichen Geschäften fern und fremd bleiben sollten. Diese Maßregel beruhte keineswegs bloß auf der allgemeinen Vorliebe, welche man damals und selbst noch zur Zeit Philipps II. für den Orden des hl. Hieronymus in Spanien hegte, auch nicht auf einer besonderen Liebhaberei des Cardinals Ximenes, sondern ganz wesentlich auf einer ruhigen und besonnenen Erwägung aller Umstände. Leidenschaftslos und unparteiisch mußte vor Allem die Persönlichkeit sein, welcher die Riesenaufgabe der amerikanischen Reform anvertraut werden sollte; keinem Interesse durfte sie dienstbar oder auch nur zugänglich, und sie mußte begeistert sein für das erste und höchste Ziel der ganzen Entdeckung dieser „Neuen Welt", nämlich für die Bekehrung ihrer Einwohner zum Christenthum. Aus diesem letzteren Grunde stand es für den Cardinal Ximenes in erster Reihe fest, daß nur Priester, und zwar Mönche, der Aufgabe gewachsen sein konnten. Hatte er doch, wie nicht leicht ein Anderer, an sich selbst erfahren, was sich Alles aus einem Mönche machen läßt. Nun hatten aber in nur zu erregter und deßhalb bedauerlicher Weise die Dominicaner für, die Franciscaner gegen Casas Partei ergriffen, und es war darum in der That ein hoher Beweis für die christliche Gewissenhaftigkeit und staatsmännische Unbefangenheit des Cardinals Ximenes, daß er, selbst Franciscaner, das ganze Werk nicht nur mit dem ganzen Feuereifer seiner großartigen Natur ergriff, sondern es auch einem dritten Orden übertrug, und zwar einem solchen, der noch in keiner Weise Partei ergriffen hatte, der jetzt zum ersten Mal vor die ganze Frage gestellt wurde.

Die Ordensoberen wehrten sich, wenn ich so sagen darf, aus Leibeskräften; der ganze Auftrag, meinten sie, trage einen Widerspruch in sich selbst, jedenfalls sei dessen Uebernahme im Widerspruch mit Zweck und Wesen des Ordens, und es werde deßhalb nur Ungenügendes oder gänzlich Mißlungenes bei der Sache herauskommen. Ximenes war aber, wie gewöhnlich, ein unerbittlicher Mann, und schließlich wurden ihm die drei Patres Luis de Figueroa, Bernardino Manzanedo und Alonso de Santo Domingo zur Verfügung gestellt.

Casas machte darauf zwei weitere Vorschläge. Für's Erste sollten spanische Landleute als Colonisten nach Amerika gesandt, und zur Uebernahme dieser Aufgabe sollte durch Verleihung gewisser Vorrechte und Vergünstigungen aufgemuntert werden. Auf diesen Gedanken ließ Ximenes sich vorerst nicht ein, dagegen billigte er den zweiten, daß am Hofe ein ständiger Beamter von Wissen und Gewissen angestellt werden solle, dessen ausschließlicher Beruf es sein müsse, nach allen Richtungen für das Wohl der Indianer zu sorgen. Dieses Amt wurde sofort errichtet und nach Lage der Sache mit vollster Richtigkeit gerade dem Manne übertragen, der es vorschlug und gewissermaßen in sich verkörperte. Casas wurde zum „allgemeinen Beschützer der Indianer" ernannt, gleichzeitig mit der Ernennung der drei Patres als königliche Commissäre. Casas wurde angewiesen, gleichzeitig mit ihnen abzureisen und ihnen drüben die nöthigen Aufklärungen zu geben. Ihm wäre es lieb gewesen, auch in dem nämlichen Schiffe mit den Commissären hinüberzusegeln, um auch auf diesem Wege seinem persönlichen Auftreten eine höhere Autorität zu verleihen; allein die Mönche legten diesem Wunsche gegenüber einen ersten Beweis ihres sichern Tactes und ihrer ruhigen Unparteilichkeit ab. Sie befürchteten mit Recht, daß sie ohnedieß auf Santo Domingo zum Voraus keine sehr beliebten Persönlichkeiten sein möchten, und um auch nicht den leisesten Schein irgend einer Parteinahme auf sich zu laden, ließen sie ihm höflich sagen, es fehle

leider auf ihrem Schiffe an den nöthigen Einrichtungen und Bequemlichkeiten für einen Mann von seiner Stellung und Bedeutung. Es blieb ihm nichts übrig, als auf einem eigenen Fahrzeug sich einzuschiffen, mit welchem er denn auch, nur wenige Tage nach den Commissären, zu Anfang des Jahres 1517 glücklich auf Santo Domingo ankam.

Er hatte Vieles in kurzer Zeit erreicht; der Anfang seines öffentlichen Handelns war vielversprechend; er hatte thatsächlich seine Befähigung an den Tag gelegt, mit den höchsten Staatsmännern, mit Fürsten und Königen über die schwierigsten Fragen wie Einer Ihresgleichen zu verhandeln; er hatte sich zu einer geistigen Macht im amerikanischen Leben emporgeschwungen, mit der man rechnen mußte, und war als solche anerkannt. Das war viel geleistet für die kurze Spanne Zeit von kaum zwei Jahren, und ein belebender Hauch froher und glänzender Hoffnungen mag seine kraftvolle Brust gehoben und seine kühne Phantasie entflammt haben, als er, von Europa zurückkehrend, an gedemüthigten Feinden vorüber, in Santo Domingo einzog. Allein eben diese kühne Phantasie ist auch nicht ganz von aller Schuld freizusprechen, wenn nach kurzer Frist eine Reihe von Enttäuschungen begann. Er, Casas, hatte sich fest vorgestellt und in diese Vorstellung mit der ihm eigenen Zähigkeit hineingelebt, die Commissäre würden ihre amtliche Thätigkeit beginnen mit der sofortigen Aufhebung der Repartimientos oder Encomiendas. An solche Maßregeln dachten aber die kaltblütigen und ruhigen Männer nicht im Entferntesten; bei ihnen wie bei der spanischen Regierung hatten nicht nur Casas, sondern auch seine Gegner Gehör gefunden, namentlich hatte man die geringe geistige Befähigung der Indianer, ihre Ungelehrigkeit gegenüber den europäischen Lebenseinrichtungen, Sitten und Gebräuchen, ihr starrsinniges Festhalten an ihren altheidnischen Gewohnheiten und die Unmöglichkeit hervorgehoben, auf einem wesentlich andern Wege als dem bisher eingeschlagenen mit ihnen zu einer eigentlichen Civilisation zu gelangen. Namentlich aber

hatte man mit aller Entschiedenheit darauf aufmerksam gemacht, wie gefährlich es sei, durch eine grundstürzende Aenderung aller Dinge im Sinne von Casas gewissermaßen das ganze spanische Staatsleben in Amerika auf den Kopf zu stellen und die öffentliche Ruhe und Ordnung gegenüber der Indianerbevölkerung den ungewissesten Möglichkeiten preiszugeben.

Die Commissäre blieben also bei allen zweifellos menschenfreundlichen Absichten, von denen sie erfüllt waren, gleichwohl auf der Hut, und waren fest entschlossen, sich von Niemanden zu irgend einer Ueberstürzung hinreißen zu lassen.

Auch Ximenes, obgleich den edlen Gedanken des Casas sehr zugeneigt, war in viel zu hohem Grade Staatsmann, um sich von einem noch nicht hinlänglich geprüften und bewährten Enthusiasten — und das war Casas ohne Zweifel — in seinen Staatshandlungen und bei seinen endgiltigen Entschlüssen leiten zu lassen.

So war es denn gekommen, daß die Commissäre durch ihre Instructionen folgendermaßen angewiesen waren:

Falls es sich nach einer unparteiischen und allseitigen Untersuchung aller Verhältnisse herausstellen sollte, daß die Indianer auf dem Weg und mit den Mitteln, welche ihr Beschützer vorschlug, zu einer ordentlichen christlichen Civilisation gebracht werden könnten, so möge man im Wesentlichen nach dem von Casas und Palacios Rubios ausgearbeiteten Plan verfahren; im entgegengesetzten Falle solle es im Wesentlichen verbleiben bei den i. J. 1512 anläßlich des Auftretens des Pater Montesino festgestellten Anordnungen, jedoch mit einer sehr bedeutenden Anzahl von Erleichterungen und Verbesserungen, sämmtlich im Interesse der Indianer.

Die Commissäre trafen gleich Anfangs einige Maßregeln, aus welchen man den guten und menschenfreundlichen Geist, in welchem sie zu handeln gedachten, ganz unzweideutig zu erkennen vermochte; so schafften sie die Repartimientos von Mitgliedern der Regierungsbehörden und diejenigen aller nicht auf ameri-

kanischem Boden sich Aufhaltenden ohne Weiteres ab; Diejenigen, welche sich Mißbräuche bei Behandlung der Indianer zu Schulden kommen ließen, erhielten nicht nur wirkungslose Verweise, sondern sie wurden empfindlich gestraft; aber die den Commissären aufgetragene, für die Schlußentscheidung so wesentliche Untersuchung zog sich in die Länge und lieferte allerdings nicht gerade dasjenige Bild von den Indianern, welches Casas in seiner phantasievollen Begeisterung entworfen hatte. Auch darf man nicht aus den Augen verlieren, daß die Mönche, obgleich durchaus gutgesinnte, fromme und nach ihrer Absicht unparteiische Männer, dennoch immerhin Spanier, d. h. Mitglieder der Amerika entdeckenden und erobernden Nation waren, und daß sie schon aus diesem Grunde von Vorurtheilen gegen die Indianer nicht ganz frei sein konnten. Denn der Rechtsboden, auf welchem das ganze spanische Staatswesen in Amerika beruhte, war ja eben schließlich ein Boden des Unrechts.

Diesem langsamen und bedächtigen Vorgehen gegenüber gerieth Casas, der die Erfüllung seiner liebsten Herzenswünsche in eine unberechenbare Ferne hinaus sich verzögern sah, in eine Art von Verzweiflung. Wie er es gewöhnt war, so gab er auch dießmal seiner Stimmung den lebendigsten und unvorsichtigsten Ausdruck; er klagte, jammerte, und schließlich verstieg er sich zu Vorwürfen, von welchen selbst die königlichen Commissäre nicht ausgenommen blieben. Diese Männer waren allerdings weise, maßvoll und ruhig genug, um diese kleinen Ausschreitungen bei einem Manne von solcher Bedeutung und sonst so tadelloser Tugend entweder ganz zu übersehen, oder sie der natürlichen Heftigkeit seines Temperamentes und der Begeisterung für seine gute Sache zuzuschreiben. Aber nicht also handelte das übrige spanisch-americanische Publicum, welchem Casas eine so tief verhaßte Persönlichkeit war, daß man sogar seine persönliche Sicherheit und selbst sein Leben ernstlich bedrohte. Er war genöthigt, im Kloster seiner getreuen Freunde, der Dominicaner, eine Zufluchtsstätte zu suchen; allein in seinem

Auftreten und Handeln ließ er sich nicht im geringsten beirren oder beeinflussen.

Er griff sogar in Ausübung seines Amtes als „Beschützer der Indianer" in die Vergangenheit zurück und legte seinem Amte gewissermaßen eine rückwirkende Kraft bei; und es läßt sich nicht läugnen, daß er hiedurch sowohl einen juristischen als einen politischen Fehler beging, dessen Folgen all' das, was er bisher erreicht hatte, wieder zu Grunde richteten. Die Sache verhielt sich aber folgendermaßen:

Durch die übermäßige Arbeit und die Mißhandlungen aller Art schmolz die Indianerbevölkerung von Santo Domingo schon in den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts so entsetzlich zusammen, daß die Spanier sich mit Adleraugen nach anderweitigem „menschlichem Material" für ihre Bergwerke und Pflanzungen umsahen. Hiezu schienen die Lucayen-Inseln geeignet, deren Bewohner sich durch Gelehrigkeit und Friedfertigkeit auszeichneten. Einige Zeit nach Isabella's Tod, im Jahr 1508, als man bereits genugsam wußte, daß König Fernando's Regierung es im Punkte der Menschenrechte weniger genau nehme, als die entschlafene Königin, begann die empörende Hetzjagd gegen diese ebenso unglücklichen wie friedfertigen Menschen, welche man unter dem Vorwand, sie zum katholischen Glauben zu bekehren, von ihren Familien und von den Gräbern ihrer Ahnen hinwegraubte, um sie in den spanischen Minen mehr oder minder langsam umzubringen. Mit Erlaubniß der Regierung wurden ganz eigens zu diesem Zweck Schiffe erbaut und ausgerüstet. Zuerst brauchte man lügnerische Vorwände gegenüber den Lucayen-Bewohnern, indem man ihnen vorspiegelte, man werde sie zu den Seelen ihrer Entschlafenen in den Himmel führen; später wandte man offene Gewalt an, und es wurden so im Laufe von vier oder fünf Jahren ungefähr 40 000 Menschen geraubt und sodann zu Grunde gerichtet; auch dehnte man diese schamlose Seeräuberei auf andere westindische Inseln und auf das benachbarte mittelamerikanische

Festland aus. Eine der empörendsten und folgenreichsten Unternehmungen dieser Art war diejenige nach der festländischen Provinz Cumaná.

Nach Cumaná hatten die Väter Dominicaner mit Genehmigung der Regierung zwei Missionäre Namens Córdoba und Garcés entsandt, um die Eingeborenen zum Christenthum zu bekehren durch Unterricht und durch gutes Beispiel; sie wurden freundlich aufgenommen, mit Liebe, Verehrung und Vertrauen behandelt; sie glaubten, an dieser Stätte endlich einmal durch ein praktisches Muster zeigen zu können, wie man die Indianer bekehren und zugleich civilisiren könne und müsse. Da mußte unglückseliger Weise ein spanisches Raubschiff diese Küste entlang fahren. Die Indianer, beruhigt durch die zwei frommen Väter, flüchteten sich nicht, wie sie früher zu thun pflegten; sie kamen den Fremden fröhlich und freundlich entgegen, versahen sie mit Lebensmitteln und traten mit ihnen in einen mannigfaltigen, durchaus freundschaftlichen Tauschhandel. Nach einigen Tagen luden die Spanier den Caziken der nächsten Umgebung, der sich bereits den spanischen Namen Don Alonso beigelegt hatte, zu Tische ein. Mit ausdrücklicher Billigung der Missionäre begab sich der Häuptling nebst seiner Frau und etwa siebenzehn weiteren Personen, seinen Kindern, nächsten Verwandten und vertrautesten Dienern, an Bord des spanischen Schiffes. Kaum war dieß geschehen, so wurden die Anker gelichtet, die Indianer durch Todesbedrohungen verhindert, sich in's Meer zu stürzen, und sämmtlich als Gefangene nach Santo Domingo abgeführt. Begreiflicher Weise hielten sich nun die zu Hause Gebliebenen zunächst an die zwei armen Missionäre, durch deren Rath die Ausführung des Schurkenstreiches allein möglich geworden war; ihr Leben stand in ernster Gefahr und sie wurden nur dadurch gerettet, daß gerade in diesen Tagen ein zweites Spanierschiff vorüberkam, durch welches sie ihrem Ordensobern in der Hauptstadt sagen lassen konnten, sie hätten den Indianern die sichere Rückkehr der Ihrigen binnen vier Monaten zuge-

sagt, und wenn diese Zusage nicht pünktlich erfüllt werde, seien sie rettungslos verloren.

Unterdessen war das Seeräuberschiff in Santo Domingo angekommen und bot seine Gefangenen öffentlich zum Kaufe an. Das Obergericht verbot dieß aber, und die Richter — vertheilten die unglücklichen Opfer unter sich selbst! — Bald darauf kam das zweite Schiff an; der Prälat und der Pater Montesino thaten alles Mögliche und boten alle denkbaren Mittel auf, um das Leben der Ihrigen zu retten; sie verlangten, baten und flehten, es möge doch unverzüglich ein Schiff abgesandt werden, um den Häuptling mit den Seinigen zurückzuführen und die Missionäre aus ihrer schrecklichen Lage zu erlösen.

Man sollte es nicht für möglich halten, wenn es nicht geschehen wäre! Selbst der Seeräubercapitän hielt es nicht für möglich, denn er glaubte seine Haut nur dadurch retten zu können, daß er sich in ein neugegründetes Kloster flüchtete, dort Mönch wurde und unter dem Schutze des Asylrechts weiter lebte. Es wäre nicht nöthig gewesen; denn die drei schuldigen Richter — man kennt noch ihre Namen — waren taub gegen alle Vorstellungen; weder der sichere Tod der Missionäre, noch die ungeheure Schmach für den spanischen Namen machte auf diese Menschen irgend einen Eindruck. Sie behielten ihre gestohlenen Indianer, und als seiner Zeit das Urtheil aus Madrid anlangte, welches sie zur Herausgabe derselben verurtheilte, waren die Armen bereits bis auf die letzte Seele ihren Leiden und Qualen erlegen; der Tod hatte sie Alle erlöst von einer Welt, in welcher solche Scheusale leben dürfen.

Die Indianer von Cumaná aber thaten nach fruchtlosem Ablauf der vier Monate, was sie vorausgesagt hatten: die beiden Missionäre fielen als Schlachtopfer unter ihren Messern, und das Blut dieser frommen Männer schrie um Rache gen Himmel, aber nicht um Rache an den Indianern. Mit dem Christenthum auf Cumaná hatte es natürlich ein Ende.

Diesen allerdings schauderhaften Vorfall zog jetzt Casas

wieder aus dem Schatten der Vergessenheit an's Tageslicht, verband damit die Gewaltthaten auf den Lucayen und anderen Inseln, und that, was er als „Beschützer der Indianer" nicht glaubte lassen zu dürfen: er klagte die spanischen Richter selbst geradezu als die theils physischen, theils intellectuellen Urheber verschiedener, zahlreicher Mordthaten, er klagte des Königs Richter als Mörder an.

Leider hatte er nur allzusehr Recht in der Sache selbst; allein abgesehen von der Hauptfrage, ob durch diese kühne Criminalanklage auch nur eines einzigen Indianers Loos auch nur für einen einzigen Augenblick gebessert werden dürfte, konnte man seinem Auftreten wohl mit Grund die Einwendung entgegenhalten, daß die Befugnisse seines Amtes sich beschränkten auf die Zeit nach Errichtung und Verleihung desselben, daß ihm dagegen kein Recht zustehe, nachträglich die Indianer zu beschützen gegen solches Unrecht, das ihnen früher widerfahren und von den damals zuständigen Behörden und Beamten aus was immer für Gründen unbeachtet gelassen worden war.

Die Criminalanklage wurde in aller Form Rechtens anhängig gemacht vor dem Licentiaten Zuazo, der ungefähr um die gleiche Zeit mit Casas und den Commissären nach Santo Domingo gesandt worden war, um die Rechtspflege in Bewegung zu setzen und zu beaufsichtigen — eine Art königlicher Staatsanwalt. Zuazo war ein eben so talentvoller als rechtschaffener und menschenfreundlich gesinnter Mann: sein Abscheu gegen solche Unthaten, wie Casas sie seiner amtlichen Verfolgung unterbreitete, war lebhaft und energisch und er machte Miene, seines Amtes mit allem Ernste zu walten. Allein, wie zu erwarten war, so geschah es: die Angeklagten und ihre vielen vermöglichen, einflußreichen und mächtigen Mitschuldigen erhoben ein solches Parteigeschrei, daß die ganze spanische Bevölkerung der Insel förmlich außer Rand und Band gerieth. Die rechtschaffenen und wohlwollenden Commissäre kamen durch diesen Zwischenfall in große Verlegenheit; denn er durchkreuzte

alle ihre guten Absichten und ruhigen Wege in der That auf die widerwärtigste Art: endlich bemerkten sie dem Zuazo amtlich, eine Anklage von so ungeheurer Wichtigkeit eigne sich nicht wohl zur Aburtheilung in einer gewöhnlichen Gerichtssitzung, sondern es gezieme sich, dieselbe vor allen Dingen zur Kenntniß des Monarchen zu bringen, damit dieser nach Berathung der Sache in seinem Staatsministerium das Geeignete verfügte. Darauf entgegnete Zuazo etwas gereizt, den Commissären stehe keine Befugniß zu, sich in Angelegenheiten der unabhängigen Rechtspflege einzumischen. Die Gemüther wurden auf allen Seiten immer mehr erbittert, und da auf Santo Domingo selbst Einer dem Andern hindernd im Wege stand, und in Folge dessen die ganze Sache keinen Schritt vorwärts ging, so wandten sich beide Theile klagend, beschwerend und nicht ohne Leidenschaft an die europäische Centralregierung.

Casas wurde jetzt als ein unruhiger, leidenschaftlicher und händelsuchender Mensch dargestellt, dessen fortgesetzte Unklugheiten die Insel allen möglichen revolutionären Gefahren aussetze. Er selbst ließ in seinen Gegenvorstellungen seinem Grolle gleichfalls freien Lauf und schonte selbst die Commissäre nicht, indem er ihnen Lässigkeit in ihrer amtlichen Fürsorge für das Wohl der Indianer und sogar Parteilichkeit zu Gunsten einiger Verwandten, die sie auf Santo Domingo und Cuba hatten, vorwarf. Casas glaubte, seine Eingaben seien unterschlagen worden; dem sei wie ihm wolle, jedenfalls fiel die Entscheidung der Regierung gegen ihn aus. Dem Licentiaten Zuazo ward die Anweisung zu Theil, ohne Gutfinden der Väter Commissäre in keiner Angelegenheit von politischer Bedeutung einseitig vorzufahren; Casas dagegen erhielt den Befehl, die Insel zu verlassen. Auf diese ihm glücklicher Weise zuerst privatim zugekommene Nachricht rüstete er sich sogleich zur abermaligen Reise nach Europa, um für die eigene und für die Sache seiner Indianer persönlich am Hofe einzutreten.

Seine Feinde wagten den Versuch, ihm auch dieß unmög-

lich zu machen, und selbst die Commissäre befürchteten von seinem Auftreten in Europa neue Verwickelungen. Allein Casas wußte einen unmittelbaren königlichen Erlaß vorzuweisen, der ihn ermächtigte, nach Gutfinden zu gehen und zu kommen, wie er es nach den Pflichten seines Amtes für geboten erachte. So verließ er denn Santo Domingo schon im Mai des nämlichen Jahres 1517, in dessen ersten Tagen er so hoffnungsreich gekommen war, bevor noch die amtliche Ausweisungsverfügung ihren Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hatte. Das Reiseglück war ihm auch dießmal hold; er benutzte die ruhigen Tage, um sich zu erholen von den Strapazen und Erregungen der letzten Monate, und da bei seiner wunderbar kraftvollen und elastischen Natur die Erholung immer bald vollbracht war, so hatte er kaum das Schiff verlassen, als er sich schon auf dem Wege nach Aranda befand, wo damals der Hof oder eigentlich nur die Regierung (denn einen eigentlichen Hof gab es während der Zwischenregierung des großen Franciscaners nicht) verweilte.

Wie Ximenes seinen „Indianer-Beschützer" dießmal empfangen haben würde, weiß Niemand, weil es zu einem solchen Empfang überhaupt nicht mehr kam. Der Cardinal lag auf seinem Sterbebette; sein Geist verließ die Erde, auf welcher er so Großartiges gewirkt, mit dem Bewußtsein, daß ein Mönch den modernen Staat in's Leben gerufen habe: denn das Spanien des Ximenes war in der That der erste, von ihm mit Bewußtsein seiner Leistung in's Leben gerufene Staat im modernen Sinne dieses Wortes.

Casas befand sich jetzt wieder ganz in der gleichen Lage wie im Jahr zuvor, als König Fernando starb. Alle Blicke und alle Hoffnungen wendeten sich dem neuen, jugendlichen Herrscher zu, und Casas mußte, gleich so vielen Anderen, sein Unternehmen bei Karl V. von Neuem anfangen. Von Müdigkeit oder Verstimmung war bei ihm nie die Rede, und da nach kurzer Zeit die Nachricht von Karls Landung auf spanischem

Boden verlautete, so schickte sich der rastlose Mann unverzüglich an, den neuen Monarchen, den neuen Hof und die neuen Minister aufzusuchen.

Die Regierung, welche Karl V. nach Spanien mitbrachte, war im Wesentlichen eine Günstlingsregierung, und schon deßhalb verfehlt, weil sie keine national spanische war. An ihrer Spitze stand Karls gewesener Erzieher, Herr von Chievres, neben und unter ihm der Justizminister Juan Selvajo und Herr von Laxao, der dem Monarchen persönlich besonders angenehm war. Sie Alle hatten das Eine gemeinsam, daß sie von der Politik ihrer Vorgänger im Amte Nichts wissen wollten, und dieser gemeinsame Zug war natürlich der Sache unseres Helden eher günstig, als das Gegentheil. Es versteht sich bei einem Mann von seinen Geistesgaben von selbst, daß er die Vortheile, welche ihm die neue Lage bot, rasch erkannte und richtig ausbeutete. Er gab dem Justizminister eine umfassende und eingehende Darstellung der im spanischen Amerika bestehenden Verhältnisse und erwarb sich durch seine hervorragende Sachkenntniß, zweifellose Uneigennützigkeit und durch die erhabenen Ziele seiner Bestrebungen Gunst, Achtung und Vertrauen bei einem so hochgestellten Manne. Einen noch höheren Grad von persönlicher Beliebtheit und in Folge davon auch von wirklichem Einfluß wußte er sich durch seine gefälligen Umgangsformen und durch seine geistvolle Unterhaltung bei Herr v. Laxao zu verschaffen. Während solchergestalt seine Actien ohnehin im Steigen waren, kam einer der Hieronymiter-Commissäre, Vater Bernardino Manzanedo, von Amerika herüber und suchte unserem unermüdlichen Helden entgegenzuwirken. Als er bei Hof nicht diejenige Aufnahme fand, welche er ansprechen zu dürfen glaubte, ward er der Sache überdrüssig, kehrte in sein Kloster zurück und ließ seinem ebenso gewandten wie begeisterten Gegner Casas freies Feld.

Anders handelten freilich diejenigen, deren materielle Interessen bei der Indianerfrage auf dem Spiele standen.

Sie verfolgten seine Schritte mit einer sich stets gleichbleibenden Erbitterung, und machten bei den Ministern die Unklugheit seines Benehmens, das Phantastische und Grundlose seiner Versprechungen, die vollständige Unfähigkeit der Indianer zu einem Leben in civilisirter Freiheit, und all' das Unheil, welches aus den von Casas angestrebten Neuerungen sich nothwendig ergeben müsse, mit ununterbrochenem und gesteigertem Nachdruck geltend. Da sich dieser Auffassung der Sache die meisten Beamten der früheren Regierung mit großer Lebhaftigkeit, theils aus Ueberzeugung, theils aus Eitelkeit, theils aus baarem Eigennutz anschlossen, so wußten die Minister, ohne eigene Kenntniß der Dinge, nicht, wo ihnen der Kopf stand, und wagten lange Zeit nicht eine endgiltige Verbescheidung des großen Kampfes vorzunehmen.

Schließlich trug Casas wenigstens vorläufig den Sieg davon. Der Justizminister, welcher auch den Titel Reichskanzler führte, rief eines Tages mitten im Gedränge der Hofleute den geduldig harrenden „Beschützer der Indianer" in auffallender Weise bei Seite und sprach zu ihm die Worte: „Der König, unser Herr, befiehlt, daß Euer Hochwürden und ich gemeinsam auf Abhilfe denken für die Leiden der Indianer: wollen Sie also Ihre Vorschläge entwerfen." Casas antwortete ehrerbietig: „Dazu bin ich in vollem Maße bereit, und werde mit größtem Vergnügen thun, wie der König, unser Herr, und Euer Excellenz befehlen."

Durch dieses kurze Gespräch war Casas wieder officiell in die Befugnisse seines Amtes eingesetzt, und da er Tag und Nacht sich mit nichts Anderem beschäftigte, so wundert man sich nicht, daß er schon nach wenigen Tagen eine ganz umfassende Denkschrift einreichen konnte, in welcher eine große Anzahl von Mitteln vorgeschlagen wurde, um die gegenwärtige Lage der Indianer zu erleichtern und ihrem gänzlichen Untergang vorzubeugen.

Unter diesen Vorschlägen befanden sich zwei von ganz be-

sonderer Bedeutung: der eine ging dahin, freie spanische Bauern als Colonisten nach Amerika zu senden; wie es damit ging, werden wir später sehen: — der andere verhängnißvolle Vorschlag aber war darauf gerichtet, man solle den Spaniern in Amerika die freie Einfuhr von Negern erlauben, weil diese Menschenrace allein im Stande sei, die für die Indianer vollständig unerträglichen und verderblichen Arbeiten in den Zuckerpflanzungen und in den Bergwerken mit Ausdauer und Erfolg zu besorgen.

Bei diesem letzteren, hochwichtigen Punkte müssen wir nothwendig einige Zeit stehen bleiben. Kein Punkt im Leben unseres Helden, keiner der von ihm ausgegangenen Vorschläge ist so heftig gegen ihn geltend gemacht, ja man darf wohl sagen so leidenschaftlich gegen ihn mißbraucht worden, als der Vorwurf, er sei der eigentliche Urheber und Begründer der Negersklaverei; er habe seiner leidenschaftlichen und theilweise grundlosen, jedenfalls übertriebenen Vorliebe für die Indianer dieses ungeheure, nimmermehr zu rechtfertigende Opfer gebracht, daß er den Negern gegenüber für erlaubt und recht erklärte, was ihm, gegen einen Indianer begangen, als der entsetzlichste Greuel erschien. Manche versuchten die Sache ganz zu läugnen, Manche übertrieben, Manche entstellten sie; Einzelne, wie Grégoire und Llorente, schadeten dem Andenken des Casas schon dadurch, daß sie es waren, die ihn vertheidigten. Die Wahrheit dürfte nach meiner Auffassung in Folgendem bestehen:

Die Einführung von Negersklaven in Amerika und der Handel mit ihnen waren leider in Amerika schon längst bekannt, ehe Casas seine Vorschläge machte: so weiß man beispielsweise, daß im Januar 1505 die Regierung an den Statthalter Ovando ein Schiff absandte, welches neben vielen anderen nützlichen Sachen auch an Bord trug „siebenzehn Negersklaven mit der Bestimmung, in den Bergwerken von Santo Domingo Kupfer zu gewinnen“. Im Jahre 1510 führte ein gewisser Diego de Nicuesa 36 Negersklaven in seinem eigenen Schiffe,

aber für Rechnung der spanischen Regierung nach Amerika hinüber. Vom Jahr 1513 an werden die Erlaubnißscheine für Haltung von Negersklaven, für zwei Ducaten das Stück, häufig; und der wohlgesinnte, rechtschaffene Zuazo setzt in einem ausführlichen Brief an Herrn von Chievres über die amerikanischen Verhältnisse offenbar eine ganz bekannte und nur zu seinem Bedauern vernachlässigte Sache voraus, wenn er sagt: „Höchst nothwendig ist ferner, daß Negersklaven zu uns gebracht werden; man muß sie, sowohl Männer als Frauen, in möglichst großer Anzahl und im Alter von 15 oder 18 bis zu 20 Jahren zu bekommen suchen, damit sie auf unserer Insel sich angewöhnen, Familien gründen, die Arbeit der Indianer unterstützen, und uns so zu unermeßlich vielem Golde verhelfen. Unser Land eignet sich ganz vorzüglich für Neger, und zwar nicht nur für die arbeitskräftigen Männer, sondern auch für Frauen und alte Leute; man sieht es als ein halbes Wunder an, wenn Einer von dieser Menschenrace stirbt."

Also Casas war in jedem Fall weder der Einzige, noch der Erste, der die Negersklaverei als das verhältnißmäßig geringere Uebel ansah; überhaupt ist der ganze Gedanke keinenfalls von ihm ausgegangen. Es zeigte sich in dieser Idee die ganze rechtlose Verwilderung jener Zeit, welche in wüthender Habgier keinen Anstand nahm, dem Nicht-Europäer die menschliche Persönlichkeit, Würde und Freiheit trotz des Evangeliums, ja sogar unter der Fahne oder unter dem Vorwande des Evangeliums abzusprechen, sobald das eigene Interesse in Frage kam. Die Sklaverei in Folge der Kriegsgefangenschaft wurde den farbigen Menschenracen gegenüber ganz allgemein nicht nach den Lehren des Christenthums, sondern nach den Grundsätzen des altheidnischen, römischen Rechtes beurtheilt: und von dieser Auffassung blieben weder Columbus, noch Casas, noch Ximenes, noch irgend einer der hervorragenden Männer jener Zeit gänzlich frei.

Was nun die Hauptfrage betrifft, ob Casas der Regierung überhaupt den Negersklavenhandel und zwar die Wieder-

einführung des von Ximenes vorübergehend gänzlich verbotenen Negerhandels angerathen habe, so wird man dieselbe nur bejahen können, aber aus den schon angeführten, in den Anschauungen und Verhältnissen jener Zeit liegenden Gründen dieses thatsächliche Ergebniß mild und schonend beurtheilen müssen. Es bedarf zur Entscheidung der Frage keines Eingehens in die eben so gelehrten als langweiligen Erörterungen der französischen und spanischen Geschichtsforscher; Casas selbst hat durch mehrere Stellen in seinen amtlichen und literarischen Arbeiten alles Erforderliche gesagt.

Schon in seiner an Ximenes gerichteten Denkschrift vom Jahr 1516 macht er mit ganz ausdrücklichen Worten den Vorschlag, der König sollte künftig keine Indianer mehr besitzen, sondern die Gemeinden sollen ihm an deren Statt eine festbestimmte Anzahl von Negersklaven stellen. In seiner späteren, in Folge der Aufforderung des Justizministers ausgearbeiteten Denkschrift geht er weiter und schlägt vor, es solle jedem Spanier auf dem amerikanischen Festlande erlaubt sein, zwei männliche und zwei weibliche Negersklaven abgabenfrei zu besitzen. In dem Vertrag, welchen er späterhin mit der Regierung über sein eigenes Unternehmen nach Cumaná abschloß — wir werden dieses Unternehmen seiner Zeit näher kennen lernen — kommt die ausdrückliche Bedingung vor, daß ihm und seinen Begleitern erlaubt sei, je drei bis sieben Negersklaven mitzunehmen. Selbst im Jahr 1531 war Casas von dieser Verirrung noch nicht vollständig zurückgekommen; denn in einer an das spanische Ministerium der amerikanischen Angelegenheiten gerichteten Eingabe von diesem Jahre sagt er ausdrücklich: „Die Abhilfe ist sehr naheliegend: des Königs Majestät möge geruhen, einer jeden von den kleinen Inseln 500 oder 600 Negersklaven zu verleihen, damit dieselben vertheilt werden unter diejenigen Einwohner, welche bis jetzt nur Indianer haben; nur auf drei Jahre mögen dieselben verliehen werden und während dieser Zeit sollen die Neger dem König

für den Kaufpreis verpfändet bleiben, und ich stehe dafür ein, daß nach Ablauf der drei Jahre nicht nur die Schuld an den König bezahlt, sondern auch die Cultur und der Wohlstand des Landes, und damit zugleich die Einnahmen der Staatskasse sehr erheblich gestiegen sein werden. Ich möchte mein Leben zum Pfande setzen, daß ein so angelegtes Kapital sich binnen drei oder vier Jahren mit hundert Procent verzinst haben wird. Auch bin ich keineswegs der Einzige, auf dessen Aussage hin man etwa diese Behauptung glauben soll: vielmehr haben geradezu alle Kenner der Verhältnisse, mit welchen ich über die Sache sprach, meine Berechnung als richtig zugegeben." Und ferner: „Eine der Hauptursachen, welche dazu beigetragen haben, das spanische Amerika zu Grunde zu richten, besteht darin, daß man nicht allen Einwohnern die vollständig freie Negereinfuhr gestattet hat."

In seinem großen Geschichtswerke über Amerika aber (3. Buch, 101 Kap.) sagt Casas, von sich selbst sprechend: „Diesen Rath, die Einfuhr von Negersklaven nach Amerika zu gestatten, gab der Priester Casas deßhalb, weil er nicht wußte, mit welcher Ungerechtigkeit die Portugiesen diese Neger gefangen nehmen und zu Sklaven machen. Nachdem der Priester Casas später die Einsicht vom wahren Sachverhalt erlangt hatte, würde er jenen Rath um alle Schätze der Welt nicht wiederholt haben, indem er nunmehr wußte, daß die Neger auf ungerechte und tyrannische Weise in Sklaverei gekommen sind: die Sache ist bei ihnen ganz genau dieselbe, wie bei den Indianern."

Wenn Casas an dieser Stelle auch behauptet, er zuerst habe den fraglichen Rath ertheilt, so dürfte er nach dem oben Gesagten in diesem Punkte sich geirrt haben.

Im 128. Kapitel des nämlichen Buches kommt er sodann zu sprechen auf die Einführung der Zuckerrohrpflanzungen in Santo Domingo, erzählt, daß Karl V. zu Anfang seiner Regierung, um die Befreiung der Indianer möglich zu machen,

auf den Rath des Priesters Casas den Bewohnern der westindischen Inseln gestattet habe, Negersklaven einzuführen, daß aber auch dieses Unternehmen fruchtlos geblieben sei, und schließt seine Auseinandersetzung mit folgenden Worten:

„Ueber diesen Rath, welchen der Priester Casas ertheilte, hat derselbe in der Folge nicht geringe Reue empfunden, indem er sich als schuldig aus Fahrlässigkeit bekennen mußte: er sah nunmehr ein, daß die Sklaverei der Neger gerade eben so ungerecht ist, als diejenige der Indianer. Allerdings war er, als er seinen Rath gab, in dem guten Glauben, daß die Neger rechtmäßig Kriegsgefangene seien; allein Casas war keineswegs beruhigt darüber, ob dieser gute Glaube und seine Unwissenheit im Stande sein könnten, ihn vor Gottes Gericht zu entschuldigen.“

Auch die uns längst bekannten königlichen Commissäre aus dem Hieronymiten-Orden sind dem nämlichen Irrthum verfallen: die verführerische Thatsache lag eben fest und bestimmt vor, die Thatsache, daß die feste Körperbeschaffenheit des Negers Arbeiten und Anstrengungen ohne wesentlichen Schaden zu ertragen vermochte, bei welchen der Indianer sicher zu Grunde ging.

Zur vollständigen Aufklärung der Sache muß noch beigefügt werden, daß der Handel mit Negern allerdings seinen Ausgangspunkt genommen hatte von den Kriegen, welche die Portugiesen mit den Völkerschaften an der Westküste Afrika's während langer Jahre führten: daß die in solchen Kriegen in Gefangenschaft gerathenen Schwarzen in Folge der Kriegsgefangenschaft zugleich Sklaven seien von Rechtswegen, daran zweifelte, wie schon oben angedeutet, zu Anfang des 16. Jahrhunderts vielleicht kein Mensch in ganz Europa. Diese Sklaven wurden von den Portugiesen namentlich im europäischen Spanien abgesetzt, und kamen Anfangs nur auf diesem kostspieligen Umweg nach Spanisch-Amerika; da sie folgeweise in sehr hohem Preise standen, blieb die ganze Sache Anfangs so gut wie er-

folglos; erst später, als von allen Seiten auf die unglückliche Negerbevölkerung eingestürmt wurde, entwickelte sich die Negerbevölkerung Amerika's und mit ihr die moderne Sklavenfrage, an deren Lösung noch das Amerika des neunzehnten Jahrhunderts unablässig fortzuarbeiten hat.

Es kann nach dem Gesagten unmöglich davon die Rede sein, die Sache zu läugnen oder zu bemänteln: wie so viele Andere vor und nach ihm, so hat auch Casas, in Verzweiflung über den sichtbaren und unausbleiblichen Untergang der ganzen indianischen Bevölkerung, den Rath gegeben, bei den Negern gewaltsam Aushilfe zu holen, weil die Europäer für sich allein offenbar nicht im Stande waren, die Riesenaufgabe der Cultivirung des neuen Erdtheils zu lösen. Er selbst hat die ganze Frage offenbar auf's Richtigste beurtheilt, indem er sich als „schuldig aus Fahrlässigkeit" bezeichnet, und sein tiefer, aufrichtiger Reueschmerz wird, so dürfen wir hoffen, bei Gott nicht verloren gewesen sein.

Doch wir kehren von dieser nothwendigen Abschweifung zum weiteren Verlauf unserer Geschichte zurück.

Die beiden Hauptvorschläge des Casas — freiwillige Colonisation durch spanische Bauern und zwangsweise durch Negersklaven — wurden von der spanischen Regierung im Princip angenommen, und man ertheilte sofort die nöthigen Befehle, um den Vollzug vorzubereiten. Es wurde aber in jeder Hinsicht Nichts aus der Sache, und zwar aus dem gewöhnlichen Grunde, weil die Schlechtigkeit der Menschen alles Gutgemeinte wieder verdarb.

Die Negereinfuhr in Spanisch-Amerika wurde unbegreiflicherweise dem Baron de la Breßa, einem gewöhnlichen Höfling, als Privilegium verliehen. Von welchem Standpunkt aus dieser Mann die Sache betrachtete, hat er selbst am besten gezeigt, indem er sein Recht an die Geldmänner jener Zeit, an Ausländer, nämlich an genuesische Handelsleute verkaufte. Es wird bei meinen Lesern keiner weitern Aus-

einanderſetzung bedürfen, daß hiemit der Sache die Spitze abgebrochen war.

Was aber die Colonisation durch Europäer betrifft, ſo machte Caſas ſich anheiſchig, die Sache perſönlich in die Hand zu nehmen und durchzuführen. Er ſtand damals in hoher Gunſt bei König (und Kaiſer) Karl, der ihn auch zu ſeinem Hofkaplan mit allen Vorrechten und Einkünften dieſes Amtes ernannte. In Folge dieſer günſtigen Sachlage erhielt Caſas von der Regierung die umfaſſendſten Vollmachten, und es wurde allen Juſtiz- und Verwaltungsbehörden, ſowie allen geiſtlichen Obrigkeiten des Reiches aufgetragen, ihn in ſeinem Vorhaben möglichſt zu unterſtützen. Caſas begann nunmehr in ſeiner uns längſt bekannten Unermüdlichkeit, perſönlich die Dörfer Caſtiliens zu bereiſen, die guten Bauersleute zur Theilnahme an ſeinem Unternehmen aufzufordern, und Diejenigen, welche einen ſolchen Entſchluß zu faſſen im Stande waren, zu verzeichnen.

Wir ſehen unſern Helden in dieſem Augenblicke hart an die Rolle des Abenteurers ſtreifen; da es aber durch ſeine ganze Lebenslaufbahn, durch die hohen Gaben ſeines Geiſtes wie durch die herrlichen Eigenſchaften ſeines Herzens feſtſteht, daß er kein Abenteurer, ſondern ein von den höchſten Ideen und erhabenſten Zielen der Menſchenliebe erfüllter Prieſter und Miſſionär war, ſo bleibt uns nur übrig, zu denken: Welch' entſetzliche Dinge mußte dieſer Mann erlebt und geſchaut haben in Bezug auf die Behandlung der Indianer, wenn er, mit ſolchem Verſtand und Wiſſen ausgerüſtet, ſeine Perſönlichkeit zu ſolchen Dingen herzugeben im Stande war! Ein Zug der troſtloſeſten Verzweiflung und eben deßhalb der angſtvollen Haſt iſt es, welcher die Laufbahn des Caſas kennzeichnet; er ſah eine ganze, nach ſeiner tiefſten Ueberzeugung edle, bildungsfähige und im Weſentlichen tugendhafte Bevölkerung ihrem Maſſengrabe entgegeneilen, und in der heiligen Gluth ſeines Mitleids und ſeiner Liebe entſchwand ihm zuweilen alles Maß und Ziel.

Nun sollte ihm aber auch noch eine ganz besonders bittere Erfahrung nicht erspart bleiben. Es wurde ihm für seine Thätigkeit ein gewisser Berrio von der Regierung beigegeben, der unter dem Titel „königlicher Capitän" als Untergebener von Casas ebenfalls Colonisten anzuwerben berechtigt sein sollte. Es ist nicht vollständig aufgeklärt, wie es mit diesem Menschen sich verhielt; Casas gibt zu verstehen, der Bischof Fonseca habe ihm mit demselben einen schlechten Streich gespielt und die Vollmacht des Biedermanns sei durch einen nur in spanischer Sprache verständlichen, absichtlichen Schreibfehler so abgefaßt worden, daß von einer Abhängigkeit des Berrio gegenüber unserem Casas nicht mehr die Rede sein konnte.

Das Dunkel dieser traurigen Intrigue will ich um so weniger aufzuklären suchen, als es mit dem Wesen der Sache in keiner Art zusammenhängt. Thatsache ist, daß Berrio die Grenzen Castiliens überschritt und mit seinem Gefolge selbstständig in Andalusien einrückte. In der Umgegend von Antequera las er einen Haufen Menschen zusammen, verband sich mit derjenigen Truppe, welche Casas als Ergebniß seiner eigenen Thätigkeit nach Sevilla geschickt hatte, und ließ diese Leute ohne Weiteres nach Santo Domingo einschiffen, ohne sie in Person zu begleiten, was doch seine unerläßliche Pflicht gewesen wäre, und ohne seinen Vorgesetzten zu erwarten, der natürlich seinerseits fest entschlossen war, mit der ganzen Expedition über den Ocean zu gehen — offenbar das Einzige, was denkbarer Weise die ganze Unternehmung vor dem erbärmlichsten Untergang bewahren konnte.

In diesem Augenblicke befand Casas sich in dem weit entfernten Saragossa am königlichen Hofe, unablässig beschäftigt mit Vorkehrungen aller Art für den günstigen Erfolg seines Unternehmens. Hier empfing er die Nachricht von Berrio's verhängnißvoller That und sah natürlich sogleich ein, daß die Sache verfehlt war, mochte nun sein Untergebener aus Uebereilung oder aus Treulosigkeit so, wie geschehen, gehandelt haben.

Er suchte zu retten, was zu retten war, indem er die Regierung um die erforderlichen Mittel anging, die armen Leute auf Santo Domingo zu unterhalten, bis er selbst für Arbeit und dauernde Unterkunft derselben besorgt sein könne. Mit aller Mühe und Noth und gehörigem Zeitverlust brachte er es endlich dahin, daß einige hundert Zentner Mehl und Fuder Wein zu diesem Behuf abgesandt wurden. Bei dieser Angelegenheit kam es zu harten Auftritten zwischen Casas und Bischof Fonseca. Ersterer hatte den Antrag gestellt, die Regierung möge seine Colonisten auf die Dauer eines Jahres übernehmen: darauf hatte Fonseca ihm mit gewohnter Liebenswürdigkeit erwiedert, „auf diese Art koste die ganze Geschichte den König so viel, wie eine Kriegsflotte mit zwanzigtausend Mann Besatzung". Auf diese, eines Bischofs allerdings höchst unwürdige Bemerkung fuhr Casas wild auf und sagte: „Gnädiger Herr, ist es Ihnen nicht genug, die Indianer umgebracht zu haben? Glauben Sie etwa, ich werde mich hinten nach auch noch zum Leithammel hergeben, um spanische Christen in den Tod zu führen? Nein, Herr Bischof, seien Sie überzeugt, das werde ich nicht thun."

Die spanischen Geschichtschreiber widersprechen sich in Beantwortung der Frage, ob Casas mit den dürftigen Nahrungsvorräthen, welche er endlich erlangt hatte, selbst nach Amerika ging oder nicht. Auch diese Frage und ihre Entscheidung ist unerheblich; denn es steht thatsächlich fest, daß, als die Unterstützung ankam, kein Mensch mehr da war, dem damit hätte geholfen werden können. Die bäuerlichen Colonisten, welche sich ohne Oberhaupt, ohne Führung, ohne Hilfsmittel jeder Art gesehen hatten, waren einfach auseinander gegangen und hatte jeder Einzelne so gut als möglich sein Leben zu fristen und seinen Weg zu finden gesucht: auch nicht ein Einziger von ihnen konnte zu dem Zwecke verwendet werden, für welchen man sie Alle ausgehoben hatte.

IV.

Casas als Colonisator auf eigene Rechnung und Gefahr.

Casas war tief erschüttert durch das abermalige gänzliche Mißlingen seiner liebsten Plane und Hoffnungen: aber er war nicht niedergeschmettert, noch viel weniger gebrochen. Tag und Nacht, wie bisher, war seine Phantasie erfüllt von den Bildern der unter Qualen aller Art zu Grunde gehenden Indianer, und wenn man auch die schroffe Einseitigkeit seines Wesens keineswegs läugnen kann, so muß man doch wohl auf der andern Seite auch zugeben, daß die Vorstellungen, welche ihn aufregten und nicht zur Ruhe kommen ließen, wohl geeignet waren, auch ein ruhiges Gemüth und einen maßvollen Sinn aus dem Gleichgewichte zu bringen.

Weit entfernt also, seine Sache aufzugeben, forschte Casas in seiner Weise nach über die Ursachen der bisherigen Mißerfolge, und statt dieselben zu finden in der unglückseligen Verkettung der thatsächlich vorliegenden Verhältnisse und in dem Zusammenhang des Indianerwesens mit den heftigsten Leidenschaften der Spanier, glaubte er sie vielmehr ausschließlich zu finden in den zwei Umständen, daß er bisher auf Santo Domingo und mit Hilfe der Regierung seine Hebel angesetzt habe. Wenn dieses Ergebniß seines Nachdenkens richtig war, so war allerdings nichts natürlicher und folgerichtiger, als die Sache von Neuem anzufangen, aber auf eigene Rechnung und Gefahr, ohne Regierungshilfe und an einem Orte, den möglichst selten oder gar nie eines Europäers unheilvoller Fuß betreten hatte.

Und diesen Entschluß faßte denn auch Casas in der That ohne Zögern. Er ließ sich auch nicht niederbeugen durch den gerade um diese Zeit erfolgten plötzlichen Tod seines hohen Gönners, des Kanzlers und Justizministers Selvajo; er behauptete sich vielmehr nicht nur in der Gunst der übrigen

Minister, sondern gewann diejenige des neuen Kanzlers Mercurino Gatinara hinzu, und trat nun, so ausgerüstet, mit seinen neuen und höchst originellen Vorschlägen der Regierung gegenüber. Er bat, man möge ihm hundert Meilen der festländischen Küste von Mittelamerika überlassen, so daß kein spanischer Soldat oder Seemann diese Landstrecke betreten dürfe; einzig und allein durch Predigt und Unterricht von Seiten der Dominicaner wolle er die Bevölkerung civilisiren. Mit diesem Antrag wurde Casas zurückgewiesen und er merkte sehr bald, warum. Er hatte es nämlich unterlassen, der „Krone" irgend einen Geldvortheil in Aussicht zu stellen. Sobald er sich überzeugt hatte, daß in diesem Punkte das Hinderniß für seine Bestrebungen verborgen sei, nahm er keinen Anstand, wie er sich ausdrückte, „das Evangelium zu kaufen, weil man es ihm nicht umsonst geben wollte". Er legte nämlich einen anderen Plan vor, und vergaß nicht, aus der Verwirklichung desselben den königlichen Finanzen sehr große Vortheile zu versprechen.

Ein äußerst frommer Mann hat in der Folge unserem Casas über dieses Verhalten sein Befremden ausgesprochen, und es entspann sich, wie Casas selbst uns erzählt, folgende kurze Unterredung: „Ehrwürdiger Herr," sagte Casas, „wenn Ihr es mit Augen ansehen müßtet, daß unser Herr Jesus Christus in Person mißhandelt, geschlagen, verspottet und beschimpft würde, — wolltet Ihr nicht gern alle möglichen Vorstellungen und flehentlichen Bitten daran wenden, ihn zu befreien, anzubeten und ihm zu dienen?"

„Ganz gewiß," versicherte der Gegner.

„Wenn aber," fuhr Casas fort, „die Feinde unseres Herrn ihn nicht unentgeltlich freilassen wollten, vielmehr darauf bestehen würden, daß Ihr Jesum mit Geld loskaufen müßtet, was würdet Ihr thun?"

„Natürlich den Herrn loskaufen mit meinem letzten Pfennig."

„Gerade das, und nicht mehr, habe ich gethan," betheuerte Casas. „In Amerika ließ ich meinen Herrn und Heiland zurück,

gegeißelt und gekreuzigt, zu tausenden von Malen, in der Person jedes einzelnen Indianers und des ganzen armen Volkes, das von den Spaniern auf die furchtbarste Weise zu Grunde gerichtet wird. Ich habe den obersten Staatsrath des Königs tausendmal um Abhilfe gebeten, ich habe schließlich die Sendung von Dominicaner-Mönchen vorgeschlagen, und man hat mir zur Antwort gegeben, das bringe dem König keinen Vortheil. Als ich nun sah, daß man mir Christus den Herrn und sein Evangelium nur verkaufen wolle, so beschloß ich, ihn und es zu kaufen, und richtete darnach meine Plane ein."

Wer vermöchte den Mann zu tadeln, der durch solche Beweggründe reinster Menschenliebe sich sogar bis zum Abenteuerlichen fortreißen ließ? Außerordentliche Gedanken bedürfen auch außerordentlicher Menschen und Mittel, und ich wenigstens beuge mich in Ehrfurcht vor dieser Art von bis zum Starrsinn unerschütterlicher Standhaftigkeit.

Der merkwürdige Plan aber, auf welchen sich die obige Unterredung bezog, und welchen Casas, bis in's Einzelnste ausgeführt, nunmehr der Regierung vorlegte, beruhte auf folgenden Grundzügen:

Der begeisterte Unternehmer verpflichtete sich, binnen einer Frist von zwei Jahren nicht weniger als tausend Meilen der festländischen Küste Amerika's zu unterwerfen und zu bekehren, und zwar auf eine ganz andere Art und Weise, als man es bisher zu thun gewohnt gewesen sei. Der königliche Staatsschatz solle binnen drei Jahren nach Gründung der Colonie 15 000, und in der Folge allmälig aufsteigend bis nach 10 Jahren 60 000 Ducaten einnehmen. Zugleich erbot er sich, alle aus diesem Landstrich geraubten Indianer nebst einigen Andern, die er wegen ihrer vorzüglichen Vereigenschaftung auf Santo Domingo auswählen möchte, sowie ferner eine Anzahl von Landleuten aus Castilien und ein Häuflein Franciscaner- und Dominicaner-Mönche friedlich in seinem Lande anzusiedeln: die Indianer sollten ihm als Vermittler und Dolmetscher, die

spanischen Bauern als Colonisten und Arbeiter, die Mönche als Prediger und Missionäre dienen. Am meisten jedoch nahm die allgemeine Aufmerksamkeit der Gedanke in Anspruch, nach welchem Casas fünfzig Gehilfen, die er nach seinem Gutdünken unter der spanischen Bevölkerung der westindischen Inseln sollte auswählen dürfen, gleichsam wie eine Leibtruppe oder Trabanten-Schaar um seine eigene Person zu versammeln gedachte. Diese Fünfzig sollten, wie er selbst, einen Habit aus weißem Tuche tragen; letzterer sollte nach Art der Ritter des Calatrava-Ordens mit einem rothen Kreuze geschmückt sein und der ganze Zweck der Einrichtung darin bestehen, daß die Eingebornen aus dem Anblick von Männern, wie sie deren zuvor niemals gesehen, die Hoffnung einer besseren und menschlicheren Behandlung schöpfen dürften. Für diese seine Gefährten erbat sich Casas mancherlei besondere Vorrechte und Auszeichnungen, z. B. das Recht, Wappenschilder zu führen und vergoldete Sporen zu tragen.

Im Hinblick auf die versprochenen Ducaten und in Erwägung der zugesagten progressiven Steigerung dieser Einnahmequelle nahm das hochpreisliche spanische Ministerium den ganzen Plan trotz seiner offenbaren praktischen Unhaltbarkeit wohlgefällig auf und ließ ihn dem „obersten Rath von Indien" zur Begutachtung zugehen. Die mit dem Projecte verbundenen, ächt spanischen Kindereien bildeten dabei mit Recht kein Hinderniß; wer die Spanier kennt, der weiß, wie sehr einem Jeden von ihnen der Don Quijote nicht nur in's Herz, sondern in's Fleisch gewachsen ist; diese Seite der Sache war in der That unschuldig.

Ernsthafter dagegen erschien dem Urheber des ganzen Planes mit Recht die Zusammensetzung des „Rathes von Indien", d. h. des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Hier sollte sein Project gerichtet werden von Männern, welche die langjährigen, ausgesprochenen Gegner seiner Ideen waren, und an deren Spitze der Bischof Fonseca stand, sein grundsätzlicher

und persönlicher Feind. Casas war nicht gewillt, an einem derartigen Hinderniß die Idee, von welcher er damals mit Leib und Seele lebte, scheitern zu lassen. Er lehnte also das gesammte amerikanische Ministerium und den Bischof Fonseca von Burgos insbesondere ab, als Männer, zu welchen man ihm bei ihrer nachweisbaren oder nachgewiesenen Befangenheit und Parteilichkeit ein ungeschwächtes Vertrauen nicht zumuthen könne. Er hatte dabei leichtes Spiel, indem er mit Recht darauf hinweisen konnte — abgesehen von gar vielen anderen Gründen — daß all' diesen Herren auf sein Betreiben und zu ihrem größten Verdruß ihre westindischen Repartimientos oder Encomiendas wegen ihrer Abwesenheit von Amerika abgenommen worden seien. Zudem war König Karls Staatsministerium noch vorzugsweise aus Fremden zusammengesetzt, welchen die Gelegenheit, den spanischen Bureaukraten „Eins über's Ohr zu hauen", nicht unerwünscht kam. Kurz und gut, dem Ablehnungsgesuche unseres Casas, einem damals ganz unerhörten Wagniß, wurde vom Staatsministerium stattgegeben, und es wurde eine eigene, aus unparteiischen Männern zusammengesetzte Ministerial-Commission aufgestellt, um die Angelegenheit zu entscheiden. Vor dieser Commission fanden langwierige und gründliche Verhandlungen statt, deren Ergebniß in dem Ausspruch bestand, „es sei dem von dem Licentiaten Casas vorgelegten Plan weitere Folge zu geben".

Zwar erhob sich die Stimme der öffentlichen Meinung nicht minder als diejenige seiner persönlichen Feinde mit einem lauten Ansturm gegen den „ruhelosen Abenteurer, der als bloßer Hetzkaplan Fragen zu lösen unternehme, an welchen die Weisheit der gediegensten Staatsmänner zu Schanden geworden sei; gegen den unbesonnenen Träumer, dem es allerdings durch die Fluth seiner Redensarten gelungen sei, den Cardinal Ximenes zu täuschen, der aber noch jedesmal seine eigenen Unternehmungen schmählich im Stich gelassen habe, der sich zum leidenschaftlichen und wahnsinnigen Vertheidiger aufwerfe für eine Menschenrace,

die ganz und gar unfähig sei, die ihr zugedachten Wohlthaten, sowie überhaupt irgend welche freiwillige Christianisirung und Cultur auch nur zu verstehen, geschweige denn dafür dankbar zu sein".

Besonders lustig machte man sich natürlich über die weißen Ornate, die goldenen Sporen, und Alles, was mit diesem Theile des Projectes zusammenhing. Ich überlasse es natürlich einem Jeden meiner Leser, über diesen so sehr untergeordneten Punkt zu denken, wie er für gut findet; mir persönlich will es bedünken, als ob einzelne spanische Geschichtschreiber nicht ganz ohne Grund darauf hinweisen, daß solche Dinge nun einmal einen gewissen Eindruck auf die Gemüther und Phantasien der untergeordneten, also der meisten Menschen, mit Gewißheit hervorzubringen pflegen.

Unter den Gegnern, welche damals gegen Casas auftraten, war der unstreitig bedeutendste der Geschichtschreiber Oviedo, ein Mann, welcher gleichfalls die amerikanischen Verhältnisse aus eigener, langjähriger Anschauung kannte, übrigens bei denselben mit seinem persönlichen Interesse betheiligt und nach seinem kühlen, prosaischen und zur Gefühllosigkeit hinneigenden Temperament in jeder Beziehung vereigenschaftet war, als Gegenpol des phantasievoll aufgeregten, dichterisch empfindenden und leidenschaftlich wollenden Casas zu erscheinen. Daher namentlich die grundverschiedene Anschauung beider Männer über die geistige Begabung der Indianer — eine Frage, bei welcher abermals die Wahrheit muthmaßlich in der Mitte zwischen den beiden Gegnern lag.

Casas wurde vor die Commission gerufen, um sich und seinen Plan gegen die Einwürfe der zahlreichen Gegner, welche vor der Regierung gegen ihn aufgetreten waren, zu rechtfertigen. Bei derartigen Veranlassungen war er seines Sieges so gut als sicher. Die Macht seiner gewaltig dahinströmenden Beredsamkeit, die Erhabenheit seines heiligen Eifers für eine jedenfalls im Grundsatz gute und unanfechtbare Sache, die Hochachtung

vor seiner persönlichen Tugend und Uneigennützigkeit, ferner die unläugbare Gewißheit der zahllosen Verbrechen und Schandthaten, welche er den meisten seiner Gegner vorwerfen konnte, und seine eben so unbestreitbare Kenntniß der Verhältnisse und vielseitige Erfahrung machten ihn auf dem Felde der Debatte zum geborenen Sieger, welcher die Ueberzeugung seiner Zuhörer beinahe gewaltsam mit sich fortriß.

Was den letzten und dürftigsten Einwand anbelangte, den man aus seiner Eigenschaft als einfacher Hofkaplan abzuleiten suchte, so war es ihm eine leichte Sache, im Besitz eines ansehnlichen und gut angelegten Privatvermögens die besten Bürgschaften für zwanzig- bis dreißigtausend Ducaten einzulegen, was er denn auch unverzüglich that.

Um die nämliche Zeit ward ihm eine ganz besonders glänzende Gelegenheit dargeboten, die Macht seiner Gedanken und seiner Sprache geltend zu machen. Es landete nämlich im Hafen von Barcelona, aus Westindien herüberkommend, Juan Quevedo, Bischof von Darien. Dieser Kirchenfürst genoß den Ruf eines frommen, einsichtsvollen und wohlwollenden Mannes, und man war am Hofe König Karls begierig, seine Ansichten über die amerikanische Frage und über die Colonisationsplane unseres Helden zu vernehmen. Es kam bald zu recht unfreundlichen Auftritten zwischen den beiden Männern, und gerade deßhalb erwachte in dem Monarchen der Wunsch, die beiden Vertreter entgegengesetzter Standpunkte einander gegenüberzustellen und sie auch Beide anzuhören. Es wurde zu diesem Behuf eine feierliche Audienz angesagt, und zu derselben außer dem Bischof und Casas noch der Admiral Diego Colon und ein Franciscanermönch befohlen, welch' Letzterer kürzlich von Westindien gekommen war und sich mit der größten Freimüthigkeit gegen die spanische Regierungspolitik in Amerika aussprach.

Karl V. hielt die Audienz unter Zuzug der Mitglieder seines Staatsministeriums ab, und der Bischof von Darien wurde auf Befehl des Monarchen durch den Kanzler aufgefordert, seine

Ansichten über die amerikanischen Verhältnisse auszusprechen. Zu allgemeiner Verwunderung erklärte aber der Kirchenfürst nach einigen einleitenden Redensarten, das, was er über Amerika zu sagen habe, sei so wichtig und der Geheimhaltung bedürftig, daß er es nur dem König selbst und dessen obersten Räthen mittheilen könne; er bitte deßhalb, die übrigen anwesenden Personen entlassen zu wollen. Der König ließ ihm aber sagen, wenn er Etwas zu erzählen wisse, möge er sich nicht geniren, die Anwesenden Alle seien es mit seinem Wissen und Willen. Allein der Bischof beharrte auf seiner Weigerung, mit dem Anfügen, er habe keine Lust, sein bischöfliches Ansehen und seine weißen Haare einem solchen Wortgefechte auszusetzen. Ich muß bekennen, daß ich in diesem Punkt dem guten Bischof nicht so ganz Unrecht zu geben im Stande bin; denn die Art, wie Karl die zwei Herren gewissermaßen wie zwei geistige Kampfhähne gegen einander loslassen, um nicht zu sagen, hetzen wollte, war neben ernster Wißbegierde doch auch mit etwas unfürstlicher Ironie versetzt. Indessen beharrte er darauf, den Bischof zum Sprechen zu zwingen; letzterer that es denn auch schließlich, und sprach sich über die Indianer mit kurzen Worten dahin aus, dieselben seien Sklaven von Natur und so leidenschaftliche Liebhaber des Goldes, daß man alle möglichen Mittel nöthig habe, um es ihnen abzunehmen. Hierauf befahl Karl, Casas solle sprechen; er that es in einem dreiviertelstündigen Vortrag, dessen wesentlichen Inhalt er selbst in seiner Geschichte von Amerika dahin angibt: -

„Großmächtigster König und Herr! Ich gehöre zu der Zahl derjenigen Spanier, welche sich die längste Zeit in Amerika aufgehalten haben. Ich habe während einer langen Reihe von Jahren Alles mit angeschaut und mit erlebt, was dort vorgegangen ist. Nicht als ob ich ein besserer Christ wäre, denn Andere, sondern vermöge eines verdienstlosen, natürlichen Wohlwollens und Mitleidens bin ich nach Europa herübergekommen, um Seiner Majestät dem König Fernando Bericht zu erstatten

über die Lage Ihrer amerikanischen Unterthanen. Ich traf den König in Plasencia und ward von ihm mit Wohlwollen aufgenommen; in Sevilla wollte er weiter mit mir sprechen, starb jedoch unterwegs, so daß weder mein unterthäniges Anliegen noch sein königlicher Vorsatz von Erfolg war.

Dann stellte ich mich den Reichsverwesern, Cardinal Ximenes und Adrian von Utrecht, vor: sie trafen die besten Maßregeln in der Sache selbst, aber die Hände, welche mit dem Vollzug beauftragt wurden, hatten nicht das Glück, die Angelegenheit zum Ziele zu führen. Nachdem Eure Majestät selbst nach Spanien gekommen war, legte ich die Sache in Ihre Hände, und sie wäre vielleicht schon erledigt, wenn nicht der Tod des Kanzlers in Saragossa eingetreten wäre. Jetzt arbeite ich von Neuem für das alte Ziel, und auch jetzt fehlt es nicht an Helfershelfern des Feindes alles Guten und jeglicher Tugend, die Alles versuchen, was in ihrer Macht steht, um eine gründliche Abhilfe unmöglich zu machen.

Es liegt vor Allem in Eurer Majestät eigenem höchsten Interesse, um nicht zu sprechen von Ihrem königlichen Gewissen, daß in der That gründlich abgeholfen werde. Denn alle Ihre sonstigen Reiche und Staaten zusammen können sich nicht messen mit der Bedeutung jener Länder auf der andern Seite des Oceans. Indem ich Ew. Majestät auf diese ganze Frage aufmerksam mache, bin ich mir bewußt, Ihnen einen so großen Dienst zu erweisen, als nur irgend ein getreuer Unterthan auf der Welt seinem Fürsten erwiesen hat oder erweisen kann. Nicht als ob ich dafür irgend einen Lohn oder eine Gnadenerweisung beanspruchen wollte; ich thue es nicht gerade Ew. Majestät zu Liebe. Denn, mit aller schuldigen Ehrfurcht vor einem so hohen Könige und Herrn gesprochen, und unter Vorbehalt aller pflichtmäßigen Unterthanentreue, würde ich mich nicht aus einer Ecke dieses Zimmers in eine andere begeben, bloß um dadurch Ew. Majestät zu dienen, wenn ich

nicht überzeugt wäre, gleichzeitig dem lieben Gott einen Dienst zu erweisen. Allein der liebe Gott, obgleich ihm allein alle und jede Verherrlichung von Seiten seiner Geschöpfe gebührt, ist ein so guter Haushälter mit der Ehre, die man ihm erweist, daß zum Beispiel ich in dieser Angelegenheit keinen einzigen Schritt thun kann, ohne gleichzeitig Ihm und Ew. Majestät zu dienen. Und so wiederhole ich denn feierlich, daß ich auf jede zeitliche oder weltliche Belohnung oder Begnadigung, welche mir denkbarer Weise zu Theil werden könnte, jetzt und für alle Zeit verzichte, und wenn jemals ich oder ein Anderer in meinem Namen nach etwas Derartigem streben sollte, so möge ich und er als Lügner und als Betrüger meines Herrn und Königs betrachtet werden.

Dieß vorausgeschickt, großmächtiger Herr, erkläre ich mit der größten Entschiedenheit, daß alle diese Völkerschaften der neuen Welt, welche in diesem gewaltigen Erdtheil leben und wogen, im höchsten Grade fähig sind, den christlichen Glauben anzunehmen, daß man durch vernünftige Anleitung und Unterweisung sie zu jeder Tugend und guten Sitte zu bringen vermag, und daß sie von Natur nicht Sklaven, sondern vielmehr freie Menschen sind und ihre angestammten Könige und Herrscher haben, von denen ihre staatlichen Gemeinwesen regiert werden. Wenn aber der Herr Bischof mit Bezug auf eine Stelle eines heidnischen Philosophen gesagt hat, die Indianer seien Sklaven von Natur, so ist zwischen Sinn und Absicht jenes Heiden und unseres Herrn Bischofs eine so große Entfernung, wie zwischen dem Himmel und der Erde. Wäre die Stelle aber auch so gemeint, wie der Herr Bischof sie auszulegen beliebt, so war der Philosoph ein Heide und brennt jetzt in der Hölle; wir aber dürfen seine Lehre nur soweit anwenden, als sie mit unserem heiligen christkatholischen Glauben übereinstimmt.

Die christliche Religion ist für alle Menschen gleich und paßt sich allen Völkern der ganzen Welt an, wie sie denn auch Alle gleichmäßig aufnimmt, Keinem seine Freiheit oder sein

irdisches Staatsoberhaupt nimmt, und Keinen unter ein Sklavenjoch beugt. Eben deßhalb ist es recht eigentlich eine für den Regierungsanfang Ew. Majestät passende und wohlgeeignete Aufgabe, die ungeheure, furchtbare und religionswidrige Tyrannei, welche jetzt noch in den fraglichen Ländern herrscht, aus denselben für immer zu verbannen, auf daß Gott zum Lohne für solche Großthat Ihnen eine lange und glückliche Regierung schenke."

Dieser Bericht oder Auszug ist gewiß sehr unvollständig, zumal er in die Einzelheiten der Frage gar nicht eingeht; gleichwohl ist er für das Verständniß unseres Helden im höchsten Grade interessant und ganz unentbehrlich, weil er klarer und unzweideutiger als irgend eine andere gleichzeitige Urkunde den ächt apostolischen, den so ganz vom Geiste des Christenthums erfüllten Standpunkt bezeichnet, von welchem Casas bei allen seinen Unternehmungen ausging. Das war aber gerade sein Unglück, daß die Welt, in welcher er lebte, diesen Standpunkt nicht theilte und nicht faßte.

Der König wollte nun auch den Franciscaner und den Admiral hören. Der Erstere erzählte, daß er in einem Zeitraum von einigen Jahren zweimal eine Volkszählung auf Santo Domingo geleitet habe, und daß in dieser kurzen Zeit viele Tausende von Indianern zu Grunde gegangen seien. Wenn das Blut eines einzigen Abel nicht vergeblich zu Gott um Rache geschrieen habe, was solle man denken von dieser unerhörten Vernichtung ganzer Völker? Der Monarch möge schleunige Abhilfe treffen, damit Gottes Zorn nicht Alle ohne Unterschied treffe.

Einfacher und weniger pathetisch waren die Worte des Admirals. Er sagte kurz:

„Die Uebelstände, welche diese ehrwürdigen Väter berichtet haben, sind unbestreitbar und liegen klar am Tage. Obgleich aber durch diesen Stand der Dinge Ew. Majestät unermeßlichen Schaden erleidet, so fahre ich doch noch schlimmer dabei. Denn, mögen Ew. Majestät auch das gesammte America wieder

verlieren, so hören Sie doch nicht auf, ein großmächtigster König und Herr zu sein; mir aber bleibt, wenn ich meine Stellung jenseits des Oceans eingebüßt habe, auf der ganzen Welt nichts mehr übrig, woran ich meine Stütze finden könnte. Zu diesem Zwecke bin ich auch nach Europa gekommen, um bei dem hochseligen König Ferdinand und nach seinem Ableben bei Ew. Majestät dahin zu wirken, daß die gesammte Sachlage untersucht und für die als begründet sich herausstellenden Mißstände gründliche Abhilfe geschaffen werde."

Jetzt wollte der Bischof von Darien ein zweites Mal sprechen; allein Karl ließ ihm bedeuten, er möge, was er noch auf dem Herzen habe, schriftlich einreichen; man werde Alles berücksichtigen. Damit war diese berühmte Audienz zu Ende; es unterlag keinem Zweifel, daß Casas mit einem glänzenden Siege aus derselben hervorgegangen war. Besonders auffallend war bei dem ganzen Hergang das Auftreten des Franciscaners, welcher, ganz im Gegensatz zu der sonst ausgesprochenen Richtung seines Ordens, mit einer besonderen Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit sich an Casas anschloß und ihm in Allem beistimmte. Die böse Welt hat dem guten Pater nachgesagt, er habe Bischof werden wollen und zu diesem Behufe für das Beste gehalten, sich mit dem bei Hof und beim König gut angeschriebenen Casas zu vereinigen und dadurch den Einfluß der sogen. „flämischen Partei" für sich zu gewinnen.

Der Bischof von Darien reichte in der That zwei Denkschriften nach einander ein; sie waren im Allgemeinen auf eine bessere und menschlichere Behandlung der Indianer abgesehen, und der Bischof ging sogar so weit, seine Uebereinstimmung mit den Ansichten und Planen unseres Colonisators den Ministern mündlich auszusprechen; allein binnen weniger Tage raffte der Tod den so leicht bekehrten Kirchenfürsten hinweg und es trat eine abermalige Stockung in der Behandlung der ganzen Angelegenheit ein.

Erst am 19. Mai 1520, wenige Tage vor der Einschiffung

des Kaisers zur Reise nach Deutschland, wurde zu la Coruña das officielle Document unterzeichnet, durch welches Karl V. über die Anträge seines heroischen Hofkaplans entschied.

Während derselbe um nicht weniger als 1000 Meilen Küstenlänge gebeten hatte, wurden ihm deren nicht mehr als 270 (auch keine Kleinigkeit) zugewiesen, und zwar von der Provinz Pavia bis zu jener von Santa Maria; landeinwärts sollte er nehmen dürfen, so viel er wolle.

Casas, hocherfreut über dieses Ergebniß, reiste augenblicklich nach Sevilla ab, um seine Abreise vorzubereiten. Er selbst wählte etwa 200 Colonisten aus, die er persönlich hinüberführen wollte. Es wurden ihm auf königliche Rechnung drei stattliche Fahrzeuge mit Lebensmitteln und Vorräthen aller Art reichlich ausgerüstet; denn selbst Bischof Fonseca hatte, um ihm dießmal nicht Anlaß zu neuen Klagen und Beschwerden zu geben, angeordnet, man solle in keiner Beziehung karg gegen ihn verfahren. Die klügeren unter seinen Feinden ahnten eben seine Niederlage.

Casas selbst bot sein Vermögen und seinen Credit in vollstem Umfang auf, und als er, wohl versehen in jeder Hinsicht mit Allem, was sein Herz nur wünschen konnte für das höchste Ideal seines Lebens, endlich mit seiner kleinen Flottille in den Ocean hinausfuhr, da hatte er vielleicht den glücklichsten Augenblick seines Lebens.

Das Ziel der Expedition war eine der wichtigsten Entdeckungen, die Christoph Columbus selbst noch gemacht hatte, die sogen. Perlenküste; die Spanier betrieben die Perlenfischerei namentlich auf der kleinen Insel Cubagua, der Ausmündung des Flusses Cumaná gegenüber. Außerdem wurde hier auch Gold gewaschen und in Sklaverei gearbeitet; um spanische Weine gaben zuweilen die Indianer selbst sich dazu her, Ihresgleichen als Sklaven zu verkaufen, und wenn dieß nicht zu erreichen war, so raubte man sie gewaltsam unter dem Vorwand, sie seien Menschenfresser. Zu entschieden feindseligen

Verhältnissen war es längs der ganzen Küste nur damals gekommen, als die beiden Dominicanermönche Córdoba und Garcés, von welchen im vorigen Abschnitt erzählt wurde, als Opfer der richterlichen Niederträchtigkeit auf Santo Domingo fielen. Schon vier Jahre später, zur Zeit der Hieronymitercommissäre, waren abermals zwei klösterliche Niederlassungen errichtet worden, ein Dominicanerkloster bei dem Hafen Chirivichí, nahe bei Maracapana, und ein Franciscanerkloster weiter östlich, der Insel Cubagua gegenüber, beide sieben Meilen von einander entfernt. Die Thätigkeit und der fromme Sinn dieser ehrwürdigen Väter hatte die Indianer wieder beruhigt und im Laufe der Zeit friedliche und vertrauensvolle Verhältnisse herbeigeführt. Auf diese Sachlage und auf die Unterstützung der beiden Klöster rechnete Casas bei seinem Unternehmen; er sollte auf die bitterste und grausamste Weise enttäuscht werden.

Ein gewisser Alonso de Ojeda, Einwohner der Insel Cubagua und einflußreicher Geldmann und Sklavenhalter, faßte den Entschluß, auf der gegenüberliegenden Festlandküste einen Sklavenraubzug auszuführen, trotz der wiederholten Regierungsverordnungen, dieses Verfahren auf die eigentlichen und wirklichen Karaiben oder Menschenfresser zu beschränken. Er rüstete ein Schiff aus und segelte die Küste entlang bis nach Chirivichí, dem Sitze des erwähnten Dominicanerklosters. Es waren im Augenblick nur zwei Mönche im Hause, der Pförtner und der Subprior, von welchen Ojeda nach klösterlicher Sitte gastlich empfangen ward. Er fragte nach dem Caziken des Ortes; derselbe hieß Maraguey und kam auf den Wunsch des Spaniers zu einer Unterredung. Ojeda fragte ihn, welche Völkerschaften der nächsten Umgebung Menschenfleisch genießen; mit der heftigsten Entrüstung wies der Indianer diesen Verdacht zurück und brach die Unterredung ab; er wußte wohl, welches Schicksal ihn nach diesem Worte bedrohte. Ojeda kehrte auf sein Schiff zurück und segelte weiter bis vier Meilen unterhalb Maracapana; der Cazike dieses Ortes hieß Gil Gonzalez, stand mit

den Spaniern im besten Verhältniß und nahm den Ojeda gleichfalls gastfreundlich auf; Letzterer gab vor, einen Tauschhandel in Mais mit einem nur wenige Meilen in's Land hinein angesessenen Indianerstamme zu beabsichtigen. Im Einverständniß mit Gil Gonzalez brach Ojeda, begleitet von zwanzig der Seinigen, in der bezeichneten Richtung auf, schloß in der That einen ansehnlichen Handel ab, bat um fünfzig Mann Indianer als Lastträger für den gekauften Mais, und versprach Kaufpreis und Transport in Maracapana zu bezahlen. Bei der Ankunft an letzterem Orte, sowie die Indianer sich niedergelassen haben, um auszuruhen, ziehen die Spanier auf ein verabredetes Zeichen Ojeda's die Schwerter, fallen über die Indianer her und fangen an, sie zu binden, um sie auf's Schiff zu schleppen. Die wehrlos Ueberraschten kämpfen so gut als möglich um ihre Freiheit, aber die Mehrzahl wird überwältigt, geknebelt, mit Gewalt auf's Schiff gebracht. Nur vierzehn entkamen, um abermals und zum wie vielten Male den Ruf spanischer Treue zu wiederholen und zu bestärken.

Auf diese Nachricht hin kam augenblicklich das ganze Land in Aufruhr; die beiden Caziken Gil Gonzalez und Maraguey vereinigten sich, um Rache zu nehmen an diesen Menschen ohne Ehre und Gewissen, und leider nahmen sie von ihrem Racheplan auch die Mönche nicht aus, weil sie die Zusammenkunft zwischen Ojeda und Maraguey vermittelt und dabei als Dolmetscher gedient hatten. Ojeda hatte die namenlose Frechheit, schon wenige Tage nachher mit zwölf seiner Gefährten am Strande sich zu ergehen, gerade als ob gar nichts vorgefallen wäre; er wurde von Gil Gonzalez ebenso empfangen, aber als die Truppe an die ersten Häuser des Indianerdorfes kam, erhoben die Indianer den Kriegsruf, griffen in überlegener Anzahl an und machten Ojeda nebst sechs der Seinigen nieder; die Uebrigen retteten sich schwimmend. Einen Canoe-Angriff gegen das Schiff selbst vermochte die Mannschaft abzuschlagen. Tags darauf erschien Maraguey an der Pforte des Domini-

canerklosters; der öffnende Laienbruder wurde sogleich niedergeschlagen und einen Augenblick nachher auch der Subprior, als er eben zum Altar trat, um die heilige Messe zu lesen. In ihrer nun einmal entfesselten Rachewuth zerstörten die Indianer sogar den Baumgarten der Mönche, tödteten ein Pferd, welches dieselben zu landwirthschaftlichen Zwecken hielten, zertrümmerten Kreuze, Bilder, Glocken und verbrannten das Kloster selbst; aller lang verhaltene, niedergedrückte oder beschwichtigte Groll und Ingrimm gegen die europäischen Unterdrücker war in wilder, unwiderstehlicher Flamme von Neuem aufgelodert.

Auf Santo Domingo dachte man nicht im Entferntesten daran, das auch in diesem Falle wieder von den Spaniern verübte entsetzliche Unrecht einzusehen; davon, daß man die so widerrechtlich geraubten Indianer zurückgeben, daß man den übriggebliebenen Gefährten Ojeda's noch in aller Form und in allem Ernst den Prozeß machen müsse, war auch nicht mit einem Wort die Rede. Die Politik spanischer Habsucht und Herrschsucht erkannte nur die einzige Nothwendigkeit, die Indianer niederzuschmettern, so daß sie nicht im Stande seien, sich ein zweitesmal zu erheben: man mußte die unwiederbringliche Gelegenheit benutzen, um nicht nur die 36 Gefangenen zu behalten, sondern auch unter dem Vorwand der Züchtigung und der Rache so viel als möglich Andere zu fangen.

Von dieser Betrachtung der Angelegenheit ausgehend, faßte man den Beschluß, fünf Kriegsschiffe mit einer Besatzung von dreihundert Mann unter dem Befehle des Gonzalo de Ocampo nach der Perlenküste abzusenden, und zwar mit dem ausdrücklichen Auftrag, das Land zu verwüsten, seine Bewohner zu Sklaven zu machen, die Hauptschuldigen aber martervoll hinzurichten. So wußte also auch in diesem Falle die spanische Colonialregierung nichts Besseres zu thun, als sich thatsächlich und in aller Form zur Mitschuldigen von Ojeda's unverantwortlicher Seeräuberei zu machen.

Dieß nun war der unglückselige Augenblick, in welchem

Casas mit seiner hoffnungsvollen Colonisten-Flottille nach glücklicher Seereise vor Puerto-Rico anlangte. Hier erhielt er die Nachrichten von Allem, was vorgefallen war, vielleicht nicht ohne einige Vergrößerung und Uebertreibung.

Man kann es unter diesen Umständen wohl eines außerordentlichen, ja eines großen Mannes würdig finden, wenn Casas, tief gebeugt, wie er es durch diese tragische Wendung der Umstände sein mußte, dennoch weder den Muth noch die Besonnenheit verlor. Er konnte sich mit Recht sagen, daß ein so verhängnißvolles Zusammentreffen der unseligsten Ereignisse mit seinem eigenen Unternehmen völlig außerhalb des Bereiches seiner Verantwortlichkeit liege, daß er hier einer höheren Macht gegenüberstehe, welcher wir Menschen nur Glauben, Hoffnung und Unterwerfung, weder Trotz noch Verzweiflung entgegenbringen dürfen. Er faßte also den in seiner Lage wohl vernünftigsten Beschluß, die Vorüberfahrt der spanischen Flottille abzuwarten, und zwar um so mehr, als er von dem freundschaftlichen Verhältniß, welches zwischen Ocampo und ihm selbst bestand, eine Milderung, wo nicht Beilegung des drohenden Conflictes glaubte hoffen zu dürfen. Freilich ließ sich andererseits nicht wohl verkennen, daß zwischen dem menschenfreundlichen, milden und religiösen Auftrag, welchen Casas von dem Kaiser empfangen, und zwischen den blutdürstigen Befehlen, welche die beschränkten Regierungsmänner von Santo Domingo ihrem Ocampo mitgegeben hatten, ein um so gefahrvollerer Widerspruch bestand, als der Kaiser zu der Zeit, wo er nach Deutschland sich einschiffte, selbstverständlich keine Kenntniß hatte von den Ereignissen, welche den Schreckenszug Ocampo's veranlaßten. Wir glückliche Besitzer des Telegraphen können uns beinahe nicht vorstellen, in welchem Wirrsal noch vor dreihundert Jahren die Dinge sich oft durchkreuzten, während doch in der That manche überraschende Wendung im Lauf der Geschichte gerade aus diesem, auf den ersten Blick rein äußerlichen Umstande erklärt werden kann und muß.

Endlich kam Ocampo mit seinen Kriegsschiffen an. Die beiden Befehlshaber sahen sich, Casas wies seine Verträge, Vollmachten und Zurüstungen vor und richtete an Ocampo in aller Form die Bitte, er möge nicht weiter gehen, weil der betreffende Landstrich vom Kaiser ihm überwiesen sei, folglich auch die Beruhigung desselben im Fall eines Aufstandes der Bewohner zu seiner Aufgabe gehöre. Allein so weit ging Ocampo's Freundschaft nicht; seine Antwort ging dahin, daß er vor jeder königlichen Entschließung die gebührende Verehrung hege, daß er aber nicht umhin könne, den ihm von seiner vorgesetzten Behörde gewordenen Auftrag zu vollziehen; indem er dieß thue, sei er sich bewußt, außerhalb jeder Verantwortlichkeit für die Folgen zu stehen. Zugleich machte er sich, wie er dem Freunde gegenüber es sich wohl erlauben durfte, gehörig lustig über die spanischen Bauern und ihre zukünftige Ordenstracht, welche übrigens bis jetzt Casas allein, und auch er viel zu früh, angelegt hatte. Die Zusammenkunft hatte kein anderes Ergebniß, als daß derjenige, welcher die Gewalt in seiner Hand hatte, ruhig seines Weges weiter zog, nämlich Ocampo; Casas dagegen mußte in einer wirklich nahezu verzweiflungsvollen Lage mit seiner ganzen Expedition in Puerto-Rico zurückbleiben.

Wir wollen Ocampo auf seinem Schreckenszuge nicht begleiten; er vollzog buchstäblich und bis auf's Aeußerste die Befehle seiner Regierung und gründete auf den rauchenden Trümmern und blutigen Jammerstätten ein spanisches Städtchen, eine kleine Strecke oberhalb der Ausmündung des Flusses Cumaná, genannt „Neu Toledo“. So verstanden die leitenden Männer von damals die Christianisirung Amerika's.

Inzwischen mußte Casas sich nothgedrungener Weise dazu verstehen, bei der Regierung auf Santo Domingo um den Vollzug des Vertragsverhältnisses nachzusuchen, welches er mit dem Kaiser und König abgeschlossen hatte. Er war selbst dorthin gesegelt, und zwar für sich allein, nicht mit seinem ganzen Ge-

folge, bloß um dem Admiral-Statthalter und seiner obersten Regierungsbehörde genaue und umfassende Kenntniß von seinen Hilfsquellen und Zurüstungen zu geben; seine Colonisten brachte er inzwischen in kleinen Abtheilungen von vier oder fünf Mann bei Grundbesitzern von Puerto-Rico im Wege freiwilliger Einquartierung unter. Auf Santo Domingo traf er es, wie immer: die Mehrzahl seinen Planen feindselig, weil ihre Interessen durch dieselben bedroht waren; die Minderzahl ihm angeblich geneigt, aber nur, weil sie davon Vortheil für sich selbst hofften. Die öffentliche Bekanntmachung der ihm vom Monarchen ertheilten Vollmachten wurde ihm ohne Anstand bewilligt und es wurde auch Jedermann bei schwerer Strafe verboten, mit den Indianern des dem Licentiaten Casas vom König zugewiesenen Landstriches anders zu verkehren, als wie mit freien Unterthanen des Königs.

Auf sein weiteres Gesuch, Ocampo möge schleunigst zurückberufen werden, erhielt Casas zunächst eine ausweichende Antwort: man werde die Sache prüfen, worauf man sie natürlich vorerst liegen ließ. Erst nach langem Zögern, und nachdem Ocampo sein Werk inzwischen vollbracht haben mußte, nachdem ferner Casas zu der Drohung sich genöthigt gesehen hatte, er werde sich unmittelbar zum Kaiser verfügen und sie wegen Ungehorsams gegen Seine allerhöchsten Befehle anklagen, verstanden sich die Herren dazu, ihm zur Verwirklichung seines Planes behilflich zu sein, vor Allem aber, den etwa zu erzielenden Gewinn mit ihm zu theilen.

In dieser letzteren Beziehung wurde folgende Verabredung getroffen:

Der aus dem ganzen Unternehmen hervorgehende Gewinn sollte in nicht weniger als vierundzwanzig gleiche Antheile zerlegt werden: davon sollten sechs dem königlichen Schatz, sechs weitere dem Licentiaten Casas und seinen fünfzig auserkorenen Gefährten zufallen. Von den übrigen zwölf sollten drei für den Herrn Admiral sein, vier für die Mitglieder der obersten

Behörde (Audiencia), drei für die sonstigen königlichen Beamten, die zwei übrigen insbesondere für die zwei Geheimsecretäre der Audiencia. Jeder von diesen Gewinntheilhabern sollte nun aber auch zu den weiteren Kosten beitragen, und so wurde beschlossen, die Flotte, deren Oberbefehl Ocampo geführt hatte, dem Casas zur Verfügung zu stellen und zwar mit einer Besatzung von 120 auserlesenen Leuten; die Uebrigen sollten entlassen werden; an die Spitze derselben wurde Ocampo selbst abermals gestellt. Als Zweck dieser Ausrüstung wurde vorgegeben, Casas solle mit größerer Genauigkeit, als es bisher geschehen sei, diejenigen Volksstämme ausmitteln, welche Menschenfleisch verzehren und die Prediger des Christenthums nicht annehmen; gegen diese von Casas selbst bezeichneten Stämme solle alsdann Ocampo den Krieg führen.

Es wird meinen Lesern hier gerade so ergehen, wie mir selbst: ich verstehe unseren Helden nicht mehr. Die erzählten Thatsachen stehen geschichtlich fest; er tritt in eine Gemeinschaft auf Erwerb und Gewinn mit den nämlichen Menschen, welche er nur wenige Jahre zuvor wegen gehäufter Mordthaten öffentlich vor den Strafgerichten angeklagt hatte, und er thut dieß in Vollzug eines königlichen Auftrages und unter Anwendung von materiellen Mitteln, welche geradezu das Gegentheil bezweckten. An eine Untreue von seiner Seite oder an ein Aufgeben seiner Zwecke kann bei seinem Charakter gar nicht gedacht werden; selbst seine erbittertsten Gegner haben ihn dessen nicht beschuldigt. Es bleibt also, um das sonst Unerklärliche zu erklären, keine andere Annahme übrig, als die, daß Casas in den oben dargestellten Gemeinschaftsvertrag einfach deßhalb eingewilligt habe, weil er es schlechterdings thun mußte. Die Regierungsleute hielten es eben zwar für eine schwache, aber doch immerhin für eine denkbare Möglichkeit, daß irgend ein Gewinn bei der Sache herauskommen könne; dessen wollten sie sich für alle Fälle versichern, und so werden sie ihm erklärt haben, daß an einen Vollzug seiner ganzen Unternehmung

nicht zu denken sei, so lange er sich nicht mit ihnen auf die bezeichnete Art und Weise vertrage. Ocampo war offenbar bestimmt, ihn zu überwachen und nöthigenfalls mit Gewalt im Zaume zu halten.

Was Casas selbst anbelangt, so hatte er zweifelsohne nach wie vor nur das Wohl seiner Indianer im Auge; er wußte sicherlich, daß an einen materiellen Gewinn nicht zu denken sei, und es lag ihm in seiner verzweifelten Situation Alles daran, endlich einmal anfangen zu können, wenn sich nicht Alles schon vorher in Trümmer auflösen sollte. So willigte er denn in eine Verabredung, die, äußerlich genommen, seiner Person und seiner Sache durchaus unwürdig war, und segelte im Juli 1521 nach Puerto-Rico zurück, um dort seine zurückgelassenen Colonisten abzuholen und mitzunehmen.

Diese hatten sich jedoch, eingeschüchtert durch die furchtbaren Gerüchte von den empörten Indianerstämmen und durch die sonstigen Einflüsterungen von Seiten der Gegner ihres Anführers, nach allen Richtungen zerstreut und Keiner war mehr bereit, ihm zu folgen. Mit dieser Enttäuschung fuhr Casas weiter, und als er, in Cumaná angelangt, seine Schaaren überblicken wollte, da fand es sich, daß nur sehr Wenige bereit waren, mit ihm auszuharren. Das „neue Toledo" litt unter den Folgen, welche die Thaten Ojeda's und Ocampo's nothwendiger Weise nach sich ziehen mußten; die Indianer waren entflohen, das Land verwüstet, kein Handel, kein Verkehr, nur Hunger und Elend; Alle glaubten den Himmel offen zu sehen, als sie Schiffe erblickten, in welchen man möglicher Weise davon kommen konnte. In der That faßte Alles, was nur irgendwie sich losreißen konnte, den Beschluß, auf Ocampo's Schiffen nach Santo Domingo zurückzukehren, und unter diesen Umständen hielt Ocampo selbst für das Gerathenste, seinen Freund Casas seinem eigenen Schicksal zu überlassen und mit den Uebrigen umzukehren. Bei Casas blieben nur seine Diener, einige wenige Freunde, und die geringe Anzahl Derjenigen, welche

Alles wagen konnten und mußten, weil der Sold, den sie empfingen, ihr einziges Existenzmittel war.

Aber auch jetzt versagte dem Helden der Muth nicht. Noch stand das Franciscanerkloster; mit den Vätern desselben setzte er sich in's Benehmen, marschirte mit seiner kleinen Truppe dorthin und ließ unverzüglich hinter dem Klostergarten eine Baracke erbauen zur Aufbewahrung seiner Lebensmittel und sonstigen Vorräthe für Krieg und Frieden; an der Ausmündung des Flusses errichtete er ein Fort zum Schutz gegen die Indianer und nicht minder gegen die seeräuberischen Spanier von Cubagua. Mittlerweile ließ er seine Sendboten ausgehen zu den benachbarten Stämmen, wohl versehen mit Geschenken, um ihre Neigung zu gewinnen, und mit Verheißungen von Frieden und Gerechtigkeit sowohl von seiner Seite als von Seiten des neuen spanischen Königs, der ihn gesandt habe.

Allein mit dem Fort ging es nicht voran, weil die Spanier von Cubagua in richtiger Erkenntniß der Bedeutung dieses Gedankens ihm seinen Ingenieur durch Bestechung zu entziehen wußten. Ueberhaupt wirkte der unvermeidliche Verkehr mit diesem Haufen nichtswürdiger Menschen auf das Verderblichste; die wenigen gutgesinnten Indianer wurden dem armen Colonisator abspenstig gemacht oder durch geistige Getränke verdorben, so zwar, daß zum tiefsten Schmerze des Apostels der Freiheit in seiner unmittelbarsten Umgebung nicht einmal der Sklavenhandel ganz auszurotten war. Casas forderte den politischen Vorsteher von Cubagua auf, den Verkehr seiner Leute mit den Indianern, deren Land er zu verwalten habe, zu verbieten. Allein über ein derartiges Ansinnen machten sich die Herren von Cubagua einfach lustig, weil sie recht wohl wußten, daß Casas die Macht nicht besaß, um seinen Wünschen auch den gehörigen thatsächlichen Nachdruck zu geben. Casas erkannte, daß in diesem Verhältniß der Keim des Verderbens für die letzten Reste seiner ganzen Unternehmung liege, und beschloß deßhalb, im Einverständniß mit den Franciscanervätern, nach

Santo Domingo zu gehen, um dem Admiral und seiner Regierung die Schwierigkeiten und Hindernisse auseinanderzusetzen, mit welchen er zu kämpfen habe. Sollte ihm hier keine Abhilfe werden, so war er entschlossen, sich an den König in Person zu wenden.

Mit diesem Entschluß schiffte der unermüdliche Mann sich ein, und zwar auf einem von zwei Handelsschiffen, welche gerade in der nächsten Gegend Salz luden: als seinen Stellvertreter ließ er einen gewissen F r a n c i s c o d e S o t o zurück und als letztes Rettungsmittel gegen einen etwaigen Angriff der Indianer zwei Schiffe, um mittelst derselben Menschen und Vorräthe nach Cubagua retten zu können. Wie es um seine Sache in der That und Wahrheit stand, das geht namentlich aus dieser letzteren Vorsichtsmaßregel klar hervor. Und kaum war Casas außer Sicht, so hatte Soto nichts Eiligeres zu thun, als die beiden Schiffe nach Sklaven, Gold und Perlen auszusenden. Sobald die Indianer sich von diesem Stand der Dinge, und folgeweise von der gänzlichen Hilflosigkeit der bei Soto Zurückgebliebenen überzeugt hatten, beschlossen sie, mit ihnen in gleicher Weise zu verfahren, wie seiner Zeit mit der Dominicaner-Niederlassung. Sie behandelten aber die Sache gar nicht besonders geheim, so daß Soto und die Franciscaner ziemlich genau den Tag erfuhren, an welchem der Angriff stattfinden sollte. Der Versuch, die Baracke mit einigen kleinen Geschützen auszurüsten, scheiterte an der Feuchtigkeit des Pulvers, das man erst an der heißen Sonne trocknen mußte. Gerade während dieser gefahrvollen Beschäftigung griffen die Indianer an, steckten die Baracke in Brand und tödteten einige Leute. Die Uebrigen zogen sich nach dem Klostergarten zurück, und suchten sich, während die Indianer noch mit der Baracke beschäftigt waren, in einem Canoe vermittelst eines den Klostergarten bewässernden Flußarmes nach der offenen See zu retten. Das gelang ihnen zwar, allein sie wurden von den Indianern verfolgt und eingeholt. Die Verfolger und die Verfolgten

trieben fast gleichzeitig an's Land; zum Glücke für die Spanier fand sich ein dichtes Gestrüpp von Dornen und Disteln vor, welches die Indianer mit ihren mehr als halbnackten Leibern nicht zu durchdringen vermochten. Die Spanier dagegen, obgleich fast Alle verwundet, vermochten sich Bahn zu brechen bis zu den Salzgruben, wo sie von dem noch dort stehenden einzelnen Schiff aufgenommen wurden. Die Indianer kehrten nach Cumanà zurück und wiederholten hier alle die wilden Grausamkeiten und Frevelthaten, welche sie in Chirivichí begangen hatten: sie brachten einen armen Laienbruder um, dem es nicht gelungen war, sich mit den Andern zu flüchten, tödteten alle Hausthiere, verwüsteten die Baumpflanzungen, verbrannten die Gebäude, kurzum, sie ließen nichts lebendig und kehrten alles Oberste zu unterst. Stolz auf diesen Erfolg, bedrohten sie sogar Cubagua, dessen Bewohner, obgleich noch immerhin 300 Bewaffnete zählend, allen Muth verloren und sich nach Santo Domingo einschifften. So war denn jetzt Alles zu Grunde gegangen: das Neue Toledo nicht minder als der Colonisationsplan von Las Casas, die beiden Klöster ebenso wie die Perlenfischerei und aller mit ihr verbundene Unfug.

Unterdessen hatte Casas auf seinem Wege nach Santo Domingo das weitere, fast unglaubliche Mißgeschick, daß sein Schiff den Weg verfehlte und im Hafen Yáquimo, 80 Meilen unterhalb Santo Domingo, wieder zu sich selbst kam. Dort blieb er zwei volle Monate liegen in vergeblichem Kampf gegen Winde und Strömungen: schließlich verging selbst einem Casas die Geduld und er entschloß sich, den Landweg nach der Hauptstadt einzuschlagen. Natürlich war die Nachricht von den Ereignissen zu Cumaná bereits über die ganze Insel verbreitet, und da Casas selbst nirgends zum Vorschein kam, so glaubte man allgemein, daß auch er umgekommen sei. Da begegnete ihm denn der tragikomische Vorfall, daß eines Tages während seiner Reise durch die Insel, als er gerade sein Mittagsschläfchen machte, einige Reisende mit seinen Leuten darüber

stritten, ob er todt oder lebendig sei; er selbst mußte, aus der kurzen Ruhe erwachend, durch den Anblick seiner wohlbekannten, großartigen Persönlichkeit den Streit entscheiden.

In Santo Domingo angekommen, erfuhr er amtlich und sicher die ganze Wahrheit. Er berichtete an den Kaiser und beschloß, auf Antwort zu warten, weil ihm keine finanziellen Mittel mehr zu Gebot standen, um seine Sache persönlich in Spanien zu betreiben.

In diesem Augenblick, als sein Vermögen verloren, sein Unternehmen vernichtet, sein Ruf zerstört, er selbst als ein halb verrückter Mensch verschrieen war, der seinen tollen Liebhabereien eine so große Zahl von Menschen und eine solche Masse von Capitalien geopfert habe, da zeigte sich Casas in seiner ganzen Größe, weil er sich in seiner ganzen Demuth zeigte. Seine Zufluchtsstätte gegen allen Jammer und alles Mißgeschick war das Dominicanerkloster: dort schüttete er sein Herz aus, dort empfing er Trost. Dort faßte er den Entschluß, auf jede eigenmächtige Thätigkeit für immer zu verzichten und sich im Geiste des Gehorsams mit seiner ganzen ihm etwa noch beschiedenen Zukunft dem Orden zur Verfügung zu stellen, der schon seit langen Jahren seine einzige treue und feste Stütze gewesen war. Und er that dieß trotz der ihm gewordenen — vielleicht auch von dem Ordensobern ihm nicht mitgetheilten — bestimmtesten Aussicht, am kaiserlichen Hofe wieder zu vollen Gnaden angenommen zu werden. Im Jahr 1522 begann er sein Noviziat, und im folgenden Jahr 1523 schmückte ihn ein ganz anderes Ordenskleid, als das abenteuerlich selbst ersonnene: es schmückte ihn das Ordenskleid des heiligen Dominicus.

V.

Casas als Missionär.

Es ist leicht ausgesprochen, das Wort: „in's Kloster gehen!“, und es ist bald gesagt in einer Stunde oder selbst in einer Woche

frommer Rührung: „Wie beneide ich diese Mönche! Wie bewundere ich diese Nonnen!“ Aber etwas ganz Anderes ist es, das Opfer einer idealen Lebensaufgabe darzubringen auf dem Altar der höchsten Selbstverleugnung, und nicht nur zu verzichten auf diese oder jene Liebhaberei, sondern auf sich selbst.

Ich bezweifle ernsthaft, ob dem Helden dieses Büchleins die so eben bezeichnete Aufgabe jemals vollkommen gelungen ist. Mir will es bedünken, als ob ihm hiezu allerdings der reine, der vollständig gute Wille nicht gefehlt habe, wohl aber die nöthige Selbsterkenntniß, welche bei seinem außerordentlich lebhaften, ja glühenden Temperament sicherlich mit größeren Schwierigkeiten verbunden war, als bei uns hausbackenen Philistern des neunzehnten Jahrhunderts. Casas hatte ungeheuer viel gelitten, er hatte entsetzlich Großes verloren: er stand im Alter von 48 Jahren, immer noch in der Vollkraft seines körperlichen und geistigen Lebens und blickte auf die Vergangenheit zurück wie auf ein großes Leichenfeld seiner heißesten Wünsche, seiner glühendsten Hoffnungen, seiner höchsten Ideale. Und Alles, was er erstrebt und ersehnt hatte, es galt ja nicht in irgend einer Weise ihm selbst, er war ja einzig entflammt von herzlicher Liebe zu seinen Menschenbrüdern, und der Versuch seiner bittersten Gegner, in Eitelkeit und Ruhmsucht die Beweggründe seines Handelns zu suchen, war schon zu seinen Lebzeiten als ein schimpflich gescheitertes Unternehmen zu betrachten.

Aber bei alledem bin ich der Meinung und will sie nicht verheimlichen, daß Casas bei seinem Eintritt in den Orden des hl. Dominicus — wohl ohne es zu wissen und zu wollen — nicht vollständig auf sich selbst verzichtet, sondern nur einen Stillstand gemacht hat, bis es Gott gefallen werde, seine Schritte neuerdings in Bewegung zu setzen nach dem alten Ziele. Denn er hatte keineswegs einsehen gelernt, daß die erlittenen Schicksalsschläge jedenfalls theilweise mit seinem eigenen Wesen und Charakter zusammenhingen. Casas war und blieb ein Gelehrter, und aus einem Gelehrten vermag keine Macht

der Erde einen Colonisator, überhaupt einen Befehlshaber, einen Mann der That zu machen. Er war der glänzendsten Erfolge beinahe gewiß, wenn er in vornehmer Gesellschaft sprechend, verhandelnd, discutirend auftreten konnte: er hörte in seinem Leben voll Abenteuern und überraschenden Ereignissen aller Art niemals auf, nebenher schriftstellerisch thätig zu sein; aber seine außerordentliche Kraft und Gesundheit einerseits, und andererseits seine ich möchte fast sagen unerhörte Begeisterung für die von ihm vertretene edle Sache täuschten ihn über die Vielseitigkeit seiner Befähigung: er zweifelte nicht daran, auch die Gaben eines Feldherrn mit denen eines Apostels, die Talente eines Colonisators mit denjenigen eines Schriftstellers in sich zu vereinigen, und diesen Irrthum scheint er mit in's Kloster genommen zu haben. Diese Selbsttäuschung war um so verhängnißvoller für ihn, als es ihm von Anfang bis zum Ende seiner öffentlichen Laufbahn an Menschenkenntniß völlig mangelte, weßhalb er auch bei jeder Gelegenheit von seinen Untergebenen getäuscht, verlassen und mißachtet ward. Diese Bemerkungen sollen jedoch nicht im Mindesten an der Wahrheit rütteln, daß ein großer Theil des Mißgeschickes, welches ihn betraf, lediglich in der Verkettung äußerer Umstände und Ereignisse, sagen wir lieber in dem unerforschlichen Willen Gottes seinen Grund hatte.

Volle sieben Jahre harrte Casas aus in der strengsten Klostereinsamkeit, in der unbedingtesten Entfernung von allen Angelegenheiten dieser Welt, ohne sich auch nur mit dem Schicksale seiner so heiß geliebten Indianer im Geringsten beschäftigen zu dürfen; in dieser Richtung an ihn gelangende briefliche Mittheilungen wurden ihm nicht übergeben. Dagegen unterwarf sich der von so heftigen Stürmen des Lebens herumgeschüttelte, schon an der Grenze der fünfziger Jahre stehende Mann allen Strengheiten der Ordensregel und namentlich des Noviziats mit einer Rüstigkeit und mit einer Begeisterung, welche selbst die Jüngsten zu beschämen geeignet war. Die

Zeit, welche Chordienst und Gebet ihm freiließ, verwandte er auf unausgesetzte, streng wissenschaftliche Studien in Philosophie und Theologie, nicht minder in der Geschichte.

Erst in der zweiten Hälfte seiner klösterlichen Zurückgezogenheit, und gewissermaßen als Vorbote seines Hervortretens aus derselben, beschäftigte ihn der Entwurf und die beginnende Ausführung seines großen Werkes über die Geschichte Amerika's seit der Entdeckung, für welches er während der ersten Hälfte seines öffentlichen Lebens nach und nach und ohne besondere Absicht eine solche Menge von Quellen und Hilfsmitteln angesammelt hatte, wie sie gewiß nicht ein Einziger seiner Zeitgenossen besaß. Er hat an diesem Werke fortgearbeitet bis kurze Zeit vor seinem Tode.

Das neuerliche Hervortreten eines so allgemein bekannten und so urplötzlich, unter so erschütternden Umständen vom Schauplatze der Welt verschwundenen Mannes zu einer neuen und erhabeneren Thätigkeit erschien sogar den ganz in Habsucht und Gefühllosigkeit versunkenen amerikanischen Spaniern jener Tage als ein vom Glanze religiöser Poesie verklärtes Ereigniß. Daher ist es gekommen, daß sich an dieses sein Auftreten als Missionär Sagen und Legenden anknüpfen, welchen die beglaubigte Geschichte keinen Raum zu gestatten vermag. So die Erzählung, daß Casas einen lange für unbezwingbar gehaltenen Häuptling der in die Gebirge St. Domingo's geflüchteten Indianer in der wilden Einsamkeit seiner Berge aufgesucht und durch die Macht seiner siegreichen Beredtsamkeit zur Unterwerfung und zur Annahme des christlichen Glaubens vermocht habe. Diese und andere ähnliche Geschichten, von welchen weder Casas selbst, noch die zuverlässigen zeitgenössischen Quellen Etwas erzählen, haben gleichwohl ihre ganz gute innere Wahrheit und Berechtigung. Sie zeigen uns eben recht deutlich, daß man diesem Mann und seinem hohen Geist, seinem zündenden Wort das Höchste, das beinahe Unglaubliche zutraute, obgleich man ihm bei jeder Gelegenheit so herb und

feindselig entgegentrat. Er wäre sicherlich schon bei seinen Zeitgenossen der Gegenstand allgemeiner Liebe und Bewunderung gewesen, wenn seine Ueberzeugung ihn auf irgend ein anderes Feld der Thätigkeit geführt, wenn sie ihn nicht gerade genöthigt hätte, den gehässigsten Leidenschaften der Mitlebenden einen Krieg auf Leben und Tod zu erklären.

Als die Oberen des Dominicaner-Ordens die Ueberzeugung erlangt hatten, Casas habe den Geist des Gehorsams und der Selbstverläugnung in hinreichendem Grade in sich aufgenommen, um sich nicht abermals auf die Bahnen politischer Abenteuer zu verlieren, nahmen sie keinen Anstand, ihn demjenigen Berufe zuzuführen, für welchen er allerdings durch seine ganze Vergangenheit, durch die innigste Liebe seines Herzens, und namentlich auch durch seine außergewöhnlichen Kenntnisse der Indianersprachen im höchsten Grade geeignet war, nämlich der Indianer-Mission.

Zunächst wurde er nach Nicaragua gesandt, wo eben ein neues Bisthum errichtet worden war, um den ersten Träger der Mitra, Alvarez Osorio, bei seinen Arbeiten zu unterstützen. Es war dieß ein ganz eigentliches Missions-Bisthum, mitten im ausschließlichen Indianer-Gebiet, ohne alle spanisch-politischen Nebenabsichten, rein und allein der Sorge für das Seelenheil der Wilden gewidmet. Casas war einer der ersten Mönche, welche das von dem Bischof gegründete Dominicaner-Kloster bewohnten; allein man ließ ihn nur so lange auf diesem Posten, bis er Leben und Thätigkeit in die Sache gebracht hatte; dann durften die geringeren Geister den geebneten Boden zu bebauen fortfahren, während der Höhere zu neuen Aufgaben an andere Stätten berufen ward.

Im Jahr 1531 und in den nächstfolgenden Jahren finden wir den unermüdlichen Kämpfer wieder auf dem Schauplatz seiner früheren Thaten und Leiden, im Kloster seines Ordens zu St. Domingo; dann erscheint er abermals in Nicaragua, dann in Mexico; alle diese großen, ungeheuren Länder durch-

wanderte er unter allen Strapazen, welche das heiße Klima und die Uncultur der Bewohner herbeiführen mußten, zu Fuß und unter Entbehrungen jeder Art, einzig erfüllt, aufrecht erhalten, gestärkt und begeistert von dem Bewußtsein, ein ächter Nachfolger der Apostel des Herrn zu sein.

Wir sehen: er hat es jetzt nicht mehr zu thun mit den bereits unter spanischer Herrschaft schmachtenden Indianern. Er hatte wohl erkannt, daß diesen nicht zu helfen sei, daß sie durch Gottes Zulassung einem unausbleiblichen Untergang entgegengingen. Wohl aber sucht er jetzt mit der ganzen Kraft seines Wirkens die noch unabhängigen Völker zu retten, und sein leitender Gedanke dabei ist der: man solle ihnen auf dem einzig erlaubten Wege der Unterweisung und Ueberzeugung das Evangelium bringen, bevor die spanischen Staatsmänner diesen Zweck zum Vorwand ihrer Raubzüge machen könnten. Denn das war ja immer der Aushängeschild, hinter welchem die europäische Herrschsucht und Habsucht mit all' ihren furchtbaren Waffen hergetragen wurde: es sei nur auf dem Wege strengster Zucht und Unterwerfung möglich, diese ungeberdigen Menschen in den Schafstall der Kirche hineinzubringen. Solch' heuchlerischem Gebahren tritt Casas überall erfolgreich entgegen, indem er den thatsächlichen Erfahrungsbeweis liefert, daß ihm und den übrigen von ihm angeleiteten und ausgebildeten Dominicaner-Missionären auch die wildesten Indianer sich mit Liebe, Vertrauen und Glauben nähern und anschließen, daß sie sich taufen lassen und die so einfache Heilslehre so gut annehmen, als sie es eben vermögen. Gerade durch diese Leistungen hat Casas das entschiedenste und zugleich das unwiderleglichste Verdammungsurtheil festgestellt für alle Zeiten gegenüber der spanischen Politik in Amerika: es läßt sich gewiß nicht läugnen, daß alle Indianerstämme der Bekehrung und der Bildung zugänglich gewesen wären, wenn man ihnen, wie Casas that, einzig und allein mit christlicher Liebe und mit geduldigem Unterricht entgegengekommen wäre.

Während aber Casas mit seiner Lehre bei dem edelgesinnten Vicekönig von Mexico, Don Antonio de Mendoza, verhältnißmäßigen Anklang fand, ohne jedoch auch in diesem Lande einen dauernden Erfolg erzielen zu können, sehen wir ihn nach Verlauf einiger weiterer Zeit, im Jahr 1536, in Nicaragua in ein schlimmes Abenteuer verwickelt. Er war damals 62 Jahre alt, und man hätte glauben sollen, die Last dieser Jahre in Verbindung mit den ungeheuren Anstrengungen seines ganzen Lebens müßte die vorschnelle Hitze seines Temperaments wenigstens in so weit gedämpft oder gemildert haben, daß die Gründe vernünftiger Mäßigung nicht vergeblich dem Auge seines Geistes vorgestellt würden. Auch darf man bei dem Vorfall, welchen ich jetzt zu erzählen haben werde, keineswegs vergessen, daß es die Feinde unseres Helden sind, aus deren Berichten wir hier zu schöpfen haben. Und endlich muß, so oft Casas seine Worte und Thaten in das Gebiet der Uebertreibung ausarten läßt, wohl erwogen werden, welch' himmelschreienden Unthaten und Greueln er allein gegenüberstand; Unthaten, die allerdings auch den ruhigsten Menschen zur Entrüstung hinreißen konnten und beinahe mußten.

Der Statthalter von Nicaragua, Rodrigo Contreras, konnte sich das Vergnügen nicht versagen, von Zeit zu Zeit kriegerische Streifzüge in das Innere des seiner Verwaltung anvertrauten Landes zu unternehmen. Dabei wurde dann mit Feuer und Schwert grausam und unsinnig gewüthet gegen Personen und Eigenthum ohne Unterschied. Diesem Befehlshaber und „Staatsmann" nun stellte sich Casas mit einigen seiner Ordensbrüder vor, und richtete an ihn mit der gläubigen Begeisterung eines Apostels und mit der Naivetät eines Kindes die Bitte: man solle doch statt aller kriegerischen Unternehmungen ihn allein mit seinen Brüdern in das Land hineinziehen lassen, er mache sich anheischig, die ganze Bevölkerung auf seine Weise zu bekehren. Contreras hatte keinen Sinn für derartige Gedanken und wies den lästigen Bittsteller ab. Allein damit war Casas

nicht zufrieden, sondern jetzt wandte er sich kraft seines priesterlichen Predigt-Amtes an die Soldaten des spanischen Befehlshabers. Wenn er denselben, wie ich vermuthe, die Gebote der Menschlichkeit an's Herz gelegt, wenn er ihnen anempfohlen hat, unter dem Commando ihrer Vorgesetzten möglichst Schonung walten zu lassen, so wird dagegen schlechterdings Nichts zu erinnern, es wird nur sein unbeugsamer Muth, seine nie verzweifelnde Hingebung an seine heilige Sache zu bewundern sein.

Allein die Gegner beschuldigen ihn, er habe den Soldaten gepredigt, sie sollten den Befehlen ihrer Vorgesetzten nicht gehorchen; und das wäre, in solcher Allgemeinheit und Unbestimmtheit, allerdings etwas ganz Anderes. Es scheint aber nicht so gewesen zu sein, denn die Sache nahm folgenden Verlauf:

Der Statthalter beantragte die Einleitung strafgerichtlicher Verfolgung gegen Casas wegen Verleitung seiner Untergebenen zu Insubordination und Aufruhr, und die Gerichtsbehörde entsprach diesem Antrag; Bischof Osorio nahm sich seines vorzüglichsten und erfolgreichsten Gehilfen und Predigers wohl durch Bitten und Vorstellungen an, so gut er konnte, allein auf die sachlichen Ergebnisse der Untersuchung konnten ja diese Bitten und Vorstellungen offenbar keinen Einfluß haben; der Schluß dieser Untersuchung aber bestand darin, daß sie eingestellt wurde, ohne daß ein Strafurtheil gegen Casas in der Hauptsache oder der Kosten wegen hätte gefällt werden können. Daraus scheint doch wohl hervorzugehen, daß überhaupt nichts Strafwürdiges gegen ihn vorlag; denn hätte er Strafbares gethan, so würde es bei der großen, ja großartigen Oeffentlichkeit seines Auftretens und bei dem nie bezwungenen Freimuth, mit welchem er sich stets zu seinen Worten und Thaten bekannte, an dem bloßen Beweise sicherlich nicht gefehlt haben. Gerade in dieser Zeit starb der Bischof und nun verließ Casas, seines besten Schützers und Gönners beraubt,

auch gegenüber der Politik eines Contreras ohne jegliche Aussicht auf eine ersprießliche Wirksamkeit, mit seinen Brüdern das Kloster von Nicaragua und begab sich nach Guatemala.

Die Gegner wenden nun aber ein:

Mit Unrecht sei Casas nicht verurtheilt worden, denn mehrere Zeugen, über deren Aussagen Protokolle oder Protokoll-Auszüge — wie dehnbar! — vorliegen, sagen ihm schlimme Dinge nach. Contreras habe die edle und unschuldige Absicht gehabt, neue Provinzen zu entdecken; in diese ihn nicht berührende Angelegenheit habe Casas sich gemischt, indem dieselbe angeblich weder zu Gottes noch zu des Königs Dienst nützlich sei; er selbst habe sich an die Spitze von 50 Mann stellen und das Unternehmen für sich allein ausführen wollen; darauf sei Contreras natürlich nicht eingegangen, habe jedoch den Casas eingeladen, ihn bei der Unternehmung zu begleiten. Dann habe Casas durch fanatische Predigten in allen möglichen Kirchen Volk und Militär aufzuhetzen gesucht, Alle für excommunicirt erklärt und nicht absolvirt, die sich bei dem Unternehmen betheiligen würden. Ueberhaupt sei es seine Gewohnheit gewesen, jedem Zorn und Aerger seines cholerischen Gemüthes durch wilde Predigtergüsse Luft zu machen, weßhalb man ihm schon früher auf St. Domingo das Predigen verboten habe.

Und ferner wird ihm vorgeworfen, er habe mit den Seinigen, ohne allen Grund und gegen die Interessen der Religion, sowie mit Hintansetzung ernstlicher Vorstellungen der Behörden Kloster, Altar und Kanzel in der Hauptstadt von Nicaragua verlassen, getreu seinem Charakter als unbeständiger, wankelmüthiger und neuerungssüchtiger Mensch.

Dieser letztere Vorwurf ist am leichtesten zu widerlegen; indem Casas ein Land und ein Kloster verließ und mit einem andern vertauschte, handelte er jedenfalls nach den Anordnungen seiner Ordensvorgesetzten und im Einverständnisse mit denselben; sie, hierüber zu entscheiden allein befugt,

haben ihm wegen seiner Ortsveränderung niemals einen Vorwurf gemacht, und das weltliche Publikum hatte in diesem Punkt lediglich Nichts zu reden.

Was dagegen die erste, wichtigere Frage, nämlich Casas' ganzes Auftreten in der Streitsache mit Contreras, anbelangt, so wird man allerdings im Allgemeinen sagen können: so gar schlimm dürfte die Sache nicht gewesen sein; denn wenn man ihn hätte verurtheilen können, so würde man es ohne allen Zweifel auch gethan haben. Dagegen muß ich im Hinblick auf spätere Ereignisse im Leben meines Helden, welche ich am geeigneten Orte noch besprechen werde, als möglich und sogar als wahrscheinlich zugeben, daß Casas in Bezug auf Excommunication und Absolution schon i. J. 1536 so vorgegangen ist, wie man es ihm zur Last legt; daß er aber deßhalb von einem weltlichen Gerichte nicht bestraft werden konnte, ist an und für sich klar.

Kurzum, er schüttelte den Staub von seinen Füßen und begab sich, wie gesagt, nach Guatemala, wo er bessere Aussichten zu haben glaubte. Der Bischof Don Francisco Marroquin hatte ihn ausdrücklich eingeladen, den Indianern seines Bisthums das Evangelium zu predigen; das große, ausgedehnte Land hatte beinahe keine Priester und eine zahlreiche heidnische Bevölkerung. Casas kannte Land und Leute schon längst, und zwischen ihm und dem Bischof schien wenigstens damals eine große Uebereinstimmung der Ansichten, Zwecke und Ziele zu herrschen. Ein in der Hauptstadt des Landes vor Jahren gegründetes Dominicanerkloster stand leer und harrte nur eines neuen schöpferischen Geistes, um seine Hallen mit frischer, muthiger Thätigkeit zu beleben.

Bald nach seiner Ankunft daselbst gab Casas, immer nach den verschiedensten Richtungen gleich rastlos thätig, in lateinischer Sprache seine Abhandlung „De unico Vocationis modo“ heraus, d. h. über die einzig erlaubte Art, die Heidenvölker zum Christenthum zu bekehren.

In diesem genialen Buche, das erfüllt ist von der kühnsten evangelischen Freiheit der Gedanken und von der unerbittlichsten Schärfe zwingender Gründe, führte Casas mit großem Aufwand pompöser Gelehrsamkeit, wie sie dem Geschmack jener Zeit entsprach, folgende zwei Hauptsätze aus:

1. Die einzige von Gott gebotene und erlaubte Art und Weise, die Menschen der wahren Religion zuzuführen und zu gewinnen, besteht darin, daß man durch Gründe die Ueberzeugung von der Wahrheit herbeizuführen und durch Liebe die Herzen der Menschen an sich zu ziehen sucht. Diese Behandlung der Sache ist auch in der That gleich anwendbar bei allen Menschen der Welt, ohne Unterschied aller möglichen Irrthümer im Glauben und Verdorbenheit in den Sitten.

2. Wenn die Ungläubigen der Christenheit niemals feindselig gegenübergetreten sind, so ist es nichts Anderes als Ungerechtigkeit, Verkehrtheit und wahre Tyrannei, ihnen den Krieg zu erklären, oder Krieg gegen sie zu führen unter dem Vorwand, daß sie durch Unterwerfung unter die staatliche Herrschaft der Christen besser darauf vorbereitet oder dazu angeleitet werden, auch den christlichen Glauben anzunehmen.

Natürlich fand auch diese philosophische und wissenschaftliche Entwicklung seiner Grundsätze den nämlichen Widerspruch und stieß auf den nämlichen Hohn, wie seine Predigten und seine Thaten. Die bluttriefenden Indianervertilger behaupteten mit der größten Entschlossenheit nach wie vor, die Wahrheit der Thatsachen und der Erfahrung stehe auf ihrer Seite und der Missionär möge nur, wie er schon in einem früheren Abschnitt seines Lebens gethan, die Richtigkeit seiner Worte und Lehrsätze an sich selbst auf die Probe stellen, so werde er sich gerade ebenso enttäuscht sehen und bei Anderen gerade ebenso lächerlich machen, wie Beides bei seinem ersten Versuche der Fall gewesen sei.

Allein weder Casas noch seine Gefährten ließen durch solch' grausamen Hohn sich irgendwie irre machen; wenn ihm auch

noch manche Mängel und Gebrechen seiner heftigen Natur ankleben mochten, so war doch der große Unterschied zwischen jetzt und früher nicht zu läugnen, daß er in den Tagen seiner jugendlichen Mannesjahre mehr nur aus rein natürlicher, wenn auch höchst lobenswerther Menschenfreundlichkeit für die Indianer gekämpft hatte, während er jetzt ganz erfüllt und gewissermaßen durchgeistigt war von dem Bewußtsein, als ächter Nachfolger Jesu Christi den Glauben der Kirche und mit ihm die Bürgschaft des ewigen Heiles den ärmsten und unglücklichsten Menschen zu vermitteln, welche er in diesem Thale der Thränen jemals kennen gelernt hatte. Anstatt also vor den Lästerungen und vor dem Spotte der Gegner zurückzuweichen, nahm Casas die höhnische Herausforderung mit frischem, apostolischem Muthe an und erbot sich, an irgend einem ungläubigen Lande, das man ihm zu diesem Zwecke überlassen wolle, die Wahrheit seiner philosophischen Lehrsätze über die allein richtige Art, wie man das Christenthum predigen dürfe, thatsächlich und praktisch nachzuweisen.

Wir sehen recht wohl — so ganz und gar waren die Träume der „Perlenküste" auch unter der Strenge des Noviziats und in der klösterlichen Einsamkeit nicht vergessen worden.

Das einzige Gebiet, welches innerhalb der Statthalterei Guatemala damals die Herrschaft der Spanier noch nicht anerkannte, war das Land Tuzulutlan; nicht nur die Schwierigkeiten der Bodenbeschaffenheit mit ihren Höhen und Tiefen, reißenden Strömen, Seen und Bergschluchten, sondern auch die ganz außerordentliche Wildheit der Bewohner hatte es den Europäern bis jetzt unmöglich gemacht, sich darin festzusetzen. Drei kriegerische Versuche waren von den Eingeborenen blutig abgeschlagen worden, und seit Jahren hatte keines Europäers Fuß das Land betreten; es wurde im hervorragenden Sinne des Wortes das „Kriegsland" genannt.

Die Feuerseele eines Casas scheute selbst vor dem Kühnsten nicht zurück; gerade dem Schwierigsten, dem Außerordentlichen

war sie stets mit Vorliebe zugeneigt. Und so bot er sich denn an, das wilde Kriegsland Tuzulutlan dem König von Spanien zu unterwerfen und das Zeichen der Erlösung in demselben aufzurichten ohne Waffen und ohne Soldaten, einzig nur durch die Kraft und Wirkung der Lehre, Predigt und Ermahnung. Abermals erschien, wie schon so oft, das Evangelium der Welt als eine Thorheit; allein mit heißem Flammeneifer beharrte Casas auf dem vollen Ernst seiner Bitte und sie ward ihm gewährt.

Er verlangte von der Regierung keinerlei Unterstützung irgend welcher Art; die zwei einzigen Bedingungen, welche er stellte, bestanden darin, daß die Indianer, welche er auf seinen Wegen gewinnen würde, niemals irgend einem Spanier durch Repartimiento oder Encomienda zugetheilt werden dürfen, sondern als nach ihren Verhältnissen abgabepflichtige, freie Unterthanen des Königs von Spanien betrachtet und behandelt werden müssen, und zweitens, daß während der nächsten fünf Jahre ohne seine Einwilligung kein Spanier einen Fuß in das Land setzen dürfe, auf daß sein Friedenswerk nicht gestört oder gar vernichtet werde. So dachte Casas von der großen Menge seiner Zeit- und Volksgenossen in Amerika.

Unterm 2. Mai 1537 erfolgte die urkundliche Ermächtigung des Unternehmens von Seiten der Regierung, wobei die von Casas gestellten Bedingungen ausdrücklich gutgeheißen wurden, und Casas nebst seinen Ordensbrüdern machten sich unverzüglich an die vorbereitenden Arbeiten. Als Mittel, um sich eine Verbindung mit den wilden Indianern zu eröffnen, bedienten sie sich der Dichtkunst und der Musik. Die Sprache des Landes war allen Missionären bekannt, und so wurde es ihnen nicht allzu schwer, die großen religiösen Thatsachen und Wahrheiten, so vor Allem die Erschaffung der Welt durch den lebendigen Gott, den Sündenfall des ersten Menschenpaares, den Verlust des Paradieses, die Nothwendigkeit der Erlösung, das Leben, die Wunder, das bittere Leiden und Sterben unseres

Heilandes Jesus Christus, seine Auferstehung und seine dereinstige Wiederkunft beim Weltgerichte einzukleiden in Lieder und Gesänge, gedichtet und eingerichtet in der Sprache und nach dem Geschmack des armen, wilden, aber unverdorbenen Volkes von Tuzulutlan; ebenso gelang es ihnen, eine ansprechende Instrumentalmusik als Begleitung für ihre Dichtungen zu schaffen. Als diese erste, große Arbeit vollendet war, suchte Casas vier getaufte Indianer zusammen, welche als Handelsleute oder Hausirer in regelmäßigem Verkehr mit den Indianern des Kriegslandes oder wenigstens mit den an dieses zunächst angrenzenden Provinzen standen. Diese mußten die religiösen Dichtungen der Dominicaner auswendig lernen und die Musikbegleitung einüben; dann gab man ihnen einige spanische Nippsachen und sonstige Kleinigkeiten als Geschenke mit und schickte sie nach sorgfältiger Unterweisung über ihr einzuschlagendes Verhalten in Gottes Namen auf den Weg.

Wenn man die Mittel und Vorbereitungen, welcher sich Casas in diesem Fall bediente, richtig beurtheilen will, so darf man nicht vergessen, daß die Wilden des Kriegslandes sich den Europäern gegenüber keineswegs mehr in einem kindlich oder natürlich unbefangenen Zustande befanden, wie etwa die Bewohner der westindischen Inseln zur Zeit der Entdeckung durch Christoph Columbus. Die Wilden von Tuzulutlan wußten vielmehr genau, welch' unübersehbares, schauderhaftes Elend allüberall durch die spanische Herrschaft über die Urbewohner Amerika's hereingebrochen war; sie waren sehr genau davon unterrichtet, wie ganze Völkerschaften, stamm- und sprachverwandt mit ihnen selbst, unter den Anstrengungen und Qualen der spanischen Zuckerpflanzungen und Bergwerke vom Erdboden verschwunden waren oder zu verschwinden im Begriffe standen. Sie wußten auch, daß die Spanier ihre Herrschaft überall aufgerichtet hatten unter Vorantragung des Kreuzes und unter dem Vorwande der Religion; sie waren folglich gegen dieses Volk und gegen diese Religion mit der tiefsten Abneigung, ja

mit dem bittersten Hasse erfüllt. Casas hatte deßhalb einen ungleich schwereren Stand, als wenn er sich bloß der Unwissenheit gegenüber befunden hätte: er befand sich der wüthenden Erbitterung gegenüber. Um so bewunderungswürdiger ist vor Allem, und ganz abgesehen von der Frage des Erfolges, der feste Glaube, mit welchem er nebst seinen Mitbrüdern an's Werk ging, ein Glaube, wahrlich nahe hinanreichend an jenen Glauben, welcher die Verheißung des Erlösers hat, daß er selbst Berge versetzen könne.

Die Hausirer wandten sich nach dem von Casas ihnen gegebenen Rathe zunächst nach dem Wohnsitze eines Caziken, welcher damals in den zwei Grenzprovinzen Zacápula und Quiché besonderes Ansehen und eine weit ausgedehnte Herrschaft besaß. Sie wurden vor ihn gelassen, brachten ihm einige kleine Geschenke dar und legten dann ihre übrigen Waaren zum Kaufe aus. Als die Geschäfte vorüber waren, gab man sich der Unterhaltung hin, und die Händler nahmen Veranlassung, ihre religiösen Gesänge zu beginnen und mit den einfachen Musikinstrumenten des Volkes, bei dem sie sich befanden, ihren Gesang zu begleiten. Diese Lieder machten einen tiefen Eindruck auf die Gemüther der Indianer, welche mit gespanntester Aufmerksamkeit den Wahrheiten lauschten, die ihnen hier in einem für sie so höchst ansprechenden Gewande vorgestellt wurden. Die Handelsleute wurden genöthigt, acht Tage lang bei ihnen zu verweilen und ihre Gesänge immer von Neuem zu wiederholen, theils stückweise, theils im ganzen Zusammenhang.

Der Cazike selbst nahm großen Antheil an der Sache und begehrte eine nähere Erklärung des Inhalts der Gesangstücke; darauf sagten die Händler, eine derartige Erläuterung seien sie zu geben nicht im Stande, das könnten nur die Väter, von welchen sie selbst die Lieder gelernt hätten. Das gab Veranlassung, die Dominicanermönche zu besprechen, ihre Ordenstracht zu schildern, ihre von dem Leben und Treiben aller anderen

Spanier so ganz und gar verschiedene Handlungsweise hervorzuheben. Männer ohne Liebe zum Gold, die kein Fleisch essen, keine Frauen haben, in Verehrung vor schönen Bildern knieen, Tag und Nacht Gott lobsingen, die konnten wohl im Stande sein, den Inhalt der gehörten schönen Verse besser zu erklären; zudem, wurde beigefügt, haben diese Väter eine solche Liebe für derartige Gesänge, daß sie nöthigenfalls bis an's Ende der Welt gehen würden, um sie andern Menschen zu lehren.

Der Cazike wünschte in der That und sprach diesen Wunsch auch aus, diese tugendhaften, ausnahmsweisen und außerordentlichen Europäer kennen zu lernen. Er gab den Handelsleuten, als sie nach Guatemala zurückkehrten, einen jungen Mann, seinen Bruder, mit, der beauftragt war, den Vätern Geschenke zu überbringen und sie, wenn er die Erzählungen der Krämer in allen Beziehungen der Wahrheit gemäß finden sollte, zu einem Besuche bei dem Häuptling einzuladen.

Die Dominicaner nahmen begreiflicher Weise diesen Boten und Kundschafter mit der größten Freundlichkeit und Zuvorkommenheit auf; sie beschlossen, vorerst Einen der Ihrigen, den Vater Luis Cancer, mit dem Indianer zu senden, auf daß er wo möglich das Wohlwollen des Caziken für die Dauer befestige, jedenfalls aber genau prüfe, ob und in welchem Grade die Eingeborenen Empfänglichkeit zeigen für die Religion und Cultur, um deren Verbreitung und Begründung bei ihnen es sich handelte.

Pater Cancer kam, von den Indianern auf's Beste empfangen und mit jeder Art von Aufmerksamkeit behandelt, im Lande Zacápula an; der Häuptling nahm ihn mit allen Zeichen von Hochschätzung und Bewunderung auf. Der Pater wußte seinerseits diesen günstigen Stand der Dinge mit Gewandtheit zu benützen und durch Worte nicht minder als durch kleine Geschenke sein ganzes Zutrauen zu gewinnen. Schließlich theilte er ihm mit, seine Ordensbrüder hätten von der Regierung die feste Zusicherung erlangt, daß außer ihnen selbst

kein Spanier das Land betreten dürfe, damit die Eingeborenen nicht belästigt würden. Außerdem errichtete er eine Art von Feldkapelle, in welcher er das heilige Meßopfer darbrachte, während der Häuptling mit seinen Indianern dem wunderbaren Schauspiel aus ehrerbietiger Ferne staunend zusah.

Eben dieses Schauspiel in seiner einfachen und erhabenen Schönheit, verglichen mit den theils schauerlichen, theils lächerlichen Uebungen der heidnischen Religion, steigerte die Neigung des Häuptlings für den christlichen Glauben. Er ließ sich deßhalb, im Anschluß an die früher gehörten Gesänge, durch den Pater Cancer die Lehren dieses Glaubens in geordnetem Zusammenhang auseinander setzen, faßte den Entschluß, Christ zu werden, zertrümmerte und verbrannte seine Götzenbilder, und veranlaßte durch sein Beispiel, und zwar ohne Zwang, viele und hervorragende Leute aus seinem Machtbezirk, ein Gleiches zu thun. Der Missionär selbst besuchte die ganze Umgegend, soweit die Herrschaft des ihm günstigen Caziken reichte, und überall fand er bei den Eingeborenen die nämliche gute Stimmung, ihn aufzunehmen und anzuhören: er fand die Leute auf einer tiefen Stufe von Uncultur, Unreinlichkeit, Armuth und Elend, aber weder verlassen von natürlichen Talenten, noch befleckt durch schwere Laster, namentlich auch nicht grausam oder blutdürstig, sondern den Lehren der Menschlichkeit und der Vernunft zugänglich.

Als Pater Cancer mit so erfreulichen Nachrichten nach Guatemala zurückkehrte, beschloß Casas in gewohntem Feuereifer sogleich, selbst in das fremde Land zu ziehen und in Begleitung seines Ordensbruders Pedro de Angulo nicht nur dem apostolischen Werke in den zwei schon genannten Grenzprovinzen obzuliegen, sondern dasselbe wo möglich auch in das eigentliche Kriegsland, also nach Tuzulutlan, weiter zu tragen.

Gesagt, gethan; Casas und Angulo fanden bei dem Häuptling von Zacápula die nämliche freundliche Aufnahme, wie sie dem Pater Cancer zu Theil geworden war: der Cazike ließ

sich taufen und hieß von jetzt an Don Juan. Allerdings war die erste Kapelle in der Zwischenzeit von einigen Indianern, die mit all' diesen religiösen Neuerungen nicht einverstanden waren, verbrannt worden: allein über einen derartigen Zwischenfall setzte Casas sich leicht hinaus, indem er eine neue bauen ließ. Begleitet von einer Anzahl Indianer, welche Don Juan ihm zur Beschützung mitgab, bereisten Casas und Angulo die ganze Umgegend bis in das Gebiet Coban, von welchem Manche behaupteten, daß es schon zum eigentlichen „Kriegsland" gehöre. Die Bewohner dieser Gegend hatten noch niemals einen Europäer gesehen, stellten sich deßhalb überall links und rechts von dem Wege auf, welchen der für sie so außerordentlich neue und merkwürdige Zug verfolgte, versuchten übrigens — wohl schon aus Rücksicht auf die Indianer-Escorte — keinerlei Feindseligkeit, sondern zeigten im Allgemeinen eher ein freundliches Entgegenkommen, das sich an einzelnen Orten sogar durch Darbringung kleiner Geschenke aussprach.

Nachdem sie das Land so weit und so gründlich kennen gelernt hatten, als es für dießmal möglich war, kehrten die Missionäre nach Zacápula zurück.

Die erste Maßregel, welche sie nunmehr mit dem befreundeten und bekehrten Häuptling verabredeten, bestand darin, daß die Indianer, welche bisher in einzelnen, zerstreuten Gehöften gelebt hatten, sich zu geordneten Dörfern und größeren Ortschaften vereinigen sollten. Der Cazike ging auf diesen Gedanken ein, weil er wohl erkannte, daß die Verwirklichung desselben, ganz abgesehen von den religiösen Fragen, seinen Unterthanen in Bezug auf alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens die entschiedensten Vortheile bringen müsse. Anderer Meinung waren aber die besagten Unterthanen selbst; weder den Befehlen ihres Fürsten, noch den Bitten und Ermahnungen der Missionäre mochten sie in diesem Punkte nachgeben; um keinen Preis der Welt wollten sie den Berg oder das Thal, die Hütte oder Baracke verlassen, in welcher sie geboren waren und bisher ge-

lebt hatten: das war ihre Heimath, und es war mindestens unvorsichtig, mit der Zumuthung eines so schweren Opfers die Sache anzufangen, zumal gar nicht einzusehen ist, warum das Zusammensein in Dörfern und Flecken, so bequem und förderlich es sein mag, für das Bestehen des Christenthums in einem Volke geradezu wesentlich oder unerläßlich sein soll.

Schließlich brachte man es im Laufe des Jahres 1538 so weit, daß ungefähr hundert Familien sich zu einem Dorfe vereinigten, welches den Namen Rubinal erhielt; es wurde vor Allem eine Pfarrkirche gebaut, und die mancherlei Annehmlichkeiten des regelmäßigen Gottesdienstes, des sicheren und geordneten Zusammenlebens, verbunden mit der beständig gleichen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit der Missionäre, machten doch sogar bei denjenigen Indianern einen günstigen Eindruck, welche sich der neuen Lebensweise noch nicht anzuschließen vermochten.

Nachdem die Missionäre ihre neue Orts- und Pfarr-Gemeinde gegründet, eingerichtet und in Ordnung gebracht hatten, glaubten sie nach Guatemala zurückkehren zu müssen, um über die durch ihre Predigt des göttlichen Wortes erzielten Fortschritte Bericht zu erstatten, sich aber gleichzeitig auch des unverbrüchlichen Festhaltens an jener entscheidenden Bedingung zu versichern, daß Niemand gegen ihren Willen das Land betreten dürfe, um jede Störung in der Christianisirung dieses Volksstammes zu verhüten. Auch wünschte Casas, daß der Cazike Don Juan die Reise mitmache, um ihn zu überzeugen, daß doch nicht alle Spanier so schlimm und grausam seien, wie er sie sich vorgestellt hatte; der Häuptling ging auch wirklich auf diesen Vorschlag ein und versah sich zu diesem Zwecke mit einem zahlreichen Gefolge von Indianern, welches jedoch von den Missionären oder auf ihren Rath bedeutend an Zahl ermäßigt und auf schon ziemlich bekehrte und civilisirte Leute beschränkt wurde.

Es war in der That wieder einmal ein wohlverdienter Lichtpunkt des Erfolges und des Triumphes in dem drangsalvollen

Leben unseres Helden der christlichen Liebe, als er den Caziken Don Juan, diesen unmittelbaren Nachbarn des eigentlichsten Kriegslandes, diesen Beherrscher eines bis jetzt für Christenthum und Bildung ganz unnahbar gebliebenen Volksstammes, in der Hauptstadt von Guatemala einführen konnte als lebendigen Beweis für die Thatsache, daß einzig und allein durch die Kraft des göttlichen Wortes und durch die Wirkung theilnehmender Menschenliebe dieses Land zum Frieden mit Spanien gebracht, dieser Stamm zum Glauben der Kirche bekehrt worden sei. Abermals, und ach! zum wie vielten Male mag sein trotz der zunehmenden Last der Jahre immer gleich feurig schlagendes Herz mit Dank gegen Gott aufgejubelt und aufgejauchzt haben in der seligen Hoffnung, seine Ideale doch noch vor seinem Hinscheiden zu einem wesentlichen Theil verwirklicht zu sehen. Es war in der That eine höhere Leistung, als er sie jemals in den früheren Perioden seines Lebens hatte aufweisen können: es war ein Erfolg reiner Innerlichkeit, ein Triumph der Kirche durch das gehorsame und demüthige Werkzeug ihres Dieners und Sendboten. Und dennoch, welche Täuschungen standen ihm auch für den Rest seines Lebens noch bevor!

Casas nahm mit seinen Gästen selbstverständlich Quartier im Dominicaner-Kloster; sobald ihre Ankunft bekannt ward, erhielten sie den Besuch des Bischofs Marroquin und des Statthalters Alvaredo. Der indische Häuptling empfing diese Besuche mit der Ruhe und Würde eines Mannes, der sich einer wesentlich gleichen Stellung und Rangstufe bewußt ist. Der Statthalter war so zufrieden, daß er seinen prachtvollen rothen Seidenhut mit buntem Federbusch vom Haupte nahm und ihn dem Indianer aufsetzte, welcher dieses Geschenk mit gelassener Dankbarkeit annahm. Eines andern Tages kamen Bischof und Statthalter abermals gleichzeitig, nahmen den indianischen Fürsten in die Mitte und gingen so mit ihm aus, um ihm gemächlich die Stadt und was sie Schönes bot zu zeigen. Sie durchwanderten die Straßen, besuchten die Kaufläden und Magazine,

die schönsten Tuch- und Seiden-Waaren wurden dem Fremdling vorgezeigt, die prachtvollsten Kostbarkeiten seinen Augen enthüllt; auch hatte der Bischof zuvor Sorge getragen, daß, wenn der Indianer an irgend Etwas eine besondere Freude zeige, es ihm in der verbindlichsten Weise als Geschenk angeboten werde.

Der Sohn der Wildniß verlor auch nicht einen einzigen Augenblick seinen Ernst und seine Ruhe: er achtete auf Alles, verhehlte aber auch nicht, wie wenig eigentlichen Werth alle diese Herrlichkeiten für ihn haben würden, und nahm von Allem, was ihm angeboten wurde, trotz aller Vorstellungen der beiden ihn begleitenden hohen Herren Nichts an. Mit besonderer Theilnahme ruhte plötzlich sein Blick auf einem Bildniß der seligsten Gottesmutter; der Bischof erklärte ihm, was das Kunstwerk vorstelle, und der Cazike bemerkte darauf, ganz dasselbe hätten ihm auch die Väter Dominicaner gesagt. Das Bild wurde herabgenommen und der Bischof bat ihn herzlich, es nicht zurückzuweisen; das ließ er sich denn auch gefallen, empfing das Geschenk mit Zeichen äußerster Ehrfurcht, und befahl einem der angesehensten Männer aus seinem Gefolge, dasselbe mit Sorgfalt und Ehrerbietung nachzutragen.

In dieser ehrenvollen und schmeichelhaften Weise verlief die beabsichtigte Zeit seines Besuches, und Don Juan kehrte, sehr zufrieden mit dem Benehmen der Spanier, in sein Land zurück. Dahin folgte ihm auch Vater Casas mit seinem Gehilfen Rodrigo Ladrada, um die Bekehrung des Landes zum Christenthum fortzusetzen und die Missionsarbeiten in das angrenzende Gebiet von Coban auszudehnen. Hier waren Land und Leute ganz schauerlich, so, wie es früher in Bezug auf Tuzulutlan geschildert worden ist; allein auch hier zeigte sich, daß bei näherer Untersuchung und bei wirklich liebevollem, menschlich-freundlichem Entgegenkommen die Wilden nicht so schlimm waren, wie sie auf den ersten Blick aussahen; im Gegentheil bemerkte man an ihnen eine große Lenksamkeit und ein sanftes Temperament. Auch überzeugte man sich, daß ihre

Religion nicht so menschenunwürdig war, wie in manchen anderen Theilen oder Gegenden Amerika's: ihre Gesetze, ihre bürgerliche Verfassung waren nicht ohne eine gewisse durchdachte Ordnung, und den Geboten des natürlichen Sittengesetzes gehorchten sie im Allgemeinen mit größerer Treue, als die meisten uncivilisirten — und civilisirten? — Völker.

Kein Wunder also, daß Casas große und schwärmerische Hoffnungen faßte, auch dieses Volk durch christliche Lehre und Predigt zur Bekehrung, Bildung und zu friedlich-freundschaftlichem Verkehr mit den Spaniern zu bringen: allein gerade als er mit der größten Begeisterung diesem Gedanken nachhing und in die mit demselben verbundenen, rastlosen Arbeiten sich vertiefte, mußte er dem Rufe des Bischofs Marroquin und seiner Ordensgenossen Folge leisten, welche ihn nach Guatemala zurückriefen; so ward er genöthigt, den Lieblingsgedanken seines Herzens in den ersten Anfängen seiner Verwirklichung zu verlassen und die weitere Entwicklung desselben seinen Schülern und Nachfolgern zu überlassen, welche diese Aufgabe auch mit Glück und Geschick weiter geführt haben.

Der Hauptgrund, weßhalb Vater Casas nach Guatemala zurück gerufen ward, bestand in dem dringenden Wunsche des Bischofs, ihn nach Europa zu senden. Es fehlte in seiner Diöcese außerordentlich fühlbar an Missionären, und der Kirchenfürst hatte beschlossen, die Zahl derselben auf eigene Kosten zu vermehren. Diese Angelegenheit, welche ihm sehr am Herzen lag, glaubte er wohl mit Recht durch Niemanden besser besorgen lassen zu können, als durch Casas, der sich durch die diplomatischen Erfahrungen seiner früheren Jahre wie nicht minder durch seine zahlreichen Reisen zu Land und zur See die erforderlichen Kenntnisse und Eigenschaften für ein solches Geschäft gewiß in ganz besonders hohem Grad angeeignet hatte.

Mir wäre es lieb, wenn ich jetzt erzählen könnte, er habe diesen Auftrag schlechterdings nicht angenommen oder sich wenigstens unter Berufung auf seine früheren Schicksale und auf

seine jetzige, so hoffnungsreiche Missionsthätigkeit aus Leibeskräften dagegen gewehrt: allein ich bin nicht so glücklich, dieß wahrheitsgemäß sagen zu können. Die Geschichte erzählt vielmehr ganz ruhig weiter, daß Casas seine Mission in die möglichst tüchtigen Hände gelegt, dann aber den Auftrag des Bischofs mit Vergnügen angenommen habe.

Er war eben in der That ein Geist ohne Rast und ohne Ruhe; er besaß ein Temperament, in welchem immer noch alle Eigenschaften des Südfranzosen kochten und gährten, und gerade deßhalb ist es an ihm um so höher anzuschlagen, daß er bei allem Wechsel der Stimmungen, Neigungen und Bestrebungen im Einzelnen gleichwohl sein ganzes Leben hindurch einer und derselben Grundidee treu zu bleiben vermochte. Er suchte und verfolgte sie auf den verschiedensten Bahnen, bald in jäher Eile umspringend, bald Jahre lang auf einem und demselben Pfade beharrend: aber niemals vergaß er sie, niemals verlor er sie auch nur einen Augenblick aus dem Gesichte.

So war es auch jetzt. Hatte ihn während zwei Jahren sein kühner Gedanke, die wildesten Eingebornen Amerika's auf dem „einzig erlaubten Wege" zu bekehren, ganz erfüllt und auf's Höchste begeistert, so erschien ihm jetzt die Aufgabe, Arbeiter zu suchen in diesen neuen Weinberg des Herrn, im Lichte der dringendsten Nothwendigkeit und der höchsten Wichtigkeit. Er mag weder bedacht haben, daß dieses Geschäft vielleicht durch manche andere Persönlichkeit gleich gut besorgt werden könnte, noch auch, daß er auf diese Weise wieder vollständig in die längst aufgegebene Welt zurückgeworfen werden könne. Kurz, er reiste in Begleitung des uns schon bekannten Paters Cancer und des ihm ganz besonders persönlich treu ergebenen Paters Rodrigo de Ladrada von Guatemala ab, und begab sich über Mexico nach Spanien, wo er zu Anfang des Jahres 1539 wohlbehalten anlangte.

Es war gewiß eine eigentliche und ächte Missions-Thätigkeit und Aufgabe, die er mit dieser Reise verfolgte. Allein

wer im damaligen Spanien, auch in rein kirchlichen Dingen, Etwas bedeuten oder erreichen wollte, der mußte seine Blicke vor Allem nach dem kaiserlich-königlichen Hofe wenden, und da war die Versuchung für unsern Casas zu groß; er konnte nicht umhin, das traurige Loos seiner geliebten Indianer abermals den Mächtigen der Erde an's Herz zu legen, und Hilfe zu suchen, wo keine zu finden war. Wer vermag den rastlosen Kämpfer darob zu tadeln? Suchte und erstrebte er doch niemals irgend Etwas für sich, immer nur Alles für die Sache: bloß das kann man sagen, daß er die Kräfte seiner letzten Lebensjahre in seiner abermaligen Berührung mit Europa mehr oder minder vergeudet hat, während er vielleicht, wenn er der Missionsaufgabe ausschließlich treu geblieben wäre, in Amerika Großes und Herrliches hätte leisten können.

Uebrigens läßt sich durchaus nicht läugnen, daß seine Thätigkeit am Hofe und bei den Staatsmännern auch ihre Früchte trug — wenigstens auf dem Papier. Casas war in der That und Wahrheit immer noch derjenige, als welchen ihn dereinst der scharfblickende Cardinal Ximenes amtlich erklärt und ausgezeichnet hatte, der „Beschützer der Indianer"; und er bedrängte die maßgebenden Männer so unablässig mit seinen Bitten und Vorstellungen, er zeigte ihnen so glänzend und so überlegen das volle Gewicht seiner Kenntnisse und Erfahrungen, daß er in der That Mancherlei erreichte.

Zuerst suchte er natürlich für seine Wilden von Coban und Tuzulutlan zu sorgen; er bewirkte die kaiserliche Bestätigung jener Vertragsbestimmung, wornach kein Spanier außer den Missionären des Dominicaner-Ordens das Missionsgebiet betreten durfte; er brachte es dahin, daß an die Caziken, welche die Missionäre in ihrem Werke unterstützt hatten, Briefe mit der Unterschrift des spanischen Königs ausgefertigt wurden, in welchen den Indianer-Häuptlingen der Dank des mächtigsten europäischen Monarchen für ihr Verhalten ausgesprochen ward; es wurde gestattet, daß die Missionäre auf allen ihren Reisen

und Unternehmungen sich von den befreundeten Indianern durften begleiten lassen, so daß in der That der Indianer frei nach Guatemala kommen konnte, dagegen der Spanier nicht nach Tuzulutlan; ferner erhielten die Missionäre die Ermächtigung, überallher andere Indianer nach dem Missionsgebiete zu führen, um durch Unterricht in Handwerken, Künsten, namentlich in der Musik das Civilisirungswerk der Dominicaner fördern zu helfen; den Uebertretern aller dieser neuen und außerordentlichen Vorschriften wurden, ohne Rücksicht auf ihre etwaige Rangstellung, die härtesten Strafen angedroht.

Während Casas solchergestalt durch unablässiges Wirken am Hof und bei der Regierung für sein Missionswerk thätig war, vergaß er am allerwenigsten die unmittelbare Veranlassung und Sorge, welche ihn nach Europa geführt hatte. Zu Anfang des Jahres 1541 waren Mönche aus dem Dominicaner- und aus dem Franciscaner-Orden in genügender Anzahl gewonnen und zur Reise nach Guatemala vorbereitet. Alles ging auf Kosten des Bischofs Marroquin, und wir wissen beispielsweise, daß diesen Kirchenfürsten jeder einzelne Mönch bloß von Sevilla bis nach Vera Cruz in Mexiko auf siebenzig Ducaten zu stehen kam — in der That keine Kleinigkeit! Casas schickte sich bereits ernstlich an, mit seinen künftigen geistlichen Mitarbeitern den Weg über den Ocean anzutreten; aber in diesem Augenblicke erhielt er vom Cardinal Loaysa, dem damaligen Präsidenten des „obersten Rathes für Indien“, wie man immer noch das Ministerium der amerikanischen Angelegenheiten nannte, die Weisung, seine Reise zu verschieben, weil bei hochwichtigen Angelegenheiten, die gerade damals jene Behörde beschäftigten, die Unterstützung durch seinen Rath und seine Einsicht unentbehrlich sei.

Da einer solchen Bitte oder Anordnung, wie man es nun auch nennen mochte, füglich nicht zu entrinnen war, so theilte Casas seine Expedition in zwei Abtheilungen, schickte die Franciscaner voraus und gab ihnen den Pater Cancer mit, um

dem Bischof die nöthigen Depeschen und amtlichen Urkunden zu überbringen; er selbst wollte sodann mit den Dominicanern nachfolgen.

Die wichtigste Angelegenheit, mit welcher der „Rath für Indien“ sich gerade damals beschäftigte, war die Redaction und endgiltige Feststellung der sogenannten „Neuen Gesetze“, welche in Zukunft die gegenseitigen Verhältnisse der Indianer und der Spanier in Amerika endgiltig regeln sollten. Karl V. hatte in der vollständigen Ruhelosigkeit, welche die europäischen Angelegenheiten ihm auferlegten, die amerikanischen lange Zeit nur zu sehr vernachlässigt, und wenn er den letzteren seit einiger Zeit eine gesteigerte Theilnahme zuwandte, so mag dieß großentheils dem Umstand zuzuschreiben sein, daß der kaiserliche Herr recht wohl wußte, aus welcher Weltgegend er den größten Theil der Geldmittel für seine europäischen Feldzüge bezog. Immerhin war man in den obersten Regierungskreisen beim Anfang des fünften Jahrzehnts jenes merkwürdigen Jahrhunderts geneigter, entschlossener und besser vorbereitet, die amerikanischen Dinge zu reformiren, als jemals zuvor. Der Bischof von Burgos, Fonseca, welcher so lange Zeit hindurch der eigentliche böse Genius der amerikanischen Verwaltung gewesen war, hatte sein Haupt zum Tode niedergelegt, und sein Nachfolger Loaysa, bisher des Kaisers Beichtvater, faßte die Sache von der ernsten Seite und mit dem Sinne eines gewissenhaften Mannes an.

Seinem Scharfblick konnte es unmöglich entgehen, daß die zahlreichen Gesetze und Verordnungen, welche die spanische Regierung im Lauf der Jahre namentlich auch im Interesse des geistigen und leiblichen Wohles der Indianer erlassen hatte, von der unmenschlichen Tyrannen-Schaar spanischer Entdecker, Eroberer, Pflanzer und Beamten nicht nur nicht beobachtet, sondern geradezu in ihr Gegentheil verkehrt wurden. Auch lehrte die Statistik mit entsetzlichen Zahlen, daß bei dieser Lage der Dinge die indianische Bevölkerung ihrem völligen Aussterben

mit raschen Schritten entgegenging. Loaysa war selbst Dominicaner; er hatte sogar das Amt als Ordensgeneral bekleidet und war deßhalb erfüllt von dem Berufe seines Ordens, im Namen der katholischen Kirche dem himmelschreienden Elend und den furchtbaren Verbrechen in Amerika entgegenzutreten; er kannte Alles, was seine Ordensbrüder jenseits des Oceans für die Sache des Christenthums und der Menschlichkeit geleistet hatten, und war jedenfalls mit den leitenden Gedanken, wenn auch vielleicht nicht immer mit den praktischen Manieren des Vaters Casas einverstanden.

Im Jahr 1540 hatte Loaysa eine besondere, natürlich aus Theologen und Juristen zusammengesetzte Commission aufgestellt, um das Reformwerk gesetzgeberisch vorzubereiten und durchzuführen; die öffentliche Meinung in allen Kreisen der spanischen Bevölkerung nahm den lebhaftesten Antheil an der Sache, und daß Casas dabei nicht zurückblieb, als er gerade im günstigen Augenblicke nach Europa kam, verstand sich von selbst. Er stellte sich im Gegentheil so recht eigentlich an die Spitze der Reformbewegung, indem er namentlich eine sehr ausführliche Denkschrift an den Kaiser und König verfaßte und einreichte, worin im Ganzen nicht weniger als sechzehn Rettungsmittel gegen die verzweiflungsvollen Zustände der neuen Welt angegeben waren.

Unter diesen Rathschlägen lautete der achte und wichtigste folgendermaßen:

„Euer Majestät mögen geruhen, in feierlicher Versammlung der Cortes als Grundgesetz der Monarchie zu beschließen, zu genehmigen und zu verkünden, daß alle Indianer in allen schon jetzt bestehenden oder in Zukunft noch zu gründenden spanischen Staaten Amerika's der königlichen Krone von Castilien und Leon als f r e i e Unterthanen und Vasallen angehören; daß keine Person, welche zu diesen Bevölkerungen gehört, einem Spanier ‚zugetheilt' oder ‚anempfohlen' werden darf, daß es vielmehr ein unabänderliches Grundgesetz sein und bleiben müsse,

kein freier Mensch könne unter irgend einem Vorwand oder Rechtstitel aus seiner Verbindung mit der Krone herausgerissen und unter die Herrschaft oder Botmäßigkeit eines seiner Nebenmenschen gebracht werden. Keine Verdienste, keine Ansprüche, keine Vorwände oder Namen oder neue Bezeichnungen irgend welcher Art sollen im Stande sein, eine Ausnahme von diesem Gesetze jemals möglich zu machen."

Da war nun freilich der Nagel so recht auf den Kopf getroffen. Anerkennung der freien Menschenwürde und Persönlichkeit, volle Gleichheit der spanischen und der amerikanischen Bevölkerung vor dem Gesetz, vollständige Durchschneidung aller feudalen und nichtfeudalen, persönlichen Abhängigkeitsverhältnisse einer Race von der andern, das waren allerdings die grundsätzlich richtigen Mittel, deren praktische Durchführung, wenn die Staatsregierung die erforderliche Kraft, Weisheit, Mäßigung und Entschiedenheit besaß, die Grundübel Amerika's allein zu heilen vermochte.

Um aber zu zeigen, wie unumgänglich nothwendig es sei, die Sache gerade auf diesem Wege anzugreifen, schrieb und veröffentlichte Casas um die nämliche Zeit das berühmteste seiner bisher gedruckten schriftstellerischen Werke, die „Brevisima relacion de la destruccion de las Indias" (Kurzer Bericht über den Verfall und die Verwüstung Amerika's).

Schon durch dieses Buch allein würde Casas sich einen unsterblichen Namen für alle Zeiten gesichert haben. In demselben hat er sein ganzes Herz ausgeschüttet, all' seine Erfahrungen über die namenlosen Leiden der Eingeborenen Amerika's und über das grimmige Unrecht, welches man an ihnen verübt hat, niedergelegt, und das Urtheil der Geschichte über die spanische Herrschaft in Amerika während der ersten fünfzig Jahre nach der Entdeckung endgiltig begründet. Das Büchlein ist im Jahr 1542 geschrieben, und dem damaligen Prinzen von Asturien, späteren König Philipp II. zugeeignet; schon des

künftigen Königs Herz wollte Casas rechtzeitig für seine Schützlinge einnehmen und gewinnen.

Niemand wagte zu behaupten, daß diese Schrift im Ganzen und Wesentlichen auf etwas Anderem beruhe, als auf Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Dennoch hat man sie bis in die neueste Zeit „übertrieben" gescholten. Warum? Wohl nur deßhalb, weil darin die thatsächliche Wahrheit in einer farbenglühenden, auf den persönlichen Eigenschaften des Verfassers und auf dem reichen Glanz der spanischen Sprache beruhenden Darstellung vorgetragen wird. Denn davon, daß auch nur eine von Casas behauptete Thatsache als irrthümlich oder unwahr wäre nachgewiesen worden, ist mir wenigstens nichts bekannt. Man wollte eben das Haarsträubende nicht glauben, und nannte es deßhalb gern „übertrieben"; es war aber nichtsdestoweniger buchstäblich wahr. Denn insofern der Vorwurf der Uebertriebenheit sich gegen die Ansichten, gegen die Berechnungen und Voraussichten des Verfassers wendet, ist es doch offenbar der bessern Einsicht und richtigeren Berechnung eines jeden Lesers vorbehalten, Alles gut zu machen, was Casas in seiner angeblichen Leidenschaft gesündigt haben soll; etwas ganz Anderes ist es mit den Thatsachen, welche der Rechnung und dem Urtheil als Grundlage dienen sollen, und auf diesem Gebiete kann es sich offenbar nicht um Uebertreibung oder Nichtübertreibung handeln, sondern einzig und allein um Wahrheit oder Unwahrheit.

Der eigentliche und wahrhaftige Grund aber, weßhalb namentlich die spanischen Geschichtschreiber fast ausnahmslos gegen das Buch von Casas eingenommen sind, ist ein ganz anderer. Sie finden einen Mangel an Vaterlandsliebe darin, daß der für seine Indianer begeisterte Mönch vor der ganzen Welt und ohne alle Nebenrücksichten die ungeheure Schande und das fluchwürdige Verbrechen seiner Nation nicht nur eingestanden, sondern selbst veröffentlicht und so recht an das glänzende Licht eines südlichen Tages gebracht hat. Das,

meinen sie, wäre weder nothwendig noch zweckmäßig gewesen, um die von ihm vertretenen Interessen der Indianer zu fördern; es habe vielmehr nur dazu gedient, Spanien und die Spanier vor ganz Europa verhaßt und verächtlich zu machen, und die Erbitterung gegen die Indianer, welch' schuldlosen Opfern man auch die Verantwortlichkeit für die verkehrten und maßlosen Handlungen ihres „Beschützers" aufgebürdet habe, von Neuem und in erhöhtem Grade zu entflammen. Casas habe sich also auch in diesem Fall als ein geringer Denker, zugleich aber auch als ein sehr zweifelhafter spanischer Patriot erwiesen.

Es ist in der That nicht schwer, diese Einwürfe bis zur vollständigsten Widerlegung abzufertigen. Sie beweisen nämlich, um mich einer hergebrachten logischen Ausdrucksweise zu bedienen, in so hohem Grade zu viel, daß sie in Wahrheit gar Nichts beweisen können. Wäre das richtig, was man gegen Casas und sein Buch vom spanisch-patriotischen Standpunkte einwendet, so dürfte niemals ein großer und bedeutender Mann dem Volke, welchem er angehört und das er auf irgend einem verhängnißvollen Irrweg wandeln sieht, die Wahrheit sagen: er müßte immer vor allen Dingen die Frage untersuchen, was möglicherweise das „Ausland" sagen wird.

Dem ist aber nicht so. Der ächte Vaterlandsfreund, welcher sich seiner treuen und hingebenden Liebe für sein Vaterland bewußt ist, fragt in keiner Beziehung nach dem Auslande, wohl aber in jeder Beziehung nach Recht und Gerechtigkeit; und wo er sein Volk dem Irrthum und dem Unrecht entgegeneilen oder ihm schon preisgegeben sieht, da erhebt er die Stimme der Wahrheit, gänzlich unbekümmert um die Kritik inländischer wie ausländischer Stimmen. Hätte Spanien, das schon so oft gewarnte, sich durch das Buch des großen Dominicaners zur Umkehr auf seinen verderblichen Bahnen bestimmen lassen, so hätte das im hervorragendsten Sinne des Wortes dem spanischen Interesse auch dem Ausland gegenüber gedient: nicht die Worte und Schriften des Indianerapostels haben Spanien

erniedrigt, sondern der Umstand, daß man ihnen nicht gehorchte.

In der Absicht, kurz zu sein, und in der Ueberzeugung, daß meine Leser mich jedenfalls verstanden haben, beeile ich mich, weiter zu gehen. Möchte nur jeder Vorwurf der Uebereilung oder Erregtheit, der unserem Helden gemacht wird, so leicht zu widerlegen sein, wie dieser des mangelnden Patriotismus! Ich selbst habe an mehr als einer Stelle darauf hingewiesen, daß südfranzösisches Blut und Leben in der Familie Casas' wogte; allein daraus schließen zu wollen, daß er dem Lande, das seit Jahrhunderten seiner Ahnen wohlverdientes Vaterland gewesen war, nicht mit Leib und Seele angehört habe als durchaus treuer Bürger, das wäre gerade so verstandeswidrig, wie wenn man in unseren Tagen kirchentreue Katholiken schon deßhalb, weil sie kirchentreue Katholiken waren und sind, ohne Unterscheidung der Person und der Umstände wegen mangelndem Patriotismus öffentlich angeschuldigt und beschimpft hat. Fort mit diesen Gedanken, fort mit diesen Bildern!

Das Buch des Indianer-Protectors erregte einen Sturm des Unwillens und der Entrüstung nicht nur in Spanien, sondern in ganz Europa, dessen sämmtliche civilisirten Länder und Sprachen es rasch auch im Wege der Uebersetzung kennen lernten: und die Veröffentlichung desselben beschleunigte in hohem Grade die rasche Erledigung der gesetzgeberischen Arbeit für die neue Welt. Die „Neuen Gesetze" wurden von dem Kaiser-König am 20. November 1542 zu Barcelona genehmigt und unterzeichnet; zu Anfang des folgenden Jahres wurden sie im ganzen spanischen Reiche, namentlich auch in Sevilla, der Ausgangsstation für Amerika, verkündet.

Diese Gesetzgebung enthielt in der That grundsätzlich die Befreiung der Eingeborenen von jeglichem Joch persönlicher Abhängigkeit, in welchem bisher die Eingeborenen gegenüber den Spaniern sich befunden hatten. Ihr Inhalt und selbst ihre sprachliche Form legten Zeugniß ab von dem entschiedenen Ein-

fluß, den Pater Casas auf ihr Zustandekommen ausgeübt hat. Dieses Zeugniß ist in der Folge bestätigt worden durch die Erbitterung der amerikanischen Spanier und durch die dankbare Liebe und Verehrung der Eingeborenen.

Casas selbst war natürlich abermals voll Dank gegen Gott, voll Anerkennung gegen die Regierung, voll glühender Freude des Mitleids für seine bedrängten und mißhandelten Nebenmenschen: Angesichts dieses papiernen Gesetzes glaubte er alle Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten der thatsächlichen Verhältnisse als besiegt ansehen zu dürfen, und alle Arbeiten, Drangsale, Enttäuschungen, Qualen und Verkennungen so vieler Jahre waren vergessen in einem einzigen Augenblick.

Wie hätte er auch dieses Leben zu ertragen vermocht, wenn ihm Gott nicht diesen leichten Sinn und dieses harmlos elastische Gemüth verliehen hätte?

VI.

Casas als Bischof der römisch-katholischen Kirche.

Ganz beschäftigt und im tiefsten Innern in Anspruch genommen von den Wünschen, Hoffnungen und Bestrebungen für seine Indianer, erhielt Casas die Nachricht, Kaiser Karl V. habe ihn als Bischof für die reiche Diöcese Cuzco in Peru vorgeschlagen, beziehungsweise ernannt. Der Staatssecretär Francisco de los Cobos brachte ihm persönlich die Urkunde seiner Ernennung, allein weder die Zureden dieses Beamten, noch sein Hinweis auf den entschiedenen Willen des Kaisers vermochten unseren Helden zur Annahme des ihm angetragenen, ehrenvollen und einträglichen Amtes zu bestimmen. Mit Versicherungen seiner ehrerbietigsten Dankbarkeit gegen den Kaiser und seiner eigenen Unfähigkeit entließ er den Staatssecretär unter der festen Erklärung, daß er als Ordensmann, als „Sohn des Gehorsams“ es unmöglich finde, in das neue amtliche Verhältniß einzutreten.

Casas verließ sogar, um an dem Ernst seiner Entschließung keinen Zweifel aufkommen zu lassen, die Stadt Barcelona, wo damals der kaiserlich-königliche Hof sich aufhielt, ohne Urlaub, um nicht weiteren Bitten und Bestürmungen in dieser Angelegenheit ausgesetzt zu sein. Und allerdings hatte er Grund und Recht genug, es in dieser Beziehung ganz besonders genau zu nehmen. Denn er hatte nicht vergessen, wie er seiner Zeit beim Beginn seiner persönlichen Beziehungen mit dem noch jetzt regierenden Monarchen, vor vollen vierundzwanzig Jahren, feierlich erklärt hatte, daß er nun und nimmermehr irgend einen weltlichen Vortheil, irgend eine Gnadenerweisung oder Gunstbezeugung anstreben werde um seiner Bemühungen für die Sache der Indianer willen. Um keinen Preis wollte er sich in dieser Frage Lügen strafen lassen; weder Habsucht, noch auch nur Mangel an Festigkeit und Folgerichtigkeit sollten seine Feinde ihm vorwerfen können.

Er hatte Recht: abgesehen von den schauderhaften Bürgerkriegen, in welche er als Bischof von Cuzco so recht mitten hineingerathen wäre, hatte doch seine ganze öffentliche Laufbahn sich nicht in Peru, sondern in Mittelamerika abgespielt; und außerdem konnte gegen ihn bei dem großen Reichthum dieses bischöflichen Stuhles in einem solchen Falle nicht ohne einen Schein von Grund eingewendet werden, er habe sein Wort gebrochen und unter dem Vorwand eines rein kirchlichen Amtes sich irdische Belohnungen zuwenden lassen. Ich sage mit Bedacht: nicht ohne einen Schein von Grund, denn wer immer diesen Mann der unablässigen Selbstaufopferung auch nur ein wenig kannte, für den war es im Voraus gewiß, daß die Einkünfte der Diöcese Cuzco in seinen Händen nicht ihm gehört haben würden, sondern den Armen, den Elenden, den Unterdrückten und Verfolgten, vor Allem aber den Indianern. Allein immerhin: er wahrte auch den Schein, und er hatte Recht.

So weit konnte aber doch auch der gröbste Unverstand nicht gehen, in dem Verzicht eines Priesters auf jede irdische

Belohnung um der Indianersache willen auch einen unbedingten Verzicht zu erblicken auf die Möglichkeit seiner Erhebung zum Bischof. Die bischöfliche Würde ist in der That keine zeitliche, irdische oder gar weltliche Belohnung; sie war es nie und auch in jenem Jahrhundert nicht. Ihre Annahme ist für den Befähigten, falls sie ihm geboten wird, unter Umständen eine hohe Verpflichtung, deren er sich gar nicht so ohne Weiteres zum Voraus durch Verzicht entschlagen kann; und das bischöfliche Amt bleibt auch für den nach menschlichem Ermessen höchst Befähigten unter allen Verhältnissen eine schwere Bürde.

Der Kaiser und der Rath von Indien hatten den Gründen nachgegeben, welche Casas in Bezug auf Cuzco vorgetragen hatte, ohne daß man sich von ihrer durchschlagenden Richtigkeit so recht überzeugt hätte: sie fanden aber mit Recht in seinen Auseinandersetzungen nicht die Erklärung, daß er keinen Bischofsstuhl der ganzen katholischen Welt ohne alle Rücksicht auf die Umstände annehmen würde. Das hatte Casas in der That nicht erklärt, wie er es denn auch weder sagen konnte noch durfte.

Nun wurde gerade im Jahr 1543 auch der Bischofsstuhl von Chiapa in der gleichnamigen Provinz von Mexico durch den Tod seines ersten Inhabers, Don Juan de Arteaga, frei, und alsbald ward Casas zu seinem Nachfolger ernannt. Zwar wiederholte er auch in diesem Falle seine inständigen Bitten und Vorstellungen, allein er gab schließlich nach, und zwar jetzt wiederum mit vollem Recht: denn es lag in den Umständen des Falles für ihn kein Grund zu einer beharrlichen Ablehnung, während im Gegentheil für die Annahme sehr triftige, gute und entscheidende Ursachen geltend gemacht werden konnten.

Die neue Gesetzgebung, welche man so eben zu Stande gebracht hatte, sollte nach dem aufrichtigen Willen, nach der ernstlichen Absicht der damaligen spanischen Regierung auch wirklich durchgeführt und mit aller Entschiedenheit vollzogen werden. In diesem Sinn erfolgten nunmehr die Ernennungen der

Bischöfe und sonstigen geistlichen Würdenträger, die Anstellungen der politischen und richterlichen Beamten, kurz alle und jede Maßregeln der Regierung. Das war auch im höchsten Grad nothwendig in einem Lande, wo seit einem halben Jahrhundert jedem Gesetz und jeder Regierungsverordnung mit thatsächlichem Hohn begegnet worden war. Man hatte, gerade auf den Rath von Casas, eine besondere, neue oberste Regierungsbehörde (Audiencia) für Peru geschaffen, und unter einer anderen selbständigen Audiencia die mittelamerikanischen Länder Guatemala, Nicaragua, Honduras und Yucatan, den eigentlichen Schauplatz der Lebensthätigkeit des Indianerapostels, mit der Bezeichnung „Audiencia der Grenzlande" vereinigt. Daß gerade der hervorragende Mann, dessen System durch die neue Gesetzgebung zum Siege gelangen und verwirklicht werden sollte, bei dieser Verwirklichung in keiner irgend bemerkbaren Weise mitarbeiten dürfe, konnte in der That kein vernünftiger Mensch erwarten oder verlangen; und wenn er mitarbeitete, wie und wo er konnte, so durfte ihm gewiß deßhalb Niemand den Vorwurf machen, er breche ein früher gegebenes Wort: denn einen solchen Verzicht hatte Casas wahrhaftig niemals ausgesprochen, auch gewiß in seinem ganzen Leben nicht einen Augenblick daran gedacht. Auf seine Empfehlung hin wurde zum Präsidenten der neuerrichteten „Audiencia der Grenzlande" jener Maldonado ernannt, welcher als Statthalter von Guatemala das Unternehmen der friedlichen Bekehrung von Tuzulutlan nicht nur nicht hintertrieben, sondern unterstützt und gefördert hatte. Nun trennte aber die ungeheuere Entfernung von mehr als 400 Meilen die Sitze der beiden Audiencias von Guatemala und von Mexico, und es war zu befürchten, daß in dem großen Mittellande zwischen beiden Regierungssitzen die alten Mißbräuche und Jammerscenen fortdauern möchten. Dieses Mittelland umfaßte aber ganz vorzugsweise die Diöcese von Chiapa, und es war deßhalb im höchsten Grade begreiflich, wenn die spanische Regierung gerade den dortigen Bischofsstuhl mit einem Mann besetzt wissen wollte,

der in seiner Person die seltenen Tugenden höchster Uneigennützigkeit und wahrhaft heiligen Eifers mit einer allseitigen, auf vieljährige Erfahrung gegründeten Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse zu vereinigen im Stand wäre.

Eine solche Persönlichkeit war Casas, und wohl kein einziger Mensch in der alten und in der neuen Welt konnte sich rühmen, in all' den angedeuteten Beziehungen höher zu stehen, als gerade er: seine heiligmäßige persönliche Tugend, seine genaue Kenntniß der Indianersprachen, seine ein halbes Jahrhundert umfassende Erfahrung in allen Verhältnissen und Zuständen Amerika's und seiner verschiedenartigen Bewohner wiesen gleichsam mit Gewalt darauf hin, daß er nicht nur überhaupt Bischof werden müsse, sondern gerade Bischof in dem so gefährlichen und von allen Seiten umstürmten Mittellande, wo schon Columbus zuerst die Grundsäulen spanischer Herrschaft aufgerichtet hatte. Denn, war auch Chiapa mexicanisch, so war doch der Einfluß seines bischöflichen Stuhles ganz vorzugsweise berechnet auf das angrenzende Mittelland, und die beinahe gänzliche Armuth desselben mußte jeden zweideutigen Vorwurf vollständig entwaffnen.

Gleichwohl ließ Casas sich weder durch den Hinblick auf die Interessen seiner Indianer, noch durch die anhaltenden Vorstellungen seiner Staatsregierung in seinem Widerstande entwaffnen: das entscheidende Wort mußte gesprochen werden durch die Ordensvorgesetzten, und diese erklärten es für eine Gewissenspflicht, daß er das bischöfliche Amt anzunehmen habe.

Casas unterwarf sich; man kann nur sagen, daß er vollkommen richtig gehandelt hat; allein damit verträgt sich gleichwohl der Gedanke, daß er vermöge seiner äußerst lebendigen Persönlichkeit und seiner sogar noch in hohem Alter zu Uebertreibungen geneigten, unendlich erregbaren Phantasie im Grunde genommen diejenigen Eigenschaften nicht besaß, welche die katholische Kirche bei ihren Oberhirten in erster Reihe wünschen und voraussetzen muß.

Bartholomäus de las Casas, Bischof von Chiapa, erschien in dieser seiner neuen Eigenschaft erstmals auf dem gerade einfallenden Ordenscapitel der Dominicaner zu Toledo, und zwar einzig zu dem Zweck, die erforderliche Anzahl von Missionären für die Länder Guatemala und Chiapa zu erbitten. Seine Wünsche wurden begreiflicher Weise erfüllt, die Bestätigung des hl. Stuhles für die bischöfliche Würde ließ auch nicht lange auf sich warten. Die Mönche, welche den neuen Bischof nach Amerika begleiten sollten, versammelten sich auf den zwei Punkten Valladolid und Salamanca, um von dort aus in Sevilla zusammenzutreffen. Am Passionssonntag, in der Fastenzeit des Jahres 1544, wurde Casas zu Sevilla, im unaussprechlich großartigen Dome dieser Hauptstadt des südlichen Spaniens, mit aller kirchlichen Feierlichkeit consecrirt, und am 10. Juli 1544 trat er, begleitet von seinem ganzen Gefolge von Missionären, im Hafen von San Lucar die schon so oft zurückgelegte, im Interesse der Menschheit und mit Glück zurückgelegte Reise über den Ocean abermals an; dießmal auf den großartigen, wenn auch noch nicht von Dampf getragenen Schiffen der spanischen Kriegs- und Handels-Flotte nach Amerika.

Zu Anfang des Monats September langte man auf St. Domingo an. Casas erschien abermals mit einem neuen und großen Erfolge, wie er solche von Anfang an aus Europa mitgebracht hatte; dießmal kam er mit der höchsten denkbaren Anerkennung seines Wirkens als Missionär, mit einer Anerkennung, zu welcher sich die höchsten Oberhäupter des Staates und der Kirche vereinigt hatten: er kam als rechtmäßiger Bischof der römisch-katholischen Kirche, als anerkannter Nachfolger der Apostel Jesu Christi.

Gewiß leitete er in seinem zu jeder Freude und zu jedem Jubel augenblicklich aufgelegten Temperament aus dem soeben bezeichneten Verhältniß die frohesten und glänzendsten Hoffnungen ab für eine Zukunft, deren Ende er sich nicht vorzustellen vermochte, so lange er sich in dieser wunderbar fortdauernden,

wahrhaft großartigen Rüstigkeit fühlte; gewiß nahm er sich auch vor, mit verstärkter Energie und Schonungslosigkeit allen Feinden der Sache Gottes entgegenzutreten, und die Vorsätze einer klugen Mäßigung waren sicherlich die letzten, mit denen er sich beschäftigte.

Bald, sehr bald folgten auch dießmal die Enttäuschungen, die bittern Erfahrungen. Die „neuen Gesetze" waren ihrem geistigen Urheber über den Ocean vorangegangen, und nicht minder war sein Verhältniß zu dieser Gesetzgebung, wenn nicht gerade allgemein bekannt, so doch zum Voraus schon allgemein angenommen und vorausgesetzt. Es empfing ihn daher der allgemeine Haß, die rücksichtsloseste Behandlung von Seiten der an der Indianersklaverei betheiligten spanischen Bevölkerung. Man verwünschte ihn als den Urheber einer gesellschaftlichen Umwälzung, deren Durchführung, so glaubte man, den ganzen Wohlstand des Landes zu Grunde richten werde. Diese rohe Erbitterung ging so weit, daß sogar das Dominicanerkloster die gewöhnlichen Almosen und Wohlthaten nicht mehr erhielt, bloß weil der Bischof von Chiapa darin wohnte.

Natürlich war Casas nicht der Mann, um sich durch ähnliche Dinge irgendwie entmuthigen oder einschüchtern zu lassen; er machte die „Audiencia" bekannt mit den besonderen Vollmachten, welche die spanische Regierung ihm behufs Befreiung der Indianer ertheilt hatte; er forderte sie förmlich und feierlich auf, alle Diejenigen, welche innerhalb dieses Regierungsbezirkes in irgend einer Art und Weise als Sklaven behandelt oder gehalten würden, in Freiheit zu setzen. Ich bin der Meinung, daß schon dieses erste Auftreten des Bischofs von Chiapa ein Fehler war; mir scheint, es wäre besser und gerade für seine Sache nützlicher gewesen, wenn er vor Allem ruhig von seinem Bisthum Besitz ergriffen, sein amtliches und persönliches Ansehen in seiner Diöcese fest begründet, und dann erst angefangen hätte, den allgemeinen Fragen näher zu treten. So, wie er sich benahm, schürte und steigerte er die Erbitterung

namentlich der Regierungsbeamten, welche von Anfang an — wir haben entsetzliche Beispiele davon kennen gelernt — den Weg gefunden hatten, um aus der Indianersklaverei den größten Vortheil für ihre eigenen Börsen zu ziehen. Auch begnügte man sich keineswegs damit, gegen Casas zu zürnen und zu toben; man beschloß vielmehr einen allgemeinen, energischen Widerstand gegen die neue Gesetzgebung; man beschloß, den Vollzug derselben gerade so zu hintertreiben, wie man den Vollzug der alten hintertrieben hatte. Von allen Seiten der Insel ertönten die Beschwerden der Pflanzer; statt dieselben einfach, wie es ihre Pflicht war, unter Berufung auf das ordnungsmäßig verkündete Gesetz mit aller Energie zurückzuweisen und niederzuschlagen, ließ die Audiencia sie zu und duldete, während sie selbst mit endloser Verschleppung über alle diese Dinge verhandelte, daß die Hauptstadt eine förmliche Abordnung ernannte, welche sich an den königlichen Hof begeben sollte, um den Widerruf und die Aufhebung der neuen Gesetze zu erwirken.

Das Gesammtergebniß war, daß die neue Gesetzgebung jedenfalls auf St. Domingo für's Erste unvollzogen blieb.

Mit diesem ganz entschiedenen Mißerfolg verließ Casas St. Domingo, das er besser gar nicht betreten hätte, und schiffte sich nebst seinen Begleitern nach Yucatan ein, von wo er Chiapa zu erreichen gedachte. Am 14. Dezember 1544 reisten sie ab, hatten unterwegs mehrere heftige Stürme auszustehen, wobei es mehrmals vorkam, daß der Bischof selbst das Amt des Steuermannes auf sich nehmen mußte, weil der Mann am Ruder Nichts von seiner Kunst verstand, kamen jedoch schließlich am 6. Januar 1545 wohlbehalten in Campeche an.

Nicht belehrt durch seine Erlebnisse auf St. Domingo, fing Casas hier die nämliche Sache abermals an. Er warf den Spaniern ihre Behandlung der Indianer öffentlich vor, forderte sie feierlich auf, dieselben alsbald in Freiheit zu setzen, und drohte ihnen für den Fall des Ungehorsams mit den

„neuen Gesetzen“ und deren Strafbestimmungen. So verwandelte sich die gute Aufnahme, welche er anfänglich gefunden hatte, sehr bald in Widerwillen und Gehässigkeit; es ward ihm Gehorsam wie Unterstützung gleichmäßig verweigert, und er hatte schließlich die größte Mühe, nur ein Schiff zur Weiterreise nach Chiapa aufzubringen.

Casas wollte den Seeweg über Tabasco einschlagen, als den kürzeren und bequemeren; da erhielt er die furchtbare Trauerkunde, daß eine von ihm bereits vorausgesandte Barke, auf welcher sich einige Ordensmänner und der größte Theil des gesammten Gepäckes befanden, Schiffbruch gelitten hatte. Neun Mönche und dreiundzwanzig Leute von der Schiffsmannschaft waren ertrunken; die Ladung war vollständig verloren. Der Schrecken und das Entsetzen der noch übrigen Mönche war nun so groß, daß sie sich weigerten, das schon vollständig eingeladene und segelfertige Schiff, auf welchem sie die Reise machen sollten, zu betreten. Casas, für Schicksalsschläge jeder Art unempfänglich wie immer, einzig nur erfüllt von Begeisterung und Gottvertrauen, weinte und trauerte mit seinen Gefährten, dann aber suchte er sie nicht nur zu trösten, sondern auch zu beleben und zu ermuthigen; er setzte ihnen auseinander, daß der Schiffbruch sicherlich nur durch die Ungeschicklichkeit, Nachlässigkeit und Faulheit der Mannschaft herbeigeführt worden sei — wie es denn auch wirklich der Fall war — daß aber unter seiner eigenen Führung, bei günstigem Wind und ruhiger See nichts zu befürchten sei.

Und dann betrat der Greis von 71 Jahren zuerst das Schiff, erwartend, ob die jungen Männer, die Missionäre werden wollten, es über sich brächten, ihm nicht nachzufolgen. Einer nach dem Andern stieg ein; doch waren sie noch so voll Angst, daß Keiner den Andern anzusehen oder anzureden wagte. In diesem Zustand brachten sie bei herrlicher Seefahrt und ohne die geringste Gefahr eine Nacht und einen Tag zu; keine Speise, keinen Trunk Wasser berührten sie; nur Thränen und

Schluchzen unterbrachen das düstere Schweigen in dem Augenblick, als sie an der Todesstätte der vorausgegangenen Gefährten vorüberkamen. Doch erhoben sie die Gemüther zum pflichtmäßigen Gebet für die Seelen der Heimgegangenen. Als dieß vollbracht war, erklärte Casas die Zeit der Trauer für abgeschlossen; er ließ kochen und auftragen, zerlegte und vertheilte mit eigener Hand die Speisen, und ging mit dem Beispiel ruhigen und heiteren Genusses der Gaben Gottes den Uebrigen voran. Tags darauf landeten sie in einem Hafen der Insel Terminos, in deren Nähe das Unglück geschehen war; sie fanden hier das Wrack der gescheiterten Barke und einige Kisten von der Ladung; die Leichen hatte der Ocean sämmtlich fortgespült. Es wurde rasch ein Feldaltar errichtet und ein feierlicher Trauergottesdienst unter freiem Himmel abgehalten.

Hier trennte sich die Reisegesellschaft: die Missionäre blieben auf der Insel, um die Ankunft eines Ordensmannes und einiger Leute von der Mannschaft abzuwarten, die sich aus dem Schiffbruch gerettet hatten; dann sollten sie mit einander den Landweg nach Tabasco einschlagen. Der Bischof mit seinem unmittelbaren Gefolge setzte die Seereise bis nach Tabasco fort und trat hier die Landreise an nach Ciudad-Real de Chiapa, der Stadt seines bischöflichen Sitzes.

Während dieser Reise und bei seiner Ankunft in Ciudad-Real war Casas der Gegenstand der allgemeinen Verehrung, Liebe und Begeisterung. Die ganze Bevölkerung wetteiferte, ihm den Ausdruck dieser Empfindungen in allen nur möglichen Formen entgegenzubringen. Er selbst war für diese Ehrenbezeugungen nichts weniger als unempfindlich; sie erfreuten ihn als Entschädigung für so unendlich viel ausgestandenes Ungemach, für so manche herbe Kränkung und schwere Beleidigung. Am meisten aber freuten sie ihn deßhalb, weil sie im Stande waren, dasjenige hervorzubringen und zu wecken, was in dem Gemüthe des Bischofs von Chiapa nur allzuleicht hervorzubringen und zu wecken war, nämlich frohe Hoffnung für die

Sache, um derentwillen allein er ja die Bürde des bischöflichen Amtes auf seine zwar alten, aber immer noch starken Schultern genommen hatte. Als daher die Missionäre wenige Tage nach dem Bischof gleichfalls wohlbehalten in Ciudad-Real ankamen, wies er sie mit Vergnügen auf die Kundgebungen von Freude, Liebe und Verehrung hin, deren Gegenstand er noch immer war, und setzte ihnen die günstigen Erwartungen auseinander, welche sich für ihn an diese Lage der Dinge knüpften.

In der That war sein erstes Auftreten am Bischofssitze ein verständiges, weises, gemäßigtes, deßhalb auch glückliches; zwischen dem Domdekan Gil Quintana und einer Anzahl angesehener Einwohner der Stadt waren gewisse Streitigkeiten ausgebrochen, die uns hier im Einzelnen nicht näher berühren; den wohlwollenden und tactvollen Bemühungen des Bischofs gelang es binnen kurzer Zeit, Alles beizulegen und den kirchlichen Frieden vollständig wiederherzustellen.

Nun entstand eine gegenseitige Täuschung, die wirklich komisch sein würde, wenn es sich dabei nicht um so hochernste Fragen und Interessen handeln würde.

Casas auf der einen Seite zog aus dem lobenswerthen, aber kleinen Friedenserfolge, welchen er in den Angelegenheiten der Christen unter sich erzielt hatte, nach seiner bekannten Denkweise ohne Weiteres den Schluß, daß die Leute ihm zu Liebe auch den Handel mit Indianersklaven sofort aufgeben und diejenigen, welche sie schon besaßen, in Freiheit setzen würden. Seine Begeisterung für diese Sache war zu groß und schwärmerisch, als daß er sich, sobald sie in Frage kam, irgendwo oder irgendwann in seinem Leben vor Täuschung und Verblendung hätte bewahren können.

Auf der andern Seite fanden die Bewohner von Ciudad-Real, daß ihr neuer Bischof, dessen verehrungswürdige Persönlichkeit und heiligmäßige Tugenden ja schlechterdings nicht weggeläugnet werden konnten, doch bei Weitem nicht so schlimm sei

als der Ruf, der ihm vorausgegangen war. Von allen Seiten hatte man nach Chiapa geschrieben, um die Bewohner der Provinz und namentlich der Bischofsstadt vor Casas zu warnen und gegen ihn aufzuhetzen; ja man hatte die Leute förmlich bejammert und bemitleidet, daß ihnen dieser Oberhirte beschieden sei. In einem solchen Brief hatte es wörtlich geheißen:

„Bei uns sagt man allgemein, die Bewohner der Diöcese Chiapa müssen recht tief in schweren Sünden stecken, sonst hätte sie der liebe Gott nicht gezüchtigt durch Zusendung einer so großen Plage und schweren Geißel, wie dieser Antichrist von Bischof ist.“

Diesem wahnsinnigen Hasse nun, dachten die Bewohner von Ciudad-Real, entspricht doch wirklich die Person unseres neuen Bischofs nicht; sein ganzes Auftreten ist Freundlichkeit, Liebe, Versöhnung und Mäßigung. Sie zogen daraus ihrerseits den ebenso unbegründeten Schluß, er werde auch mit sich reden lassen, wenn die Sprache einmal auf die Indianer kommen werde. Und weil man deutlich sah, daß Casas für Ehrenbezeugungen u. dgl. keineswegs unempfindlich war, so fing man an zu hoffen, die gefürchtete Härte seines Standpunktes werde sich, wie man es im ganzen spanischen Amerika gar nicht anders wußte und gewohnt war, mildern und abstumpfen lassen durch Aufmerksamkeiten, Gaben und Geschenke aller Art.

So war man denn beiderseits auf die bitterste Enttäuschung und auf den härtesten Zusammenstoß gehörig vorbereitet.

So bald als nur immer möglich eröffnete Casas seine Thätigkeit gegen die Sklaverei und für die Indianer. Und läugnen wir es nicht, er war dabei, wir müssen dieß recht nachdrücklich in den Vordergrund stellen, er war dabei nicht nur in seinem Rechte, sondern er handelte nach seiner strengen Pflicht. Er war nicht ein Privatmann, der für irgend eine, wenn auch noch so gute und liebenswürdige Privatliebhaberei auftrat. Er war von der Staatsregierung für diese Provinz und Diöcese beauftragt mit dem Vollzug zu Recht be-

stehender, ordnungsmäßig verkündeter Gesetze. Er war als Bischof von der Kirche gesendet mit dem Auftrag, zu lehren und zu verkündigen das Evangelium Jesu Christi, die Erlösungspredigt der Freiheit, welche keine Sklaverei kennt, sondern den allgemeinen, gleichen und ausnahmslosen Beruf aller menschlichen Seelen, Kinder Gottes und Erben des ewigen Lebens zu sein. Er hatte also die Sklaverei zu bekämpfen, er hatte die Indianer zu beschützen und zu vertheidigen.

Die Frage ist nur, ob der edle Bischof von Chiapa seine gute und heilige Sache mit den richtigen, den Verhältnissen entsprechenden Mitteln angegriffen hat.

Er machte sehr bald die ganz ausnahmslose Erfahrung, daß weder seine unter vier Augen ertheilten Rathschläge und Ermahnungen, noch seine öffentlichen Reden und Predigten irgend einen, auch nur den allergeringsten Erfolg aufzuweisen hatten. Der Sklavenhandel dauerte ungemindert fort, und kein einziger Mensch dachte daran, seine Indianer in Freiheit zu setzen. Alle versicherten vielmehr nachdrücklich und unerschütterlich, von dem Fortbestande eben dieses Instituts hänge ihr ganzer Wohlstand, hänge die ganze gesellschaftliche Ordnung und Verfassung des Landes ab. Gegenüber von diesem passiven Widerstand fehlte dem Bischof das Entscheidende, nämlich eine ausreichende weltliche Macht, um zu brechen, was sich nicht wollte beugen lassen. Er griff also zu den Mitteln seiner geistlichen Gewalt.

Er schloß einfach alle Diejenigen von den heiligen Sacramenten aus, welche auf Sklavenbesitz und Sklavenhandel nicht verzichten wollten. Das war eine gewaltige Maßregel; denn man darf nicht vergessen, daß die Spanier jener Zeit zwar ein vielfach tief gesunkenes, aber doch ein wesentlich gläubiges Geschlecht waren. Sie wünschten freilich ihren Leidenschaften nachgehen zu dürfen, aber den Segen und die Gnadenmittel der Kirche wollten sie doch nicht verlieren; sie erblickten in Letzterem die einzig mögliche Rettung und Erlösung von Ersterem.

Und seien wir doch ja nicht zu strenge: wir halten keine Sklaven, sind keine Pflanzer, haben keine Gold- und Silberbergwerke, mißhandeln keine Indianer, aber Eines haben wir doch fast Alle gemein — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — mit den amerikanischen Spaniern jener Zeit: wir wünschen der Gnade Gottes nicht verlustig zu werden, und doch auf unsere großen oder kleinen Leidenschaften nicht zu verzichten.

Doch genug; man wird diese Bemerkungen ungalant, übertrieben und „subjectiv" finden, wie schon so viele andere, welche ich der gleißnerischen Heuchelei in's geschminkte Angesicht geworfen habe; sie werden aber nichtsdestoweniger wahr bleiben. Gewiß ist, daß Bischof Casas aller und jeder Heuchelei das Messer auf die Brust setzte, indem er die nachfolgenden, grundsätzlich wohl gerechtfertigten, aber praktisch nicht nur unausführbaren, sondern ganz verderblichen Maßregeln ergriff.

Er suspendirte über einmal sämmtliche Beichtväter der ganzen Hauptstadt, mit Ausnahme des Domdekans und eines einzigen Domherrn, und auch diesen Beiden stellte er ein Verzeichniß von Gewissensfällen zu, die er sich selbst vorbehielt: lauter Sünden der Ungerechtigkeit gegen die Nebenmenschen.

Ich will nicht beurtheilen, welches die Folgen eines ähnlichen Verfahrens sein würden, wenn heutzutage diese oder jene gesellschaftliche Lieblingssünde in katholischen Ländern ähnlich angegriffen würde: ich will auch nicht untersuchen, noch weniger entscheiden, ob den Spaniern jener Zeit die Verwerflichkeit der Sklaverei gegenüber dem Gesetze Gottes zu vollem und klarem Bewußtsein zugerechnet werden konnte. Ueber beide Punkte habe ich meine eigenen Gedanken; es ist aber nicht nothwendig, daß Leser und Leserin alle meine Gedanken erfahren; ich beschränke mich also darauf, zu erzählen, wie es dem Bischof Casas zu seiner Zeit und mit seinen Maßregeln ergangen ist.

Die Bewohner von Ciudad-Real suchten ihren erzürnten Bischof zuerst durch Schmeicheleien und Komplimente zu be-

sänftigen: dann schickten sie den Domdekan und die Barmherzigen Brüder zu ihm und ließen um Milderung bitten. Sie hielten ihm sodann eine päpstliche Bulle über die Theilung Amerika's zwischen Spaniern und Portugiesen entgegen; allein mit vollem Recht entgegnete der Bischof, daß in dieser Bulle nicht einmal von einem Krieg gegen Indianer, geschweige denn von einer Unterjochung derselben in Sklaverei die Rede sei. Außerdem, bemerkte Casas, könne sogar der heilige Vater ihm nicht befehlen, die heiligen Sacramente der Buße und des Altars solchen Menschen zu spenden, die nicht nur keinen Vorsatz haben, sich zu bessern, sondern die geradezu fortfahren, thatsächlich und offenkundig in der Sünde zu beharren.

Jetzt ließen die Spanier, welche den Ausschluß aus der kirchlichen Gemeinschaft schlechterdings nicht zu ertragen vermochten, ihren Bischof förmlich durch den Notar auffordern, er möge ihren Beichtvätern die Erlaubniß wieder ertheilen, sie zu absolviren: zugleich bedrohten sie ihn für den entgegengesetzten Fall mit Beschwerden beim Erzbischof von Mexico, beim Papst, beim König und beim Staatsministerium; sie wollten ihn schildern als einen Aufwiegler, als einen Friedensstörer gegen die Christen und als einen Beschützer und Begünstiger der wilden und menschenfressenden Heiden.

Er war natürlich von unerschütterlicher Festigkeit. Er setzte ihnen nicht nur klar auseinander, wie er als Bischof mit dieser strengen Handhabung seiner geistlichen Amtsgewalt auf festem canonischem Rechtsboden stehe, sondern er fügte den weiteren Nachweis hinzu, daß sie auch durch den Gehorsam gegen König, Gesetz und weltliche Obrigkeit auf's Strengste verpflichtet seien, zu thun, was er ihnen gebiete. Er las ihnen die „neuen Gesetze" abermals vor und wies ihnen den groben Widerspruch ihres Verhaltens mit dem Inhalt derselben nach. Man hielt ihm entgegen, daß man sich gegen diese Gesetze beschwert und Abhilfe erbeten habe, daß sie jedenfalls nicht verpflichtend seien vor erfolgter Verwerfung der Beschwerde. Dagegen verwies

der Bischof auf das göttliche und natürliche Gesetz, gegen welches weder Appellation noch Beschwerde zulässig sei, und welches die Sklaverei und überhaupt jede Gefangenschaft eines unschuldig unterdrückten Nebenmenschen schlechterdings verbiete.

Die gänzlich erfolglose Unterredung ward abgebrochen, aber schon in den nächstfolgenden Tagen kam es zu höchst schlimmen und ärgerlichen Auftritten; der Domdekan mißbrauchte gröblich das Vertrauen seines Bischofs, handelte den strengsten Befehlen desselben zuwider, und fing an, eine große Anzahl von Leuten, welche offenkundig Sklaven besaßen und Sklavenhandel trieben, zu den Sacramenten zuzulassen.

Der Bischof wünschte ihn brüderlich zu ermahnen und lud ihn zu diesem Zwecke zu Tisch ein; er kam aber nicht, sondern legte sich in's Bett und ließ sich krank melden. Casas war jedoch nicht der Mann, sich so mißbrauchen zu lassen; er schickte nach einander Mahnung, Drohung, Kirchenbuße und Verhaftsbefehl.

Es blieb dem Domdekan nichts Anderes übrig, als dem bischöflichen Gerichtsdiener zu folgen; allein auf der Straße fing er an, um Hilfe zu schreien und Jedermann Absolution zu versprechen; das Volk strömte in bewaffneten Schaaren zusammen, man befreite den Domdekan gewaltsam aus den Händen der Vollzugsbeamten; die Dominicaner wurden in ihrem Kloster eingesperrt, und die Menge stürmte wüthend, mit dem Geschrei: „Im Namen des Königs!“ in die bischöfliche Wohnung ein. Der Bischof selbst wollte aus seinem Zimmer hervortreten, um die Aufrührer anzusprechen; ein anwesender Mönch, die äußerste Gefahr befürchtend, riß den Kirchenfürsten fast mit Gewalt in sein Gemach zurück, und bei dieser Gelegenheit drangen die Führer des Aufruhrs mit in dasselbe ein, durch Worte und Geberden, ja unter wilden und entsetzlichen Flüchen den ehrwürdigen Greis mit augenblicklichem Tode bedrohend.

Auch während dieses furchtbaren Auftritts bewahrte Casas seine ganze Unerschrockenheit und Ruhe; er sprach so einfach er-

habene Worte, seine Haltung und Geberde war so ächt bischöflich und niederschmetternd, daß sich die Rotte nach kurzer Zeit beschämt entfernte.

In der folgenden Nacht verließ der Domdekan die Stadt. Casas verzichtete darauf, ihn gefänglich einziehen zu lassen; der Treulose hatte sich selbst der Möglichkeit, gegen den Willen seines Bischofs die Sacramente zu spenden, beraubt; außerdem ward nun der Kirchenbann gegen ihn ausgesprochen und verkündet.

Die Dominicaner jedoch waren so in Schrecken gerathen, daß sie ihrem Bischof zusprachen, er möge um der fortgesetzten Bedrohungen willen sich aus der Stadt entfernen.

„Wohin soll ich gehen?“ entgegnete Casas. „Wo werde ich sicher sein, so lange ich die Botschaft der Freiheit meiner Menschenbrüder verkünde? Würde es sich um meine eigene Sache handeln, so würde ich sie gern aufgeben, um all' diesen Unruhen und Schrecken ein Ende zu machen; aber es handelt sich um die mir anvertrauten Schafe, um diese armen, unterdrückten, in ungerechter und unerträglicher Knechtschaft seufzenden Indianer, und um die schwere Sünde, welche andere Christen, die mir gleichfalls anvertraut sind, gegen sie verüben. Hier ist mein Platz, denn hier ist meine Kirche, und ich gedenke nicht, sie zu verlassen. Kommt es dazu, daß mein Blut vergossen wird, so geschehe es in Gottes Namen, wenn es nur dazu dient, jene Frucht hervorzubringen, auf die all' mein Sehnen und Trachten gerichtet ist: die Abschaffung dieser ungerechten und empörenden Sklaverei. Uebrigens bin ich an Auftritte dieser Art seit Jahrzehnten gewöhnt und habe stets die Erfahrung gemacht, daß die Flamme des Aufruhrs eben so rasch, wie sie empor lodert, auch wieder in sich zusammenfällt.“

Während Casas noch also sprach, ward ihm gemeldet, es sei ein Mann tödtlich verwundet worden. Dieser Mann war gerade derjenige, welcher den Bischof in seinem eigenen Zimmer am wüthendsten mit Ermordung bedroht, Spottgedichte gegen ihn

verfaßt, und mehrmals, um ihn einzuschüchtern und zu erschrecken, unmittelbar vor seinem Fenster Flintenschüsse abgefeuert hatte. Der Bischof erhob sich augenblicklich, begab sich mit den Mönchen, die gerade in seiner Umgebung waren, an Ort und Stelle, wo der Unglückliche lag, wusch und verband persönlich seine Wunden, ließ sofort den Arzt rufen und empfahl ihm den Verwundeten so angelegentlich und zärtlich, als ob er sein Bruder wäre. Sogar dieser verwilderte Mensch konnte solch hoher Tugend, Menschenliebe und Selbstverleugnung nicht widerstehen; er wurde wieder hergestellt, und sobald er im Stande war, zu gehen, bat er den Bischof fußfällig um Verzeihung und war von diesem Tage an sein eifrigster Anhänger.

Allein gleichwohl gingen die Dinge nicht gut.

Die Väter Dominicaner sahen sich genöthigt, Ciudad-Real zu verlassen. Die Abneigung gegen sie hatte begonnen, als man gleich bei der ersten Predigt vernahm, daß sie wie ein Mann für die Grundsätze und Bestrebungen des Bischofs einzutreten entschlossen seien. Diese Abneigung steigerte sich von Tag zu Tag bis zu dem Grade, daß man ihnen jede Unterstützung verweigerte und mit dieser Lieblosigkeit den rohesten Hohn verband.

„So geht doch,“ sagte man ihnen, „ehrwürdige Väter! Die Provinz ist ja so groß und es gibt darin noch so viele Indianer, denen ihr predigen und die ihr bekehren könnt; dazu hat euch ja der König gesandt und so viel Geld an euch gehängt: Wir sind ja schon Christen, wir brauchen euch nicht; bei uns wißt ihr nichts zu thun, als auf unsere Kosten große Klöster zu bauen und durch eure Lehre und Predigt uns um unser Vermögen zu bringen.“

Solcher Mißhandlung gegenüber entschlossen sich die Dominicaner, die Stadt zu verlassen und einzeln unter den Indianern der benachbarten Gegenden das Evangelium zu verkünden. Hier fanden sie in der That eine bessere Aufnahme, als bei den angeblichen Christen der Hauptstadt, und dehnten ihre Thätigkeit bis nach Chiapa aus, wo sie alsdann für's Erste ihre Haupt-

niederlassung gründeten. Der spanische Pflanzer, welchem die Indianer von Chiapa „zugetheilt und anempfohlen" waren, fand es — aus welchen Gründen, wissen wir nicht — für den Augenblick seinen Interessen entsprechend, die Väter freundlich aufzunehmen, ihre Bekehrungsarbeit zu unterstützen und über seine eigentlichen Gesinnungen sie vollständig zu täuschen. Später freilich legte er die Hülle ab und es kam zu blutigen Zusammenstößen der entgegengesetzten Interessen und Bestrebungen.

Die Väter Dominicaner meldeten dem Bischof ihre glücklichen Erfolge und luden ihn auf das Herzlichste zu sich ein. Er folgte dieser Einladung und wurde von den Indianern so glänzend, als diese armen Menschen es nur vermochten, mit Triumphbogen, Blumen und Kränzen, Sinnsprüchen und Festgedichten, sowohl in ihrer eigenen als in spanischer Sprache, mit volksthümlichen Tänzen und Festlichkeiten aller Art empfangen. Dabei zeigten sich die Indianer noch im Besitz einer solchen Menge von Goldschmuck und sonstigen Kostbarkeiten (nach europäischer Denkweise), daß man sich nur wundern mußte, wie es ihnen möglich geworden war, diese Dinge so lange Zeit vor der spanischen Habsucht geheim zu halten. Jetzt zeigten sie harmlos Alles, um den Bischof der christlichen Freiheit zu ehren: und so erfuhren die Spanier, daß und was es hier noch zu rauben gab.

Schaarenweise strömten diese Indianer dem Bischof zu, baten um die heilige Taufe und um Unterricht im christlichen Glauben, sowie um Zusendung weiterer Missionäre.

Casas weinte Freudenthränen, und indem er sich zu seinem Gefolge wandte, sagte er zu ihnen und namentlich zu Denjenigen, welche er erst aus Europa mitgebracht hatte:

„Wird man mir jetzt endlich glauben? Sieht man hier nicht Alles erfüllt, was ich schon in Europa voraussagte? O schreibet doch an alle eure Brüder und schildert ihnen das Heilsbedürfniß und die Heilsbereitschaft dieser Völker! Möchten sie doch herüberkommen in großer Anzahl! Denn so groß die

Anstrengungen und Strapazen sind, — größer noch ist Frucht, Segen und Verdienst durch die Bekehrung dieser unsterblichen Seelen."

Allein auch in diesen Freudenkelch mischte sich für Casas der bittere Wermuth der Ungerechtigkeit, Bedrückung und Mißhandlung, unter welchen er auch hier, wie überall, die unglücklichen, geknechteten Indianer seufzen sah. Nicht nur um Taufe und um Glauben, sondern auch um Schutz und Hilfe gegen die rohe Willkür und barbarische Grausamkeit der Spanier wendeten sich die armen Leute massenhaft an ihn. Der Eine klagte um die entehrte Tochter, der Andere um die geraubte Gattin, ein Dritter um sein ausgeplündertes Haus, der Vierte um die gewaltsam ihm geraubte Freiheit.

Eines Tages warfen sich zu den Füßen des Bischofs mehrere Indianer und jammerten, die Spanier hätten ihnen Hab und Gut mit brutaler Gewalt hinweggenommen und unter dem Vorwand, sie wollten es ja bezahlen, nicht einmal den hundertsten Theil des wahren Werthes als Kaufpreis oder Entschädigung angeboten. Dann hätten sie zu ihm nach der Hauptstadt sich flüchten wollen, um Schutz und Hilfe zu suchen, und dafür hatte man sie gefänglich eingezogen und auf's Grausamste körperlich gezüchtigt.

Wiederum weinte Casas, aber aus bitterstem Schmerze. Thränen des Mitleids waren das Einzige, was er hatte für die Unglücklichen; um ihnen irgendwie zu helfen, dazu fehlte ihm die Macht und die Gewalt.

Er faßte den Entschluß, vor der „Audiencia der Grenzlande" persönlich Schutz und Recht für seine Indianer zu suchen, und kehrte zu diesem Zweck vorerst nach Ciudad-Real zurück, um sich von da nach Gracias-á-Dios zu begeben, wo die genannte Behörde ihren Sitz hatte. Auf den Rath seines Begleiters Pedro de Angulo schlug er den Weg mitten durch die „Kriegslande" ein, um den Fortschritt des Missionswerkes in diesen Gegenden mit eigenen Augen zu schauen.

Es war im Juni des Jahres 1545, als Casas wiederum nach Coban kam. Beinahe hätte er sich versucht gefühlt, seinen Augen nicht zu trauen. Die Väter Missionäre hatten ihr Kloster ausgebaut und lebten darin im sichersten Frieden; um sie her eine unglaubliche Menge von Menschen, vor so kurzer Zeit noch wilde und grimmige Barbaren, jetzt bekehrt zum christlichen Glauben, entwöhnt von all' ihren rohen, menschenunwürdigen Gewohnheiten, in geordneter bürgerlicher Verfassung und hoffnungsvoller Civilisation, in Ortschaften, Dörfern und Flecken beisammenwohnend. Casas konnte nicht aufhören, inbrünstig Gott zu danken, daß er ihm die Gnade erwiesen habe, der Begründer von so viel Glück und Segen zu sein.

Alle Häuptlinge des Landes statteten ihm ihre Besuche ab und suchten ihn nach Kräften zu ehren; sie Alle dankten ihm ehrfurchtsvoll und herzlich, daß er sie zu Christen gemacht habe auf dem Weg der Lehre und der Liebe, ohne Gewalt und ohne Blutvergießen.

Casas antwortete ihnen in ihrer eigenen Sprache, und ermahnte sie, treu zu beharren in dem Glauben, den sie empfangen hätten; und um sie für ihr bisheriges Verhalten zu belohnen, überreichte er ihnen die mitgebrachten königlichen Schreiben, durch welche ihnen verheißen wurde, daß weder sie selbst noch ihre Völker aus irgend einem Grund oder Vorwand jemals von der Krone Spaniens getrennt und in Abhängigkeits- oder Unterwürfigkeits-Verhältnisse zu irgend welcher einzelnen Persönlichkeit gebracht werden dürfen.

Es muß jedoch zugegeben werden, daß keineswegs alle spanisch-amerikanischen Zeitgenossen die Verdienste des Bischofs von Chiapa und seiner Dominicaner um die Bekehrung und Civilisation der wilden Völker von Tuzulutlan und Coban in dem nämlichen Lichte erblicken wollten, in welchem dieselben soeben dargestellt worden sind. Es ist sogar richtig, daß einzelne Persönlichkeiten, von welchen man dieß am allerwenigsten hätte erwarten sollen, unserem Indianer-Apostel in dieser Frage

untreu geworden sind, und es ist außerordentlich schwer, die thatsächliche Wahrheit und die innersten Beweggründe der handelnden Personen bei den verwickelten und verworrenen Verhältnissen jener Zeiten und Länder zu durchblicken. So hat z. B. der uns als Casas' Freund wohlbekannte Bischof Marroquin von Guatemala am 17. August 1545 folgenden merkwürdigen Brief an Kaiser Karl V. geschrieben, der es sehr wohl verdient, nach seinem ganzen Inhalt hier mitgetheilt zu werden:

„Geheiligte, kaiserliche, katholische Majestät! Erst nach meinem letzten unterthänigsten Schreiben ist es mir möglich geworden, mich nach der Provinz Tuzulutlan zu begeben. Ich kam am Vorabend von St. Peter und Paul in Cabecera an. Schon unterwegs kamen mir zahlreiche Boten der verschiedenen Häuptlinge entgegen: sie sprachen mir die Freude ihrer Gebieter über meine Ankunft aus, und eine halbe Stunde vor dem Ort empfing mich die gesammte Bevölkerung, Männer und Frauen, mit allerlei Tänzen und musikalischen Productionen; dann wurde eine feierliche Anrede an mich gehalten und mir der Dank der Bevölkerung ausgesprochen für die Mühe, welche ich ihnen zu Liebe auf mich genommen hätte. Ich antwortete, daß es meine Pflicht sei, ungleich Größeres für sie zu leisten, sowohl nach dem Gebote Gottes, als nach Euer Majestät Befehl: ich lobte und pries Gott für ihren guten Willen und guten Anfang. Dem Anscheine nach sind diese Leute culturfähig.

Ich unternahm die Reise, um Euer Majestät als Augenzeuge eingehenden Bericht über die dortigen Zustände geben zu können. Dieses ganze Land bis zu dem nördlichen Meer wurde entdeckt durch Diego Alvaredo. Er hat es erobert, unterworfen und unter seiner Leitung haben sich hundert Spanier darin niedergelassen. Allein um jene Zeit ertönte der mächtig verlockende Ruf vom Goldlande Peru, welchem Rufe folgend Diego und seine Soldaten dieses Land wieder verließen. Seither wurde unter dem Eindruck größerer Thaten dieser Winkel

der Erde vergessen, und wie denn die amerikanischen Spanier Feinde der Dominicaner sind, so haben sie diesen Mönchen oft gesagt, warum sie denn nicht lieber nach Tuzulutlan gingen. Dieß veranlaßte den Vater Casas und seine Genossen, um Euer Majestät Vollmacht nachzusuchen zur friedlichen Bekehrung des Landes. Unter der Vermittlung eines Grenzhäuptlings, dessen Gebiet Tecucistlan heißt, sowie durch einige Geschenke und durch das Versprechen, daß keine Spanier in's Land kommen dürften, fanden die Missionäre nach und nach Eingang bei den Wilden. Das Wort Gottes gefällt diesen Leuten wohl; sie sind zufrieden, daß man Nichts von ihnen verlangt, und ich hoffe, daß mit Gottes Hilfe und durch den dankenswerthen Eifer der Mönche mit der Zeit die ganze Bevölkerung zum Christenthum bekehrt werden soll.

Das Land selber ist das ärmste und unwegsamste, welches man bis jetzt in Amerika entdeckt hat; es eignet sich nicht zur Colonisation durch Spanier, denn der Spanier ist nicht mit Wenigem zufrieden. Die Grenzstadt Cabecera wird von der Stadt Guatemala ungefähr dreißig Meilen entfernt sein, und von dort bis zum nördlichen Meer mag die Entfernung noch weitere fünfzig Meilen betragen; in dieser ganzen Landstrecke befinden sich jetzt sechs oder sieben Ortschaften, die Etwas heißen. Ich hebe all' dieß hervor, weil ich weiß, daß der Bischof von Chiapa und seine Ordensleute blaue Wunder erzählen werden, während in der That das, was ich hier sage, Alles ist. Als ich das Land wieder verließ, kam Vater Casas eben an. Ich bitte Eure Majestät, die Ordensleute zu begünstigen und aufzumuntern; für sie ist es ein sehr gutes Land, denn sie sind sicher vor Spaniern, Niemand legt ihnen Etwas in den Weg und sie können nach ihrem Belieben schalten und walten. Ich selbst werde sie besuchen und ermuthigen, obgleich der Herr Bischof von Chiapa sagt, das stehe ihm zu. Doch weiß ich, daß von ihm nur Erfindungen und Einbildungen zu erwarten sind, die er selbst nicht mehr recht versteht. Sein

ganzes Gebäude ist gegründet auf Heuchelei und Habsucht. Das hat er gezeigt, sobald er die Mitra erlangt hatte. Da brach die verhüllte Eitelkeit wieder hervor, als ob er niemals Mönch gewesen wäre, und als ob für die Angelegenheiten, welche er unter den Händen hat, nicht viel mehr Demuth und Heiligkeit erforderlich wäre, als bei ihm zu finden ist. Doch ich wollte ja nur über die Zustände von Tuzulutlan berichten, also schließe ich. Euer Majestät 2c."

Das ist gewiß ein merkwürdiger Brief, von einem Bischof über seinen Amtsbruder an das Staatsoberhaupt gerichtet. Mag es sein, daß Casas sich auch im „Kriegslande" von seiner glühenden Phantasie zu Uebertreibungen hinreißen ließ; mag es auch sein, daß seine Ordensbrüder mit einer gar nicht unberechtigten Vorliebe auf das von ihnen mit ebensoviel Muth als Ausdauer geschaffene Werk blickten; jedenfalls ist es besser, so warm und begeistert zu sein, wie Casas, als so kühl und lieblos, wie Marroquins Sprache aus diesem Briefe uns entgegentönt. Hier ist ja keine Spur von Herzenstheilnahme an dem Schicksale der armen Indianer, hier ist nicht das mindeste Gefühl von Freude oder Bewunderung, daß endlich einmal in einem Winkel Amerika's die große Aufgabe gelungen sei, aus wilden Indianern civilisirte Christen zu machen; hier ist nichts als kalte, kleinliche Zweifelzucht gegenüber den großen Leistungen eines großen Mannes, und schließlich das Gift einer schwersten Beleidigung, hinter dem Rücken eines Abwesenden, der sich nicht vertheidigen kann, ohne die geringste thatsächliche Begründung in des Königs Ohr geblasen. Aber dennoch muß sogar dieser mindestens herbe Beurtheiler, von welchem man nicht zu sagen weiß, warum seine früheren Freundschaftsgefühle gegen Casas einer so harten Betrachtung Platz gemacht haben, auch er muß im Wesentlichen zugeben, daß das große Werk in Coban und Tuzulutlan im Wesentlichen gelungen ist. Und wenn er geringschätzig beifügt, auf sechs oder sieben größere Ortschaften beschränke sich die ganze Herrlichkeit, so muß man

doch wahrlich billiger Weise bedenken, daß dieses im Lauf weniger Jahre von ein paar Mönchen unter Casas' Leitung begonnene und durchgeführte Werk von Niemand (namentlich nicht von Marroquin) thatkräftig unterstützt worden war, daß auch vor diesen paar Mönchen kein Mensch daran gedacht, oder gar den Muth besessen hatte, das Gleiche zu unternehmen. Ich bin deßhalb der Meinung, daß eine besonnene geschichtliche Kritik in diesem Falle keinen Anlaß hat, das Wort der Gegner unseres Helden seinem eigenen und dem Wort seiner Freunde vorzuziehen. Was man wahrheitsgemäß zugeben muß, das wird sich darauf beschränken, daß Casas auch in diesem Falle, wie jeder Zeit und überall, die Welt und die Menschen mit den Augen seiner großartigen Begeisterung, nicht aber mit dem Blinzeln einer spanischen Krämerseele angeschaut hat. Worin bei der ganzen Sache seine Eitelkeit oder gar seine Habsucht gefunden werden soll, das vermag wenigstens ich nicht zu entdecken.

Uebrigens hatte Casas seine kurze Herzensfreude und geistige Erhebung sehr nothwendig, um Alles zu ertragen, was ihm in der nächsten Zeit bevorstand.

In der Stadt Gracias-á-Dios, wo er die Audiencia aufzusuchen kam, traf Casas auch seine zwei bischöflichen Amtsbrüder von Nicaragua und Guatemala. Es sollte die Consecration eines Bischofs stattfinden, aber beide Prälaten wollten die Gelegenheit wahrnehmen, um über die fortgesetzten Bedrückungen der Indianer in ihren Diöcesen und über die nicht etwa bloß mangelhafte, sondern noch gar nicht angefangene Vollstreckung der neuen Gesetze Klage zu führen.

Uns, die wir einer längst abgeschlossenen Vergangenheit ruhig und leidenschaftslos gegenüberstehen, die wir das ganze Geschlecht der in Amerika waltenden Spanier in seiner großen Verwerflichkeit kennen, scheint es fast unmöglich, jedenfalls unbegreiflich, daß drei mitten unter diesem Geschlecht lebende und fortwährend von ihm mißhandelte Kirchenfürsten sich in der

gemeinsamen Ueberzeugung begegnen konnten, es bedürfe nur ihrer Worte, um gewissermaßen die Welt umzukehren.

Allein damals nahm sich die Sache doch einigermaßen anders aus. Die neue Regierungsbehörde war ja geradezu und ausschließlich zu dem Zwecke gegründet worden, welchen jetzt die Bischöfe verfolgten, und bei der Ernennung ihrer sämmtlichen Mitglieder waren Rath und Empfehlung des Vaters Casas in erster Reihe maßgebend gewesen, so daß man hätte glauben sollen, nicht nur das Gebot der Amtspflicht, sondern auch die dankbare Rücksicht auf seine Person müßten dem, was er vortragen würde, allermindestens aufmerksames Gehör und wohl auch einige thatsächliche Berücksichtigung sichern. Allein alle diese Erwartungen wurden auf's Bitterste getäuscht, und zwar ganz besonders durch den Präsidenten Maldonado, welchem Casas um der Verdienste willen, die sich der falsche Mann in seinen früheren Stellungen als provisorischer Statthalter von Mexico und Guatemala gegenüber der Sache der Indianer erworben hatte, der entscheidende Fürsprecher behufs der Erhebung zu seinem jetzigen hohen Amte gewesen war.

Dieser Maldonado hatte sich inzwischen mit einer Tochter des Eroberers von Yucatan, des Generals Montejo, verheirathet, und die spanischen Geschichtschreiber vermuthen — wohl nicht ohne einen hohen Grad innerer Wahrscheinlichkeit — daß diese Familienverbindung ihn ganz in die Interessen und in die Gefühllosigkeit der bekannten spanischen „Erobererpolitik" hineingezogen habe. Dieser Montejo war ein besonders erbitterter Feind von Casas, und der Letztere hatte gleichfalls in rücksichtsloser Weise keine Gelegenheit unbenützt gelassen, um es offen und nachdrucksvoll auszusprechen, daß ihm Montejo als der Schlimmsten Einer gelte.

Der Bischof von Chiapa reichte bei der Audiencia eine ausführliche Denkschrift ein über das schwere, unverantwortliche Unrecht, welches den Indianern seiner Diöcese durch den Nichtvollzug der neuen königlichen Gesetze zugefügt werde; zugleich

schlug er im Einzelnen die praktischen Mittel vor, um den schreienden Uebelständen abzuhelfen. Allein Alles, was er schrieb und sagte, fand nicht die allergeringste Beachtung, sondern die Herren Juristen bemühten sich mit der beleidigendsten Absichtlichkeit, gegen den ehrwürdigen Greis die äußerste Mißachtung an den Tag zu legen.

„Hinaus mit dem Narren!" hörte man sagen, wenn er in den öffentlichen Sitzungssaal kam, und eines Tages überhäufte — unglaublich, aber wahr — Präsident Maldonado selbst den Bischof mit den gröbsten Beschimpfungen, wie „schlechter Mensch, Schurke, schlechter Mönch und schlechter Bischof".

Allein Casas war nicht umsonst Bischof der katholischen Kirche geworden; die Indianer waren und blieben seine Leidenschaft, aber die andern Leidenschaften waren abgetödtet in seinem Herzen. Ohne die leiseste Spur einer Erregung legte er die rechte Hand auf sein Herz, neigte das Haupt ein klein wenig und erwiederte, dem Präsidenten fest in's Auge blickend:

„Herr Licentiat Alonso Maldonado, ich verdiene es vollständig, daß Ihr mir all' Dieß sagt." Denn seine Creatur war es, die ihn beschimpfte.

Nach langen, vergeblichen Bemühungen brachte es Casas doch so weit, daß eines der Mitglieder der Audiencia mit einer Untersuchung der öffentlichen Zustände der Provinz Chiapa beauftragt wurde, und daß hiebei der Vollzug der „neuen Gesetze" als maßgebende Richtschnur zu gelten habe. Durch diesen Beschluß schlugen die traurigen Menschen sich selbst in's Angesicht; denn etwas Anderes hatte ja Casas zum Besten der Indianer gar nicht verlangt, und bloß, weil er dieß verlangte, war er so unwürdig mißhandelt und beschimpft worden.

Mit seiner schwer errungenen Genugthuung machte Casas sich eiligst auf den Weg, um das heilige Weihnachtsfest zu Hause in seiner bischöflichen Kirche zu feiern. Allein bevor er ankam, hatte ein Mitglied seines Domcapitels durch einen Privatbrief aus Guatemala die Einsetzung eines Visitations-

Commissärs in Erfahrung gebracht. In dem Briefe hieß es unter Anderem: „Der Bischof von Chiapa kehrt zurück, um den Ruin seiner armen Bischofsstadt zu vollenden. Er bringt noch einen Commissär mit, um das Land von Neuem abzuschätzen. Man kann gar nicht begreifen, warum man sich in Ciudad-Real diese Dinge gefallen läßt."

Das war genug für das hochwürdige Domcapitel und für die ehrenwerthe Einwohnerschaft von Ciudad-Real, um in offenes Complott gegen ihren Bischof zu treten. Man setzte ohne Weiteres voraus, Casas habe durch falsche Berichte irgend welche Maßregeln zum Nachtheil der Stadt erschlichen, und beschloß, sich den Vollzug derselben nicht gefallen zu lassen, so lange nicht Seine Majestät der König von Allem vollständig unterrichtet sei; der Bischof habe noch niemals eine Vollmacht vorgewiesen, kraft deren er für seine neuen Entwürfe, Plane und Gebräuche die vollziehende Gewalt im Namen des Königs in Anspruch zu nehmen berechtigt sei. Man müsse also den Bischof bei seiner bevorstehenden Rückkehr auffordern, keine Neuerungen vorzunehmen, sondern sich zu verhalten und zu verfahren, wie alle übrigen Bischöfe von Mexico, bis der König, an welchen man bereits eine Abordnung gesandt habe, seinen Willen werde ausgesprochen haben. Sollte der Bischof hierauf nicht eingehen wollen, so dürfe man ihm die Ausübung seines Amtes nicht gestatten, sondern müsse vielmehr den Bezug seiner amtlichen Einkünfte in so lange sperren, bis auch in dieser Beziehung der König entschieden habe.

Die Schuld an all' diesen Mißhelligkeiten schoben sie dem Bischof zu und insbesondere seiner verhängnißvollen Maßregel, durch welche er nunmehr seit einem vollen Jahr die große Mehrzahl der Bevölkerung wegen ihres einfachen Festhaltens am Fortbestand einer allüberall geduldeten, gesellschaftlichen Einrichtung von den heiligen Sacramenten ausschließe.

Ganz besonders verwahrte man sich auch gegen die lächerlicher Weise eingebildete neue Abschätzung des Grundeigenthums

behufs einer Steuererhöhung — eine Sache, an die Casas wohl in seinem ganzen Leben keinen Augenblick gedacht hat.

Hierauf gingen die Herren von Ciudad-Real so weit, daß sie eigenmächtig den Beschluß über des Bischofs Amtseinkünfte nicht nur faßten, sondern auch verkündeten und jedem Uebertreter eine Strafe von hundert Dukaten androhten.

Als sodann die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Bischofs eintraf, faßte man den im Hinblick auf seine Persönlichkeit ebenso empörenden als lächerlichen Beschluß, ihm in bewaffnetem Zuge entgegenzugehen, um die oben erwähnte förmliche Aufforderung an ihn zu richten; auf allen Wegen und nach allen Richtungen wurden Schildwachen und Kundschafter ausgestellt, um rechtzeitig zu erfahren, woher und um welche Stunde der entsetzliche Feind herankommen werde.

Dieser Feind war ein Greis von 71 Jahren, ein armer Dominicaner-Mönch; er näherte sich seiner Bischofsstadt in Begleitung eines einzigen Freundes und Ordensgenossen, zu Fuß, mit einem Stab in der Hand, mit dem Rosenkranz am Gürtel und dem Brevier in der Hand. In dieser furchtbaren Ausrüstung kam der Bischof nach Copanabastla, einem Indianerdorf in der Nähe von Ciudad-Real, wo eine Niederlassung von Dominicanern sich befand. Bei ihnen kehrte Casas an, um sich über den Stand der Dinge in der Heimath und über die Stimmung der Einwohner zu unterrichten. Die Nachrichten lauteten in solchem Grade ungünstig, daß die Mönche den Bischof auf's Inständigste baten, nicht weiter zu gehen, um nicht seine kirchliche Würde und sein weißes Haupt neuen Beschimpfungen oder gar dem schon oft angedrohten Tode auszusetzen. Allein der Bischof, seiner hohen Pflichten nicht minder als seiner Würde, seiner stets noch gewaltigen Kraft nicht weniger als seiner weißen Haare eingedenk, blieb ruhig und fest wie immer. Gerade vorwärts auf dem Weg der Pflicht, das war sein fester Entschluß, und demzufolge schickte er sich an, furchtlos in die Stadt und in seine Kirche einzuziehen.

„Gehe ich nicht in die Stadt," so begründete er gegenüber den entgegengesetzten Vorstellungen seine Entschließung, „so entferne und verbanne ich mich selbst von meiner Kirche, und nicht ohne Grund würde man in diesem Fall mir sagen können: ‚Der Mann mit bösem Gewissen flieht, ohne daß ein Mensch daran denkt, ihn zu verfolgen.' Wenn ich nicht einmal den Versuch mache, meine Kirche zu betreten, wem kann ich bei Kaiser und Papst den Vorwurf machen, er habe mich vertrieben? Freilich sind Schildwachen ausgestellt, aber mit welchem Grund und Recht darf ich geradezu annehmen, es sei geschehen, um mich umzubringen? Sollte ich es für möglich halten, daß diese Leute gegen mich erbittert genug sind, um mir beim ersten Wort das Herz mit Dolchstichen zu durchbohren, ohne mir auch nur die nöthige Zeit zu lassen zur Verbannung von Groll oder Zorn aus meinem Herzen? Ich kann es nicht glauben. Kurzum, ehrwürdige Väter, ich bin fest entschlossen, im Vertrauen auf Gott und auf euer Gebet hineinzuziehen, weil ich ohne Verletzung meiner Pflicht weder hier bleiben, noch an einen dritten Ort gehen kann."

Dieß gesagt, erhob er sich von seinem Stuhle und schickte sich an, weiter zu gehen. Den Mönchen traten die Thränen in die Augen, und er, so gerührt er mit ihnen sich fühlte, sprach ihnen mit seiner kraftvollen Stimme Hoffnung, Muth und Gottvertrauen ein.

Unterwegs stieß der Bischof auf die Wachen, die seiner Ankunft harren sollten. Höchst geistreicher Weise und bezeichnend für die nichtsnutzige Faulheit der in Amerika entarteten Spanier hatte man sogar mit diesem Amte Indianer beauftragt. Sie dachten natürlich an nichts Weniger als an die Möglichkeit, dem Bischof etwas zu Leide zu thun. Beim ersten Anblick der hochehrwürdigen, imposanten und ihnen Allen so wohlbekannten Gestalt des Kirchenfürsten warfen sie sich zu seinen Füßen, baten ihn flehentlich um Verzeihung wegen des Befehles, in dessen Gehorsam sie hier stehen müßten, und entschuldigten

diesen Gehorsam mit dem von der städtischen Behörde gegen sie ausgeübten Zwang. Dann aber wurden die armen Men-schen mächtig überfallen von Furcht und Angst, weil sie die Ankunft des Bischofs nicht dem erhaltenen Befehle gemäß un-verzüglich nach der Stadt gemeldet hatten; wußten sie doch genugsam, welcherlei Strafen der Sklavenbesitzer und Sklaven-händler liebt. Da kam ihnen Casas zu Hilfe durch den Ein-fall, die Schildwachen mit Hilfe seines einzigen Reisegefährten einen nach dem andern an einen und denselben Strick zu binden, damit sie als seine Gefangene, so wie er sie jetzt in die Stadt trieb, Entschuldigung für ihren Ungehorsam finden möchten. In der That zog die Colonne, nachdem sie die Nacht hindurch marschirt war, am frühen Morgen des folgenden Tages in der beschriebenen Weise in die Stadt ein, wurde von gar Niemand bemerkt und begab sich unmittelbar in die bischöfliche Kirche. Dorthin ließ Casas einen Geistlichen, der ihm treu war, kom-men, erkundigte sich nach dem Stand der Dinge und ließ sodann die Vorsteher und Mitglieder der Gemeindebehörden von seiner Ankunft mit dem Bemerken in Kenntniß setzen, daß er sie im Gotteshaus erwarte.

Sie kamen und mit ihnen die ganze Stadt; wer Platz fand, setzte sich, wie um eine Predigt zu hören. Der Bischof trat aus der Sacristei, um die Versammlung anzureden; allein nicht das geringste Zeichen auch nur höflichen Anstandes, ge-schweige denn kindlicher Ehrerbietung und Unterwürfigkeit, em-pfing ihn.

Sofort erhob sich der Geheimschreiber des Stadtrathes und las den ersten Theil der an den Bischof gerichteten Aufforderung vor, worin man ihn ersuchte, er möge seine Diöcesanen behan-deln, wie es sich gebühre, und Nichts thun, was sie in ihren Vermögensverhältnissen schädige; thue er also, dann würden auch sie ihn als ihren rechtmäßigen Oberhirten betrachten und ihm in Ausübung seines Amtes gehorchen. Die für den ent-gegengesetzten Fall ausgesprochenen Drohungen im zweiten Theile

des Actenstückes las der Secretär wahrscheinlich aus einem bei ihm zurückgebliebenen Reste spanischer Gesinnung nicht vor. In der That, dieses Geschlecht war tief gesunken, bis es bei der Möglichkeit angelangt war, in schroffstem Widerspruch gegen alle Ueberlieferungen und Charakterzüge spanischer Nation, gegen einen geweihten Fürsten der Kirche Gottes so aufzutreten in einem Falle, wo man diesem Bischof höchstens Mangel an Klugheit, aber doch wahrlich auch nicht das mindeste Unrecht vorwerfen konnte.

Casas hörte ruhig zu, so lange der Andere las. Dann erhob er sich und antwortete in der mildesten und bescheidensten Weise. Er zeigte ihnen, wie herzlich bereit er sei, für sie, die ihm anvertrauten Seelen, jeden Augenblick sein Blut und Leben hinzugeben, geschweige denn ihnen beizustehen in der Erhaltung ihres Vermögens, so weit dieses Bestreben weder die Pflichten gegen Gott, noch jene gegen den Nächsten verletze. Mit inniger Zärtlichkeit und tiefer Rührung bat er sie, doch wohl zu überlegen, was sie thun, und nicht auf ihre Leidenschaften zu hören; derartige Aufregungen und Aufruhrscenen könnten ja unmöglich zu etwas Anderem als zu ihrem Verderben gereichen. Mit einem Wort, er entfaltete eine solch' hinreißende Macht seiner glanzvollen Beredtsamkeit, daß bei Weitem die meisten seiner Zuhörer den Gefühlen der Beruhigung und des kirchlichen Gehorsams Eingang in ihre Herzen gewährten und die bösen Geister des Zornes und der Erbitterung aus denselben zu vertreiben suchten.

Nur Einer der Gemeinderäthe, verhärteter und wohl auch dümmer als die Andern, sagte dem Bischof, ohne sich von seinem Sitze zu erheben oder sonst ein geringstes Zeichen von Ehrerbietung an den Tag zu legen, geradezu in's Gesicht, er solle sich glücklich schätzen, über solche Personen von Stand und Rang, wie sie in dieser Stadt wohnen, als Bischof gesetzt zu sein; er möge sie von jetzt an mit mehr Höflichkeit und Respect behandeln; auch könne man es nur höchst seltsam finden, daß

er, ein einzelner Mann ohne staatliche Gewalt, eine so ansehnliche Gemeindevertretung ohne Weiteres zu sich bestelle, während es eigentlich in der Ordnung gewesen wäre, daß er zuerst in den einzelnen Häusern seine Besuche mache und nachher in der Sitzung der Gemeindebehörden sich vorstelle, um in aller Bescheidenheit die ihm gutdünkenden Vorschläge zu machen.

Jetzt aber erhob der Bischof sich zu der vollen Würde seines Amtes und sprach: „Wenn ich euch einmal um Etwas von eurem Hab und Gut bitten wollte, dann werde ich in eure Häuser kommen und euch darum ansprechen; allein ihr und alle Anderen, in deren Namen ihr gesprochen habt, sollet wissen, daß wenn ich mit euch zu reden und zu verhandeln habe über Angelegenheiten, welche den Dienst Gottes, den Zustand eurer Gewissen und das Heil eurer Seelen betreffen, daß ich euch dann zu mir rufen und euch befehlen werde, dahin zu kommen, wo ich bin; und in solchem Fall müsset ihr auf meinen Befehl kommen, mag es euch noch so sehr zuwider sein, und möget ihr unterwegs noch so oft straucheln und stolpern; ihr müsset kommen, sage ich euch, wenn ihr überhaupt katholische Christen seid und sein wollt!"

Der heilige Stolz und das zornige Feuer, mit welchem er diese Worte sprach, ließen weder dem geistreichen Vorredner, noch irgend einem Andern den Muth zu einer Antwort, der Bischof aber überließ sie ihrer Bestürzung und Beschämung; er erhob sich, um in seine Sacristei zurückzukehren.

In diesem Augenblick näherte sich ihm mit größerer Ehrerbietung, als man ihm bisher erwiesen hatte, der städtische Geheimschreiber und bat im Namen der gesammten Bürgerschaft, der Bischof möge Beichtväter bezeichnen, welche die Einwohner Beicht hören, absolviren und überhaupt als Christen behandeln würden.

„Von Herzen gern," erwiederte Casas, und indem er sich nochmals zu der Versammlung wandte, sprach er: „Ich bezeichne als Beichtväter, ausgerüstet mit meiner vollen bischöf-

lichen Autorität, den Domherrn Juan de Perera und sämmtliche Väter Dominicaner in meiner Diöcese."

Aber jetzt erschallte der allgemeine Ruf, diese Beichtväter könne man nicht brauchen, sondern nur Solche, welche den Bürgern „Hab' und Gut schützen und erhalten".

Nun bezeichnete ihnen Casas noch zwei kluge und einsichtsvolle Priester, auf welche er Vertrauen hatte, einen Weltgeistlichen und einen vom Orden der barmherzigen Brüder. Der Begleiter des Bischofs, Vater Pedro de Angulo, welcher die Beiden nicht kannte und glaubte, Casas fange an, nachzugeben, wagte es unbesonnener und unbescheidener Weise, ihn am Mantel zu zupfen mit den Worten: „Bischöfliche Gnaden, lieber sterben als das." Ein Nahestehender hörte diese unkluge Rede und sofort erneuerte sich der Tumult mit einer solchen Heftigkeit, daß der Bischof sogar mit persönlicher Mißhandlung in seiner eigenen Kirche bedroht ward. Glücklicher Weise traten gerade in diesem Augenblicke zwei Väter vom Orden der barmherzigen Brüder in die Kirche, um den Bischof in ihr Haus einzuladen. Ihnen gelang es, den Aufruhr einigermaßen zu stillen und den Prälaten nebst seinem Begleiter aus der Kirche zu führen.

Der Bischof war aber kaum in eine Zelle der hilfreichen Mönche getreten und hatte noch nicht angefangen, seine tief erschöpften Kräfte wieder zu sammeln, als die bis zum Wahnsinn erbitterten Parteigänger der Sklaverei sich bewaffnet über das Kloster herstürzten, alle Räume desselben mit wildem Geschrei und Toben erfüllten, und bis zu dem Gemache vordrangen, in welchem der Bischof sich befand. Bei diesem Gebrüll, bei diesen Drohungen und Schmähungen, beim Anblick der Feuerwaffen, welche von allen Seiten auf seine Brust als ein nicht zu verfehlendes Ziel gerichtet wurden, glaubte der ehrwürdige Greis selbst, daß seine letzte Stunde gekommen sei, und sprach diesen Glauben unverholen aus; allein auch in diesen schweren Augenblicken sprach und that er Nichts, was seines

Amtes, seiner Ueberzeugung und seines stets bewährten Muthes unwürdig gewesen wäre. Erst nachdem der schauerliche Auftritt lange Zeit gedauert hatte, stellte sich allmälig heraus, daß die Gefangennahme der indianischen Schildwachen die eigentliche Ursache des erneuerten Aufruhrs war, indem man in diesem harmlosen Scherz eine unverzeihliche Beschimpfung erblickte. Als Casas endlich dieß erfuhr, rief er aus:

„Daran soll Niemand eine Schuld tragen, als ich allein: ich überraschte sie, ohne daß sie mich nur erblickten, und habe sie gebunden, damit man ihnen nachher wegen ihres Ungehorsams nicht eine harte Strafe auferlege."

Da brach ein Bürger von Ciudad-Real unwillkürlich in die Worte aus: „So geht es in der Welt! Der Beschützer der Indianer bindet seine Schützlinge und treibt sie als Gefangene Meilen weit vor sich her; dann aber verklagt er uns wieder beim König, daß wir sie mißhandeln."

Ein Anderer der Anwesenden dagegen ließ sich zu so unfläthigen und rohen Aeußerungen hinreißen, daß Casas ihm erwiederte:

„Ich will Euch nichts weiter antworten, sondern Eure Strafe ganz dem lieben Gott anheimstellen; denn Ihn, nicht mich, habt Ihr beleidigt."

Unterdessen stieß die Pöbelrotte im Klosterhof fortwährend die wüthendsten Drohungen aus und prügelte sogar den Diener des Bischofs durch, weil es fälschlich hieß, er habe die Indianer gebunden. Als nun die barmherzigen Brüder ihr Hausrecht und ihren Hausfrieden so schmachvoll entehrt und gebrochen sahen, da ging sogar ihnen die Geduld und Abtödtung des Ordensstandes aus; sie griffen ihrerseits gleichfalls zu den Waffen und trieben die ganze Canaille mit Feuer und Schwert zum Tempel hinaus. Als die Rädelsführer in der bischöflichen Zelle dieß sahen, folgten sie ihren Kameraden freiwillig nach und ließen den Vielgequälten allein.

Ich habe diese Ereignisse, welche von Tagesanbruch bis Vor-

mittags eilf Uhr über Casas ergingen, mit großer Absichtlichkeit so ausführlich erzählt; denn besser, als Alles, was man darüber räsonniren und sagen könnte, sprechen die Thatsachen. Sie zeigen gewiß, wie im höchsten Grade wohlberechtigt ein strenges Urtheil über die in Amerika durch schändliche Leidenschaften aller Art tief gefallenen Spanier ist; sie zeigen uns das Leben in jenen spanisch-amerikanischen Städten, die Zustände der Gemeindeverwaltung, den Charakter der Einwohner im allerschlimmsten Lichte; sie überzeugen uns endlich von Neuem, daß es unserem bischöflichen Helden nach wie vor an den ersten Anfangsgründen der Menschenkenntniß fehlte; denn mit einer nur geringen Gabe derselben ausgerüstet, hätte er gewiß in seiner damaligen, ihm so wohl bekannten Lage den Scherz mit den Indianern, der sogar von einer gewissen Eitelkeit nicht freizusprechen ist, sich nicht erlaubt.

Bezeichnend aber für die Wankelmüthigkeit der Menschen und nebenbei auch für das Vorhandensein einer entschieden bischofstreuen Partei in Ciudad-Real, die allerdings im Augenblicke der Gefahr nirgends sich zeigte, ist die Thatsache, daß schon, bevor die Mittagsstunde zwölf schlug, der arme Bischof von einer zweiten Sturmfluth Besuchender überfallen ward. Zu Tausenden zogen sie mit allen Zeichen tiefster Ehrerbietung durch sein Gemach, warfen sich vor ihm auf die Kniee nieder, küßten seine Hände, baten flehentlich um Verzeihung für alles Geschehene, versicherten ihm hoch und heilig, daß sie ihn als ihren wahren und rechtmäßigen Bischof und Oberhirten von ganzem Herzen anerkennen. Die Vornehmeren, um ihre friedliche Gesinnung recht spanisch bezeichnend auszudrücken, gürteten ihre Degen vom Körper los, und die Gemeindevorsteher ließen die Gerichtsscepter, nach damaligem Gebrauch die Abzeichen ihrer Würde, nicht vor sich hertragen. Schließlich holten sie den Bischof mit allem Jubel einer südlichen Volksmenge und in feierlicher Procession aus seinem Kloster ab und geleiteten ihn nach einem der vornehmsten Häuser der Stadt, das

man in aller Schnelligkeit zu seiner Wohnung bestimmt und eingerichtet hatte. Hier wurde er mit Aufmerksamkeiten aller Art überhäuft; am zweiten Weihnachtstage fanden öffentliche Spiele in ritterlichen Künsten und gymnastischen Uebungen ihm zu Ehren statt: kurz die Ehrerbietung, der Gehorsam, die Unterwürfigkeit schienen jetzt mindestens eben so groß zu sein, als kurz zuvor die Abneigung, Erbitterung und Wuth thatsächlich und unzweifelhaft groß gewesen waren. Die bischöfliche Partei hatte eben, nachdem ihre Gegner alles Maß und Ziel in so schändlicher und strafwürdiger Weise überschritten hatten, vorübergehend wieder die Oberhand gewonnen, und der urtheilslose Pöbel, die gedankenlose Masse der Menschen lief, wie dieß immer und überall geschehen ist, Denjenigen nach, welche gerade im Augenblick den beherrschenden Einfluß und die Gunst des Tages zu besitzen so glücklich waren. Uebrigens hatte diese Bevölkerung, wie ich schon angedeutet habe, in ihrer leidenschaftlichen und grenzenlosen Geldsucht, in ihrer wild entfesselten Sinnlichkeit und in ihrem rastlosen Abenteuerleben auch die Ruhe, Festigkeit und Beharrlichkeit des damaligen spanischen Nationalcharakters vollständig eingebüßt, so daß es kein Wunder ist, wenn wir eine ganze, große und volkreiche Hauptstadt in der Behandlung der allerwichtigsten Lebensfragen innerhalb weniger Tage beinahe sinnlos von einem Extrem zum anderen taumeln sehen.

Allein Bischof Casas war und blieb tief erschüttert. Die Dinge hatten zwar dem äußern Anschein nach sich zum Frieden und zur Ruhe gewendet, Casas war aber doch viel zu einsichtsvoll, um nicht einzusehen, daß gerade die entscheidenden Fragen, welche den Keim stets wiederkehrenden Unfriedens in sich trugen, vollständig ungelöst blieben. Ihm war es in der That nach seiner persönlichen Ueberzeugung wie nach seiner amtlichen Stellung nicht zuzumuthen, daß er auf der eingeschlagenen Bahn umkehre und am Schlusse eines Lebens, reichlich angefüllt mit Arbeiten, Leiden und Thaten, seine ganze Vergangenheit thatsächlich verdamme und Lügen strafe. Er

hatte die Sklaverei als Todsünde der Besitzenden aufgefaßt und demgemäß hatte er als Bischof gehandelt: vielleicht hat er die Mitra schließlich nur deßhalb angenommen, um sein theologisches System über die Sklavenfrage praktisch in's Leben einzuführen. Die Urtheile über die Berechtigung seines Auftretens als Bischof, über den Ausschluß aller Sklavenbesitzer von den Sacramenten sind natürlicher Weise sehr verschieden; daß die Zeitgenossen das Verhalten des Bischofs Casas in ihrer ungeheuren Mehrheit mißbilligten und verdammten, ist eben so gewiß, als daß dieses Urtheil auf den schnödesten Beweggründen beruhte und heutzutage bei Niemanden mehr Billigung finden wird. Wie man aber auch denken mag über die Frage der erlaubten Zweckmäßigkeit oder sittlichen Nothwendigkeit seiner Handlungsweise — so viel ist gewiß, daß Casas in jedem vorkommenden Falle wieder nach den alten Grundsätzen handeln mußte, daß es für ihn schlechterdings unmöglich geworden war, einen Sklavenbesitzer als im Vollbesitz der kirchlichen Gemeinschaftsrechte befindlich zu behandeln.

Auf der andern Seite war mit Sicherheit vorauszusehen, daß in Zukunft, so wenig wie bisher, auch nur ein einziger Spanier um des Bischofs oder um des Christenthums willen seinen Sklaven die Freiheit schenken werde. Das geforderte Opfer war ein großes, und dieses Geschlecht war selbst für kleine zu klein; außerdem hatten die Halsstarrigen die nur zu wohl begründete Hoffnung, daß Casas, von seinen spanischen Mitbrüdern im bischöflichen Amt allein gelassen, durch keinerlei Entscheidung des päpstlichen Stuhles gestützt, schließlich in der Hauptsache unterliegen werde und müsse.

In der That — er stand allein. Mit seiner gewaltigen und siegreichen Beredtsamkeit hatte er der spanischen Centralregierung in Europa die Ueberzeugung beigebracht, sein System lasse sich im Leben durchführen. Von diesem Gedanken ausgehend, hatte man die „neuen Gesetze" erlassen und seit ihrer Verkündung keinen ruhigen Tag erlebt, sondern nichts als

Händel, Verdruß und Entzweiung, nicht nur unter den entgegengesetzten Parteien, sondern sogar, was das Allerschlimmste war, unter den verschiedenen römisch-katholischen Bischöfen selbst, welche doch sämmtlich auf dem Boden der christlichen Lehre und des kirchlichen Amtes zu stehen behaupteten und gewiß auch aufrichtig glaubten, da eine Lehrentscheidung Roms nirgends vorlag. Das war nun das Schrecklichste: eine ganze Bevölkerung wußte mit vollster Sicherheit, daß, wenn sie sich die Mühe geben wollte, bis in die nächste Diöcese zu wandern, sie dort ohne allen Anstand losgesprochen werde wegen ganz genau der nämlichen Dinge und Handlungen, wegen welcher ihr im Bisthum Chiapa ebenfalls im Namen Gottes die ewige Verdammniß als unausbleibliches Schicksal verkündet ward. Ein solcher Zustand, verbunden mit den verführerischen Einflüsterungen selbstsüchtiger Leidenschaft, konnte nur zur sicheren Untergrabung aller Religiosität im Volke führen. In der That mißbilligten sehr viele Bischöfe, Theologen und Juristen die Sacramenten-Verweigerung des Bischofs von Chiapa ganz entschieden: sie sagten — und es steht mir nicht zu, irgendwie über ihre Beweggründe und Ueberzeugungen zu richten —, es sei eine nutzlose und verkehrte Sache, wenn ein Einzelner in Amerika eine Uebung einführen wolle, die von keinem Andern jemals versucht worden sei, und die mit einer wesentlichen Grundlage der gesellschaftlichen Zustände im vollsten Widerspruch stehe. Man warf ihm vor, seine Verfahrensweise enthalte, ohne daß eine oberhirtliche Entscheidung erfolgt sei, die schärfste, und von Casas' Seite unbefugte Verurtheilung des gesammten spanisch-amerikanischen Episcopats von der ersten Entdeckung bis auf den heutigen Tag.

Casas war ein Enthusiast und Schwärmer, sobald die Indianerfrage praktisch in Anregung kam, allein er war nichtsdestoweniger ein sehr gescheidter, besonnener und einsichtsvoller Mann, so lange es sich nur um den Ueberblick einer Situation, um die Abwägung und Beurtheilung verschiedener einander

entgegenstehender Umstände handelte. Alles, was soeben auseinander gesetzt wurde, das lag klar und deutlich ausgebreitet vor dem Auge seines Geistes: er mußte sich fragen, ob er unter diesen Verhältnissen jemals auf eine gedeihliche und segensreiche Wirksamkeit als Bischof von Chiapa rechnen könne, und gewiß! er mußte diese Frage, wenn auch mit sehr betrübtem Herzen, entschieden verneinen. Dazu kam, daß die gewaltsamen und entsetzlichen Auftritte, deren Zeuge und Opfer er gewesen war, sich tief in seine so lebhafte Phantasie eingegraben hatten, und daß in seinem hohen Alter bei aller wunderbaren Rüstigkeit doch nicht mehr die volle Widerstandskraft seiner jüngeren Jahre vorhanden sein konnte.

Kurz, es ist höchst wahrscheinlich, daß Casas entweder an oder kurz nach dem Tage seiner Rückkehr in die bischöfliche Stadt und Kirche von Ciudad-Real den Entschluß faßte, auf die Ausübung seines oberhirtlichen Amtes zu verzichten, weil er sich der geistlichen Leitung einer solchen Bevölkerung nicht gewachsen fühlte, und aus der Saat seiner bestgemeinten, edelsten Bestrebungen nur das Unkraut der widerwärtigsten Streitigkeiten, Händel und Aufruhrscenen hervorwachsen sah.

Zwei Umstände waren es, welche gerade um diese Zeit seine Entfernung von der Stadt Ciudad-Real erleichterten und beschleunigten. Für's Erste wurde er selbst nach Mexico berufen, um bei einer Versammlung von Bischöfen mitzuwirken, welche sich doch einigermaßen mit verschiedenen untergeordneten Maßregeln zum Besten der Indianer beschäftigen sollte. Sodann aber erwartete man für die nächsten Wochen die Ankunft des von der Audiencia zu Gracias-á-Dios abgesandten Commissärs zur Visitation der Provinz Chiapa. Casas wäre ihm am liebsten ganz aus dem Wege gegangen, weil er von seinem Zusammentreffen mit diesem Commissär, dem Licentiaten Juan Rogel, nicht viel Gutes ahnte. Allein plötzlich war der Herr Licentiat da, und es ließ sich schlechterdings nicht vermeiden, mit ihm zu sprechen und dabei, wie immer, seine Pflicht zu thun.

Der Commissär, selbst ordentlicher Rath der Audiencia, hatte in den Vordergrund seiner Aufgabe in der That die neue Regulirung der Grundsteuer stellen lassen, da die Herren Juristen den allgemeinen Klagen ihr Ohr unmöglich verschließen konnten. Gleichwohl ging Rogel mit großer Langsamkeit und unter aller möglichen Verzögerung an den Beginn seiner Wirksamkeit. Der allezeit feurige Bischof konnte dieß nicht ertragen, ja nicht mit ansehen, und forderte den Commissär dringend und energisch auf, vor Allem den unermeßlichen Uebeln abzuhelfen, unter welchen die armen Indianer durch den Nichtvollzug der „neuen Gesetze" fort und fort leiden müßten.

Da ergrimmte eines schönen Tages der gestrenge Herr Licentiat, welchem die Geduld ausgegangen war, und fuhr den Bischof mit folgenden, mehr als unhöflichen Worten an:

„Bischöfliche Gnaden wissen recht gut, daß die neuen Gesetze zwar zu Valladolid unter Mitwirkung der bedeutendsten und angesehensten Persönlichkeiten zu Stande kamen, daß aber einer der Hauptgründe, welche diese Gesetze in Amerika so allgemein verhaßt gemacht haben, gerade in der anregenden und mitwirkenden Theilnahme Euer Gnaden an diesem Gesetzgebungswerke besteht. Alles mißlingt, was Ihre Hand berührt. Die Eroberer halten nun einmal Euer Gnaden für so leidenschaftlich gegen jene gestimmt, daß sie Ihre ganze Thätigkeit nicht sowohl der Liebe zu den Indianern, als vielmehr dem Haß gegen die Spanier zuschreiben. Dieser Argwohn ist so heftig, daß die Leute lieber ihren Sklavenbesitz verlieren würden, als Euer Gnaden hier anwesend zu sehen, während ich meinen Auftrag vollziehe. Nun hat der Visitator von Mexico Sie zu der von ihm veranstalteten Zusammenkunft von Bischöfen eingeladen, und wie ich höre, sind Sie bereits mit Ihren Reisevorbereitungen beschäftigt. Das freut mich, und noch mehr würde es mich freuen, wenn Sie diese Vorbereitungen beschleunigen und recht bald abreisen würden. Denn so lange Euer Gnaden hier sind, kann ich Nichts thun. Ich kann es

durchaus nicht darauf ankommen lassen, daß die Leute sagen, ich thue irgend Etwas aus Rücksicht auf Sie oder im Einvernehmen mit Ihnen. Denn wenn ich noch so sehr durch meinen Auftrag zu einer Maßregel geradezu streng verpflichtet wäre, so würde doch in dem bezeichneten Fall Ihrer Anwesenheit schon aus diesem einzigen Grunde Alles umsonst, Alles verlorene Mühe sein."

Diese grobe Ansprache ist höchst merkwürdig. Sie zeigt uns auf das Deutlichste, bis zu welchem Grade von Verbissenheit die Gegner unseres Casas gelangt waren, seit er die Autorität des bischöflichen Amtes zur Durchführung seiner Plane zu Gunsten der Indianer benutzen wollte. Sie zeigt uns aber auch ferner, daß die Audiencia zu Gracias-á-Dios, als sie, scheinbar auf den Antrag und nach dem Wunsche des Bischofs von Chiapa, die Entsendung eines Visitations-Commissärs nach der gleichnamigen Provinz beschloß, diesem zugleich den — wenn auch nicht offenen und amtlichen — Auftrag gab, dem bischöflichen Wirken des vielgehaßten Mannes auf die eine oder andere Weise ein Ende zu machen. Sie zeigt uns endlich, daß Casas in seinem Auftreten mindestens Tactfehler begangen haben muß; denn sonst hätte er sich nicht solche Dinge in's Gesicht sagen lassen können, ohne allermindestens durch ruhiges Dableiben kräftig und thatsächlich zu widersprechen.

Das that er aber nicht, sondern er folgte dem Rathe des unartigen Licentiaten, beschleunigte seine Reisezurüstungen so sehr, als nur möglich, und verließ seine Bischofsstadt Ciudad-Real zu Anfang der Fastenzeit des Jahres 1546, gerade ungefähr ein Jahr, nachdem er dieselbe mit so frohen Hoffnungen zum ersten Male betreten hatte. Die angesehensten Einwohner gaben ihm das Geleite und besuchten ihn sogar mehrmals, während er sich einige Tage in dem benachbarten Cinacatlan aufhielt, um von den dort niedergelassenen, ihm innig befreundeten Dominicanern Abschied zu nehmen.

Nach den vorausgegangenen Auftritten bitterster Entzweiung

hätte man selbst diese Höflichkeits-Erweise kaum erwarten sollen; vielleicht ist aber der Verdacht nicht ganz unbegründet, daß dieselben geleistet wurden in der geheimen Hoffnung des Nichtwiedersehens.

Von Cinacatlan reiste Casas nach Chiapa, um von dem dortigen Dominicaner-Convent sich zu verabschieden und seinen Reisegefährten, den Pater Rodrigo Ladrada, der fast das ganze letzte Jahr hindurch krank gelegen war, zu sich zu nehmen. Außer ihm bestand sein Gefolge aus dem Pater Vincenz Ferrer, welcher auch sein Reisegefährte nach Gracias-á-Dios gewesen war, aus dem Pater Luis Cancer, einem der Bekehrer von Coban, und endlich aus dem Domcapitular Juan de Perera, der ihm stets treu geblieben war, einem Priester voll Einsicht, Klugheit und Tugend. So traten sie denn in Gottes Namen mit einander die Reise nach Mexico an.

Es wurde schon weiter oben angedeutet, daß, wie nach den übrigen spanischen Staaten der neuen Welt, so auch nach Mexico eigene Visitatoren gesandt worden waren, um den Vollzug der „neuen Gesetze“ zu betreiben und zu überwachen. Die mit diesem schwierigen und dornenvollen Amte für das ungeheure Land Mexico beauftragte Persönlichkeit war Don Francisco Tellez Sandoval, Mitglied des „obersten Raths für Indien“, ein ganz ausgezeichneter Geschäfts- und Regierungsmann. Als er sich von dem heftigen Widerstand überzeugte, den alle Klassen der spanischen Bevölkerung einstimmig gegen den Vollzug der fraglichen Gesetze erhoben, und als er sehen mußte, daß der Vicekönig Don Antonio Mendoza, und mit ihm die übrigen geistlichen und weltlichen Obrigkeiten und Behörden des Landes geradezu an die Spitze dieses Widerstandes sich stellten, nahm er die Vorstellungen und Bitten, welche ihm von allen Seiten an die Adresse des Kaisers überreicht wurden, um die Wiederaufhebung der neuen Gesetze herbeizuführen, an und gestattete den Aufschub des Vollzugs in so lange, bis die von dem Lande zu dem bezeichneten Zweck an den Monarchen ge-

schickten Abgeordneten von Europa zurückkommen werden. In der Zwischenzeit beschloß er in Uebereinstimmung mit seinen amtlichen Instructionen, eine Versammlung von Bischöfen und sonstigen gelehrten, einsichtsvollen Männern zu halten, um neben anderen Geschäften vorzugsweise die zahlreichen staats- und privatrechtlichen Fragen zu prüfen und zu beantworten, welche jeden Augenblick aus der Eroberung Amerika's, aus dem Verhältniß der Eingeborenen zu den Eroberern, aus der Vertheilung der Ersteren unter die Letzteren und aus der so entstandenen Sklaverei der Indianer entstanden. Er wollte die Bevölkerung nicht glauben lassen, daß die ganze Angelegenheit einschlafen könne oder dürfe, er wollte sie im Gegentheil bis zum Eintreffen der endgiltigen Regierungs-Entscheidung unausgesetzt mit diesen Angelegenheiten beschäftigt erhalten; jedenfalls wollte er der außerordentlich kleinen, für Freiheit und Recht der Indianer kämpfenden Minderheit, deren Haupt Casas war, Gelegenheit geben, ihre Gründe in voller Freiheit geltend zu machen gegenüber der großen Mehrheit, welche gegen eine wesentliche und grundsätzliche Verbesserung des harten Looses der Indianer und für Aufrechterhaltung der bisherigen Zustände stimmte.

Bei einer solchen Gelegenheit durfte selbstverständlich Casas nicht fehlen. Seine Plane scheiterten zwar regelmäßig in der rauhen Wirklichkeit des Lebens entweder an der unerschütterlichen Felsenmauer der rohen, selbstsüchtigen Leidenschaften, in welche diese spanische Bevölkerung so tief versunken war, oder an den kleinen Klippen, welche seine eigene Unkenntniß der Menschen und sein gänzlicher Mangel an Regierungstalent ihm entgegenstellten; wo es aber galt, die Richtigkeit und Christlichkeit seiner Ideen, seiner Grundsätze, kurz der ganzen Sache, für welche er kämpfte, auf dem Schlachtfeld der Debatte und durch die Mittel der Beredtsamkeit geltend zu machen und zu beweisen, da war er an seinem Platze, da war er unbesiegbar und unvergleichlich, weil er eben die ganze und volle Wahr-

heit für sich hatte, gegen sich aber nur den Widerstand der Welt und der äußeren Umstände. Seine Gegner wußten das Alles recht wohl, und ihr Haß gegen ihn war zwar sehr groß, aber doch nicht größer, als ihre Furcht vor ihm. So brachte denn die Nachricht, daß er nach Mexico berufen sei, eine solche Aufregung und Erbitterung unter der spanischen Bevölkerung hervor, daß der Vicekönig und der Visitator selbst aus Furcht vor bedeutenden Störungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung ihm schrieben, er möge sich einige Zeit auf einer Unterwegsstation aufhalten, bis die Gemüther sich einigermaßen beruhigt hätten und sie selbst in der Lage wären, ihn dessen zu versichern.

Diese Beruhigung trat denn auch allmälig hervor, und der Bischof von Chiapa zog in der Hauptstadt Mexico ein, mitten am Vormittag, während alle Straßen voll von Menschen waren, ohne daß die geringste unehrerbietige Handlung, oder auch nur das leiseste unpassende Wort gegen ihn verübt oder gesprochen ward. Im Gegentheil: „seht dort den heiligen Bischof, den hochwürdigsten Beschützer und Vater der Indianer", so hörte man bei seinem Einzug sehr Viele aus der Menge sagen, obgleich auch sie sich jeder Demonstration enthielten.

Casas stieg im Kloster seines Ordens ab und erhielt unverzüglich den Besuch des Vicekönigs und sämmtlicher Räthe seiner Audiencia. Dagegen zeigte er — gewiß unkluger, vielleicht sogar ungerechter Weise — gleich Anfangs deutlich, wie wenig er sich aus diesen Herren zu machen gesonnen und entschlossen sei. Er ließ ihnen nämlich sagen, sie möchten ihm verzeihen, wenn er ihren Besuch nicht erwiedere; sie waren nämlich im Kirchenbann, weil ein Priester in Antequera eine körperliche Züchtigung als Strafe für ein Vergehen erduldet hatte, ohne daß die Audiencia pflichtmäßig über der strengen Beobachtung der für solche Fälle bestehenden gesetzlichen Vorschriften gewacht hätte. Das war aber eine Sache, welche den Bischof von Chiapa nicht berührte, und er hätte ganz füglich, ohne sich, der Kirche, dem Christenthum und den Indianern

das Geringste zu vergeben, die ganze Geschichte ignoriren dürfen.

Die Versammlung oder Commission begann nunmehr ihre Berathungen: sie bestand aus sechs Bischöfen und einer größeren Anzahl geistlicher und weltlicher Autoritäten auf den Gebieten der Gottesgelehrtheit und der Rechtswissenschaft.

Es würde zu weit führen, wenn wir diesen Berathungen bis in's Einzelne folgen wollten; die nachstehenden kurzen Mittheilungen werden genügen.

Vor Allem wurden die Principien aufgestellt, welche als unverrückbare Grundlagen für alle späteren Berathungen und einzelnen Entscheidungen dienen sollten. Bei diesem hochwichtigen Gegenstand entfaltete Casas die ganze ungeheure Macht seiner Ueberzeugungstreue und auf ihr fußenden Beredtsamkeit; sein Sieg war ein so vollständiger, daß er sogar die einstimmige Annahme der von ihm vertheidigten und geforderten Grundsätze durchgesetzt zu haben sich rühmen konnte.

Von den acht Principien, welche aufgestellt wurden, sollen hier nur drei als für den Gegenstand unserer Betrachtung besonders wichtig hervorgehoben werden, nämlich die folgenden:

1. Alle Ungläubigen, welcher Religionsgemeinschaft oder Secte sie auch immer angehören mögen, haben nach göttlichem, natürlichem und Völkerrecht das volle Eigenthum über ihr ohne widerrechtliche Schädigung Dritter erworbenes Vermögen, und mit dem gleichen, unzweifelhaften Rechtsanspruch bestehen auch ihre staatsrechtlichen Einrichtungen, ihre Fürstenthümer, Königreiche, Aemter, Würden und Gerichtsbarkeiten;

2. der entscheidende und ausschließliche Grund, aus welchem der apostolische Stuhl die höchste Oberherrlichkeit über Amerika der Krone von Castilien und Leon übertragen hat, war und ist die Predigt des Evangeliums und die Ausbreitung des christlichen Glaubens, keineswegs aber die Erhebung von Fürsten und Herren zu Reichthümern, Titeln und Machtbefugnissen, auf welche sie vorher keinen Anspruch hatten.

3. Indem der heilige apostolische Stuhl die schon erwähnte Oberherrlichkeit der Krone von Castilien und Leon übertrug, beabsichtigte er keineswegs, die natürlichen Könige und Beherrscher der Indianer ihrer Staaten, Herrschaften, Gerichtsbarkeit und Würden zu berauben; ebenso wenig und noch viel weniger beabsichtigte der päpstliche Stuhl, den Königen von Castilien irgend eine Erlaubniß oder Machtvollkommenheit zu ertheilen, durch welche oder in deren Folge die Verbreitung des Glaubens und die Bekehrung der Heidenvölker verhindert, gestört, verzögert oder beschränkt werden könnte.

Das war eben eine der größten und herrlichsten Eigenschaften an Casas, eine Eigenschaft, um deren willen er gerade der Welt des heutigen Tages als ein wahres Muster vorgestellt zu werden verdient. Obgleich er ganz und gar erfüllt, getragen und begeistert war von seinen persönlichen Ideen und eigenartigen Vorstellungen, hat er doch niemals vergessen, dieselben in gläubiger Treue anzuschließen und in unbedingtem Gehorsam zu unterwerfen dem universalen Standpunkt und der unabänderlichen Lehre der katholischen Kirche. Obgleich begeisterter Vorkämpfer der Menschheitsrechte,

„Die am Himmel hangen, unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst",

wollte er doch Alles, was er wollte, nur im Geiste und Sinn der Kirche, welcher er fest und treu angehörte als eifriger Priester, als entsagungsvoller Mönch, als ächt katholischer Bischof. Nichts in seinem Leben berechtigt zu dem Argwohn, als habe die einfach natürliche und an sich so liebenswürdige Idee der Menschenfreundlichkeit ihn jemals ganz in ihre Arme gezogen; im Gegentheil, er war und blieb ein ächter Dominicaner, welcher, durchaus erfüllt von dem übernatürlichen Standpunkt des Christenthums und der katholischen Kirche, das Schicksal, die Bekehrung, die Civilisation der Indianer als einen Bestandtheil des göttlichen Erlösungsplanes und sich

selbst wie alle Gleichgesinnten als demüthige Mitarbeiter an der Verwirklichung dieses Planes betrachtete.

Und sage Niemand: die Erfahrung hat ihn besiegt und widerlegt. Es ist richtig: die Mehrzahl der unter spanische Botmäßigkeit gerathenen indianischen Bevölkerungen ist von der Erdoberfläche verschwunden; aber ein anderer, bedeutender Theil derselben hat mit dem Erobervolk im Lauf der Zeiten sich zu einem neuen Geschlechte verbunden, welches zwar, wenn ich mich so kühn ausdrücken darf, jetzt noch in seinen schlimmsten Tölpeljahren steht, von dem aber ganz gewiß in kommenden Jahrhunderten die dauernde Civilisation von Mittel- und Süd-Amerika ausgehen wird. Im Uebrigen möge Jeder thun, wie Casas that: eifrig seine Pflicht thun und demüthig den Ausgang dem unerforschlichen Willen des Allerhöchsten anheimstellen.

Die oben aufgeführten drei Sätze enthielten in der That das Wesentliche von Alledem, was Casas seit drei Jahrzehnten gepredigt hatte: sein Buch „über die einzig erlaubte Art der Bekehrung" hatte sich die Durchführung der nämlichen Wahrheiten zum Gegenstand und Zweck erwählt, und um der nämlichen Wahrheiten willen war er dereinst im Jahr 1519 vor Kaiser Karl V. so kühn und so apostolisch aufgetreten: von diesen gleichen Wahrheiten war er getrieben und begeistert in seiner Laufbahn als Diplomat und Colonisator, als Missionär und als Bischof. In Gemäßheit dieser Anschauungen wurden nunmehr die einzelnen, der Versammlung vorzulegenden Fragen und Fälle, namentlich des Sklavenhandels im Umtausch gegen Waffen, Thiere und sonstige Waaren, untersucht und abgeurtheilt. Folglich konnte es nicht geläugnet werden, daß Casas nebst seinen Dominicanern nicht mehr allein stand, daß sie ihre strengen und folgerichtigen Ansichten vertheidigten aus christlicher Begeisterung und Menschenliebe, nicht aus bloßer Liebhaberei für die Indianer, am allerwenigsten aus Gehässigkeit gegen die Spanier.

Hier war eine Versammlung von Männern, hervorragend

durch hohe amtliche Stellung, Weisheit und Tugend, die Trefflichsten des ganzen spanischen Amerika: einstimmig bekannten sie sich zu den Grundsätzen des Bischofs von Chiapa. Und sie begnügten sich nicht mit ihren rein theoretischen Erklärungen: sie arbeiteten in Gemäßheit dieser Grundsätze ein Formular aus, nach welchem die Beichtväter sich richten sollten bei Sündenbekenntniß und Lossprechung aller spanischen Geschäftsleute in Amerika, und außerdem eine eingehende und ausführliche Denkschrift an den König von Spanien und an sein Ministerium für Amerika, deren Tendenz dahin ging: „Nachdem der Vollzug der neuen Gesetze in ihrer Gesammtheit sich als durchaus unausführbar erwiesen habe, möge Seine Majestät wenigstens die in der Denkschrift einzeln aufgezählten, wichtigsten und wesentlichsten Punkte vollstrecken lassen, und auf diese Weise den unläugbaren, schweren Uebelständen abzuhelfen suchen, an welchen die amerikanischen Staaten krankten."

Allein gleichwohl war auf dieser in so mancher Hinsicht denkwürdigen und dankeswürdigen Versammlung die eigentliche und unmittelbare Frage der Indianersklaverei weder mit der Ausführlichkeit noch mit der folgerichtigen Gründlichkeit behandelt worden, welche Casas wünschte und wünschen mußte: und deßhalb erlebte er den Schluß der Verhandlungen in einer bitteren und düstern Seelenstimmung. Zu wiederholten Malen hatte er den Vorschlag gemacht, der Frage auch ganz unmittelbar praktisch auf den Leib zu rücken: allein es hatte niemals an Vorwänden und Ausflüchten gefehlt, um eine solche Verhandlung der aufregendsten und peinlichsten Fragen abzulehnen. Der Bischof von Chiapa — in solchen Fragen immer noch so unerfahren wie ein Kind, trug sein Anliegen dem Vicekönig in Person vor und erhielt die bezeichnende, aber gewiß aufrichtige Antwort, daß man über diesen Gegenstand aus „Staatsraison", sagen wir „aus politischen Gründen", zu schweigen habe, und daß auf seine eigene Anordnung diese Frage ungelöst bleiben müsse.

Damit war in der That gesagt, daß alle theoretischen Sätze, Wahrheiten und Verbesserungsvorschläge auch dieser Versammlung todtgeboren seien.

Casas gab dem Vicekönig keine unmittelbare Antwort auf seine Trauerbotschaft: allein wenige Tage nachher hatte er Gelegenheit, in dessen Gegenwart zu predigen. Er predigte über die Stelle des Propheten Isaias, Kap. 30, V. 9 ff., wo es heißt:

9. „Es ist ein Volk, das zum Zorne reizet, lügenhafte Kinder, Kinder, die das Gesetz Gottes nicht hören wollen;

10. „Die zu den Sehern sagen: sehet nicht! und zu den Propheten: Erschauet uns nicht, was wahr ist; saget uns Schmeicheleien, erschauet uns Irrthümer!

11. „Nehmet uns den Weg, lenket ab von uns den Pfad; lasset den Heiligen Israels weichen von unserem Angesichte."

Von dieser Schriftstelle machte der Kanzelredner eine so beredte und gewaltige Anwendung auf die muthlose und zweideutige Politik des Vicekönigs, daß dieser Herr, welcher jeder Zeit gemäßigt und einsichtsvoll gewesen und mit dem herannahenden Alter in mehr als gewöhnlichem Grade gottesfürchtig geworden war, auch die glänzenden Tugenden und die hohe Gelehrsamkeit des Bischofs von Chiapa immer hoch geschätzt hatte, seiner Mahnung nicht zu widerstehen vermochte. Er gestattete ihm daher, innerhalb seines Klosters alle ihm gutscheinenden öffentlichen Versammlungen und Berathungen abzuhalten, nicht nur über die Sklavenfrage, sondern auch über alle möglichen sonstigen Punkte, von denen er ein günstiges Ergebniß für das Wohl der Eingeborenen hoffen zu dürfen glaubte. Auch erbot er sich, die Ergebnisse und Beschlüsse, welche aus solchen Berathungen hervorgehen würden, dem König anzuempfehlen, auf daß dieselben ernstlich in Vollzug gesetzt würden. — Eitelkeit, und nichts als Eitelkeit!

Das nächste Ergebniß dieser vicekoniglichen Gunst bestand darin, daß Casas die Mitglieder der früheren Versammlung, mit Ausnahme der Bischöfe, nochmals um sich vereinigte; die Bischöfe waren entweder schon abgereist, oder, was sehr wahrscheinlich ist, sie lehnten die Theilnahme an einem praktisch so hoffnungslosen Unternehmen ab. Nun wurden längere Zeit hindurch öffentliche Verhandlungen und Besprechungen abgehalten über die Sklaverei der Indianer und Alles, was damit zusammenhing, über alles grausame Unrecht, das gegen die Eingebornen seit der Zeit der ersten Entdeckungen verübt worden war. Natürlich fielen die Beschlüsse eben so glänzend im Sinne des Bischofs von Chiapa aus, als die Hoffnungslosigkeit irgend einer Verwirklichung auch dem blödesten Auge einleuchten mußte.

Und gerade dieses freimüthige, aber erfolglose Aussprechen der Wahrheit und Gerechtigkeit war leider die letzte Arbeit, welche Casas auf dem Boden Amerika's seinen geliebten Indianern zu widmen vermochte. So unerschütterlich er war und blieb in der Vertheidigung seiner Sache, so hatte er doch durch seinen letzten, mit bischöflicher Amtsgewalt ausgeführten Versuch die Einsicht gewonnen, daß es ihm nicht vergönnt sei, das Ziel seiner Wünsche verwirklicht zu sehen. Die feste, selbst gefahrdrohende Entschlossenheit der gesammten spanischen Bevölkerung, um keinen Preis ihre Sklaven in Freiheit zu setzen, die gegenüber diesen Gesinnungen und Zuständen völlig machtlose, schwankende und unwürdige Politik und Handlungsweise der Statthalter und Vicekönige, die Thatsache, daß die neueste königliche Gesetzgebung schlechterdings nirgends in Vollzug gesetzt werden konnte, und endlich der unverholene, grimmige Haß, welchem der Beschützer der Indianer überall begegnete — all' dieß waren Gründe genug, um ihn zu überzeugen, daß seine Rolle ausgespielt sei. Nachdem einmal in schweren Stunden der Entschluß gefaßt war, führte er ihn mit der entschlossenen Kraft und Raschheit seines Charakters durch, rüstete sich zur

Reise nach Europa, ernannte als seinen Generalvicar den oft und treu bewährten Domcapitular Juan de Perera, und schiffte sich zu Anfang des Jahres 1547 in Veracruz nach Sevilla ein.

Er war 73 Jahre alt geworden und durchkreuzte nun zum letzten Mal den Ocean, über welchen ihn so oft — wenn ich recht zähle, zwölfmal — der heilige Eifer für die Verbreitung des Christenthums und die innigste Liebe zu seinen Mitmenschen getragen hatte. Er war vielfach enttäuscht, hatte furchtbar gelitten, hatte übermenschlich gearbeitet, statt Lohn und Anerkennung nur bittern Groll und Haß geerntet; aber sein Geist war noch frisch, seine Willenskraft ungebeugt, seine Arbeitslust unvermindert, sein Körper kraftvoll und gesund. Gewiß, ein außerordentlicher Mann.

VII.

Letzte Lebensjahre.

Gleich als ob ihm in Amerika nicht die geringste Unannehmlichkeit begegnet wäre, begann Casas unmittelbar nach seiner Ankunft in Europa die Thätigkeit für das Wohl der Indianer auf's Neue. Die spanische Centralregierung war unstreitig wohlwollend und von christlichen Absichten beseelt; sie war nur ungeschickt und verurtheilte ihre eigenen Gesetze und Anordnungen zur Machtlosigkeit, indem sie ihnen nicht den gehörigen thatsächlichen Nachdruck gab. Bei den spanischen Regierungsmännern in Europa hatte Casas seit langen Jahren viel gegolten, und selbst jetzt, trotz aller schweren Mißerfolge, die er seit seiner Ernennung zum Bischof aufzuweisen hatte, gelang es ihm, bald diese, bald jene Regierungsmaßregel anzuregen oder durchzusetzen, die auf das Wohl der Indianer wenigstens berechnet war. Casas untersuchte nicht, ob und welchen praktischen Werth solche Anordnungen im einzelnen Falle haben würden: vertrieben von dem Schauplatz seiner Thaten und

Arbeiten, suchte er die Wirksamkeit für sein Ideal da auf, wo er sie noch finden konnte, und verschmähte in unermüdlicher Liebe und Gewissenhaftigkeit, als ein wahrhaft getreuer Arbeiter, selbst das geringste Erreichbare nicht. So wurde die willkürliche Absetzung der bekehrten Indianerhäuptlinge oder Caziken durch die spanischen Beamten verboten und der Rückersatz des ihnen abgenommenen Vermögens, sowie die Wiedereinsetzung der Abgesetzten und Vertriebenen in ihre frühere Würde anbefohlen — gewiß mit außerordentlich geringem Erfolge; es wurden die Missionäre in Schutz genommen gegen die Chikanen und Verfolgungen der Sklavenbesitzer, bei welcher Gelegenheit Casas in seinem stets gleichen Freimuth an den Kaiser schrieb, der einzige Zweck und Rechtsgrund seiner Herrschaft in Amerika sei die Ausbreitung des Christenthums, für welche die Vorsehung sich Seiner Majestät als ihres Werkzeuges zu bedienen für gut finde. Der Schutz der Missionäre war aber um so nothwendiger, als die Sklavenhalter, um der Erfüllung ihrer Pflichten auch auf diesem Gebiete gänzlich zu entgehen, ein wahrhaft empörendes Mittel gefunden hatten. Sie stellten nämlich auf ihren ausgedehnten Besitzungen den, leider damals sehr zahlreichen, Auswurf des Weltclerus als angebliche Seelsorger an, und verwehrten alsdann den Missionären, namentlich den Dominicanern, den Zutritt zu den Indianern unter dem Vorwand, die letzteren hätten ja schon ihre Priester, es sei ja für ihr Seelenheil auf das Beste gesorgt.

In der That und Wahrheit aber waren diese von den Sklavenbesitzern angestellten Weltgeistlichen sehr oft nicht nur gänzlich unwissende und höchst unsittliche Menschen, die entweder als Abschaum der Gesellschaft von Spanien herüberkamen oder in Amerika selbst mit wahrhaft barbarischer Fahrlässigkeit der Bischöfe die Weihen erhalten hatten, sondern sie gaben sich sogar dazu her, als Sklavenaufseher die Einkünfte ihres Priesteramts zu vermehren. Was aber ein solcher Aufseher oder Calpixque in Wirklichkeit war, das sagt uns

Casas in einer seiner Denkschriften mit folgenden erschütternden Worten:

„Außer Alle dem, was die Indianer auszustehen und zu dulden haben, um den Spanier zufriedenzustellen, welchem sie ‚anempfohlen‘ sind, wird noch in jedem Dorfe ein wahrer Henker über sie gesetzt unter dem Namen Calpixque. Das ist der Mann, welcher die Indianer auspeitscht und durchprügelt und mit den empörendsten Martern peinigt; der Mann, welcher sie zu Grunde richtet durch die unausgesetzten maßlosen Arbeiten, die er ihnen auferlegt; der Mann, vor welchem keine Frau und kein Mädchen sicher ist und der den armen Leuten ihren letzten übriggebliebenen Reichthum, ihre Hühner, wegfrißt. Damit sie aber wegen solch' ungeheurer Qualen und Mißhandlungen nicht Klage und Beschwerde führen, droht er ihnen mit einer Anklage wegen Götzendienerei, und sie dulden weiter, um nicht verbrannt zu werden."

Und ein solches Amt bekleideten Priester, und gegen solche Menschen mußte Casas die Indianer von Europa aus durch seine Ordensbrüder zu schützen suchen. Die Regierung verordnete, was er beantragte, aber mit welchem Erfolge, weiß ich wahrlich nicht.

Außer diesen fortgesetzten Bemühungen, dem Wohle der Indianer durch seinen Einfluß in spanischen Regierungskreisen zu dienen, fällt in die ersten Jahre nach Casas' Rückkehr in die alte Welt auch sein berühmter Streit mit Sepùlveda.

Doctor Juan Ginés de Sepùlveda, von dem geistreichen Amerikaner Ticknor in seiner spanischen Literaturgeschichte mit Recht als „einer der ersten spanischen Gelehrten und Sophisten seiner Zeit" bezeichnet, war neben dem schon früher gelegenheitlich von uns besprochenen Oviedo der thätigste und gefährlichste Gegner des Bischofs von Chiapa in seinem europäischen Wirkungskreise. Er stand in Gunst bei Kaiser Karl V. und erhielt von demselben den Auftrag, die Ereignisse seiner Regierungszeit geschichtlich zu bearbeiten. Er hat diese

Aufgabe gelöst, und zwar, wie es scheint, zur Zufriedenheit des Monarchen; übrigens wurde das Werk zum ersten Mal im Jahr 1780 gedruckt. Allein er war auch sonst literarisch thätig und galt eben nach dem Geschmack seiner Zeit als ein hochbedeutender Geist. Seine Kenntnisse umfaßten die Theologie, die Philosophie, die Rechts- und Staatswissenschaften, die antike und moderne Literatur, und all' diesem außergewöhnlichen Apparat von Gelehrsamkeit stand noch die Eigenschaft eines mit glänzender Rednergabe ausgestatteten Debatters zur Seite. Sepùlveda widmete den amerikanischen Fragen, insbesondere der Frage nach der Berechtigung der spanischen Eroberungskriege und der Indianersklaverei, die angestrengteste Aufmerksamkeit, und es liegt meines Erachtens kein genügender Grund vor, zu glauben, wie Casas glaubte, er sei von den amerikanischen Spaniern bestochen oder bezahlt worden; wir wollen zu seiner Ehre annehmen, was man bis zum vollen Beweis des Gegentheils von jedem Nebenmenschen voraussetzen sollte, daß er nämlich aus wahrer Ueberzeugung gehandelt habe. Er gelangte zu Ergebnissen, welche dem Systeme des Bischofs von Chiapa schnurstracks entgegengesetzt waren.

In seinem Gespräche: „Democrates“ stellte er unter Anderem folgende Sätze auf:

1. Von Ungerechtigkeit kann nicht die Rede sein, wenn der Stärkere Denjenigen sich unterwirft, welcher durch das Geschick und durch sein ganzes Wesen bestimmt und berufen ist, Andern zu gehorchen.

2. Die Indianer sind von Natur Sklaven, Barbaren, ungebildet und bildungsunfähig; wenn sie sich also weigern, anderen, vollkommener ausgebildeten Menschen zu gehorchen, so ist es gerecht, sie auf dem Wege der Gewalt und des Krieges zu unterwerfen, gerade so wie der Stoff unter die Form, der Körper unter den Geist, die Sinnlichkeit unter die Vernunft sich beugen soll und muß.

Dieser „Democrates“, eine sorgfältige und meisterhafte Ar-

heit, vertrat in Wahrheit die überwiegende politische Ansicht der damaligen spanischen Nation, während Casas auf dem allein richtigen Standpunkte des Christenthums und der Kirche stand. Immerhin war Sepúlveda's Auftreten für Casas gefährlich gegenüber dem Publikum, wenn er auch gerade damals die Regierung auf seiner Seite hatte. Diese Regierung verweigerte dem Buche sogar die damals nothwendige Druckerlaubniß auf Grund der Gutachten mehrerer Universitäten. Allein Sepúlveda, der einen bedeutenden Theil seines Lebens in Italien zubrachte, so daß er fast eben so sehr Italiener wie Spanier war, wußte diese Druckerlaubniß in Rom zu erlangen, und zwar veröffentlichte er das lateinisch geschriebene Buch zunächst in Form einer Vertheidigung gegen die Censur des Bischofs von Segovia, aber gleichwohl unter Mittheilung des vollständigen Textes. Zugleich bearbeitete er einen in spanischer Sprache geschriebenen, für das gewöhnliche, ja ungebildete Publikum berechneten Auszug aus dem größeren Werke, der natürlich weit gefährlicher war als dieses.

Gerade um diese Zeit war der Bischof von Chiapa nach Europa zurückgekehrt und beschloß sofort, gegen den neuen, weder schwachen noch ungefährlichen Gegner in die Schranken zu treten.

An eigentlich wissenschaftlicher Gelehrsamkeit, an rednerischer Kunst und Methode, an Feinheit und Eleganz der Sprache war ihm Sepúlveda überlegen. Casas, der Mann unermüdlicher Thaten und Arbeiten, der fast immer, mit Ausnahme seiner ersten Klosterjahre, nur gelegenheitlich und nebenbei den Wissenschaften obliegen konnte, mußte sich in diesem neuen Kampfe einfach und vollständig verlassen auf die Kraft der Wahrheit und auf die Beredtsamkeit der Begeisterung.

Er schrieb und veröffentlichte eine Vertheidigung der Indianer zur Widerlegung der zwei Hauptgrundsätze Sepúlveda's, und zeigte hierin mit allem Aufwand seiner Beredtsamkeit und seiner überreichen Erfahrungen, daß gerade die

Anschauungen seines Gegners es seien, durch deren furchtbare praktische Befolgung der Tod vieler Hunderttausende von Menschen, die vollständige Vernichtung ganzer Volksstämme, die Verödung und Verwüstung von mehr als zweitausend Meilen Küstenlänge herbeigeführt worden sei. Er zeigte dem gelehrten Herrn Doctor, daß er bei aller Gelehrsamkeit eben doch dießmal über einen Gegenstand geschrieben habe, den er nicht verstehe, dessen er nicht mächtig sei; daß ihm sowohl die Thaten der Eroberer, als auch die Leistungen der friedlichen Glaubensboten nur höchst ungenau bekannt seien, daß er namentlich über Charakter, Sitten, Eigenschaften, Zustände der Eingebornen nur ganz armselig und nothdürftig, namentlich aber höchst einseitig und parteiisch unterrichtet sei. Er bewies den Widerspruch, in welchem sich die Ansichten seines Gegners mit dem Naturrecht, mit der Menschenliebe, vor Allem aber mit dem Christenthum, mit der Lehre und Uebung der Kirche befänden. Er wies ferner nach, daß auch die verschiedenen Mord- und Blut-Thaten der Indianer nur vereinzelte Acte der Rache seien gegen vorher begangene Grausamkeiten und Schandthaten der Europäer. Was aber den Eifer Sepùlveda's anbelangt, die Leute nöthigenfalls mit Gewalt zu Christen zu machen, so richtete Casas folgende kurzen, aber gewiß treffenden Worte an seinen Gegner:

„Der Herr Doctor braucht nicht glaubenseifriger zu sein, als der liebe Gott selbst; er braucht sich nicht mehr zu beeilen mit der Bekehrung der Sünder, als unser Herr und Heiland. Der Herr Doctor begnüge sich, dem Beispiele des Heilandes zu folgen, er begnüge sich mit derjenigen Art und Weise, die Menschen zu bekehren, welche der Heiland selbst eingesetzt und angeordnet hat, nämlich mit der friedfertigen, auf Hervorbringung wahrer, innerer Ueberzeugung gerichteten Lehre und Predigt des Evangeliums. Fern aber bleibe von uns jene andere, angebliche Art der Glaubensverbreitung, welche der Teufel erfunden und sein Nachahmer und Apostel Mohamed mit be-

ständigen Kriegen, unabsehbarem Elend und unendlichem Blutvergießen in der Wirklichkeit der Geschichte ausgeführt hat."

Die öffentliche Meinung war durch den Streit zwischen Casas und Sepùlveda auf's Höchste erregt: die Frage, um welche es sich handelte, war in der That die Frage nach der Zukunft Spaniens, und wenn dieses Land und Volk jetzt, nach dem Verlust beinahe aller seiner amerikanischen Besitzungen, und nach Begehung beinahe aller denkbaren revolutionären und antirevolutionären Fehler, leider machtlos und erniedrigt in Europa dasteht, so liegt der Grund davon zu einem großen Theil in dem Umstand, daß die Indianerfrage damals nicht im Sinne von Casas entschieden ward.

Die damalige Regierung übrigens nahm an der Sache so regen und lebendigen Antheil, daß sie eine eigene Commission aufstellte, die, wie immer in solchen Fällen, aus Juristen und Theologen zusammengesetzt war und in feierlicher Sitzung unter Vorantritt des „obersten Rathes für Indien" die beiden literarischen Kämpfer persönlich und mündlich anhören, schließlich aber die streitigen Fragen förmlich entscheiden sollte.

Zuerst wurde Doctor Sepùlveda angehört, welcher sein Möglichstes leistete, um den Sieg für seine Grundsätze und für deren praktische Befolgung zu erlangen. Sodann las Casas an fünf aufeinanderfolgenden Tagen statt mündlichen Vortrags, zu welchem der an Zahlen und sonstiger Statistik überreiche Stoff sich nicht wohl eignete, seine bereits veröffentlichte Streitschrift vor. Hierauf ertheilte die Versammlung dem berühmten Theologen Domingo de Soto den Auftrag, einen Auszug oder Bericht auszuarbeiten und vorzulegen über die hauptsächlichsten, von den beiden Gegnern vorgetragenen Gründe und Gegengründe; dieser Bericht wurde denselben mitgetheilt, um ihre etwaigen Gegenbemerkungen zu machen. Allein eine Entscheidung erfolgte nicht, und es läßt sich nicht läugnen, daß die Commission auch ihre guten Gründe dafür geltend zu machen vermochte, daß sie keine Entscheidung gab.

Der Hauptgrund bestand wohl in der sich immer mehr Bahn brechenden Ueberzeugung, daß solche theoretischen Entscheidungen zu nichts taugten und zu nichts führten, weil in der That das Schicksal des spanischen Amerika bereits im Sinne der „Eroberer" thatsächlich, gewaltsam und unwiderruflich entschieden war.

Sodann aber wagte die Commission es offenbar nicht, sich entschieden für Casas auszusprechen.

Sie handelte in diesem Falle nichts weniger als muthig, nichts weniger als lobenswerth: allein die Pflicht unparteiischer Wahrhaftigkeit gebietet doch, auch gegenüber dem bestverdienten Lobe unseres Casas, die Gründe wenigstens kennen zu lernen, von welchen die Commission bei ihrem schwachmüthigen Verhalten geleitet war oder doch geleitet zu sein glaubte. Die ganz gewiß richtige Lehre des Bischofs von Chiapa lief eben, im Grunde genommen, darauf hinaus, daß jede spanische Eroberung in Amerika wesentlich rechtswidrig und nur durch das höchststehende Ziel der Verbreitung des christlichen Glaubens gerechtfertigt sei: diesen Standpunkt hatte er namentlich in seiner „Anweisung an die Beichtväter" im strengsten Sinn des Wortes festgehalten, und es war sicherlich nicht schwer, diese Lehren und ihren Vertheidiger als staatsgefährlich anzuschwärzen: denn der bloß rechtliche und politische Gesichtspunkt, aus welchem die spanische Herrschaft über Amerika von den „Eroberern" und von Sepùlveda begründet werden wollte — er war damit rein vernichtet. Dazu kamen ferner die Hetzereien und Anklagen, welche die Stadt und das Domcapitel Ciudad-Real durch ihren Bevollmächtigten, den Domcapitular Gil Quintana, unablässig betrieben. Das war jener Domdecan von Chiapa, jener ungetreue und ungehorsame Priester, der in der Fastenzeit des Jahres 1545 durch offenkundige Empörung gegen seinen Bischof alle später eingetretenen ärgerlichen und gewaltsamen Ereignisse vorbereitet und veranlaßt hatte. Während Casas in Mexico verweilte, demüthigte er sich vor dem Bischof und bat um Los-

sprechung von der über ihn verhängten Kirchenstrafe. Nichts war leichter zu erlangen, als die Gewährung einer solchen Bitte von dem liebenswürdigen Herzen eines Casas; er war unfähig zu irgend einem Groll und bat den Losgesprochenen herzlich, sich zu beruhigen und nunmehr zu seiner Kirche zurückzukehren. Sobald aber Quintana durch die erlangte Lossprechung in den Stand gesetzt war, überall öffentlich aufzutreten, benutzte er jede Gelegenheit, um den Bischof bei dem Publikum und bei den Behörden anzuschwärzen und anzuklagen. Ja, als es gewiß war, daß Casas die Reise nach Europa angetreten hatte, ließ Quintana sich von Gemeindebehörde und Domcapitel zu Ciudad-Real Vollmachten ausstellen, um als ihr Abgeordneter am spanischen Hofe gegen die Zerrüttung aller Verhältnisse aufzutreten, welche Casas durch sein Verhalten in Bezug auf das Sacrament der Buße hervorgerufen habe.

Von dieser Vollmacht hat Quintana den denkbar ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Er war unermüdlich thätig, um die Resignation seines Bischofs, so weit es auf ihn ankam, zur Nothwendigkeit zu machen; als er sein Ziel erreicht und in Europa noch einige Zeit darob triumphirt hatte, kehrte er nach Amerika zurück und fand unterwegs in den Wogen des Oceans sein Grab.

So traurig nun dieser Vertreter der dem Bischof von Chiapa entgegengesetzten Richtung war, immerhin blieb die Sache der Regierung so bedenklich und dem spanischen Volk so verhaßt, daß Casas amtlich aufgefordert wurde, vor dem Rathe für Indien nähere Aufklärungen über seine Lehre und die ihr entgegenstehenden Zweifel zu geben. Damit war die unfreundliche Mahnung verbunden, er möge sich mit seiner Arbeit beeilen, weil seine Erklärungen unverzüglich dem Kaiser vorgelegt werden müßten. Casas legte also einfach die genau formulirten Sätze, für welche er sein ganzes Leben lang gekämpft hatte, der mit diesen Sätzen so genau bekannten und ihrem Urheber früher so freundlich gesinnten Behörde ohne jegliche nähere Be-

gründung vor; die Begründung und den Beweis, so sprach er sich aus, wolle er nachträglich in einem besonderen Buche liefern, was er auch bald nachher in seiner „Beweisführung“ wirklich gethan hat. Die Zusammenstellung seiner Thesen aber beschloß er mit folgenden bezeichnenden Worten:

„Dieß ist es, erlauchte Herren, was ich empfinde und denke seit 49 Jahren, während welcher ich das Unrecht in Amerika angeschaut, und seit 34 Jahren, während welcher ich das Recht als Abhilfe des Unrechts studirt habe.“

Der grundsätzliche Anstoß, an welchem seine Bestrebungen schließlich auch bei der wohlgesinnten spanischen Regierung in Europa scheiterten und scheitern mußten, bestand eben darin, daß Casas mit einem Freimuth ohne Gleichen und mit einer Aufrichtigkeit, die von keinem Hinterhalt etwas wußte, die Souveränetät des Königs von Spanien über seine amerikanischen Länder ausschließlich von der pflichtgemäßen und ächt christlichen Erfüllung des Berufs als Glaubensboten abhängig machte. Dadurch verstieß er natürlich in erster Reihe gegen die „Eroberer-Politik“, in zweiter Reihe aber auch gegen dasjenige, was sich „spanischer Nationalpatriotismus“ nannte; und aus diesem letzteren Grunde sah sich auch die Regierung genöthigt, ihn schließlich fallen zu lassen und den ächtesten Apostel der Menschenliebe und des Christenthums seinen ergrimmten Gegnern wenigstens thatsächlich und insofern zu opfern, daß sie ihm keinen Einfluß mehr auf die Regierung Amerika's gestattete. Allein seine hohen Jahre, seine tadellose Persönlichkeit, seine heldenmüthigen Tugenden schützten ihn vor jeder Verfolgung, und wahrscheinlich war es besonders das persönliche Interesse Kaiser Karls V. an seinem genialen und unermüdlichen Hofkaplan, was ihn allen seinen Feinden gegenüber sicherstellte.

Einer entgegengesetzten Ansicht huldigte offenbar ein Mann, der den resignirten und hochbetagten Bischof von Chiapa in den letzten Jahren seines Lebens mit grimmigem und grundlosem

Hasse verfolgt hat; ich meine den Franciscaner-Mönch Toribio Motolinia (das letztere Wort hatte in der mexicanischen Ursprache die Bedeutung von „arm“ und war von dem Inhaber des Namens mit offenbarer Coquetterie dem eigenen vorangestellt worden). Dieser Mönch war mit Anderen seines Ordens auf Antrag des Entdeckers von Mexico, Cortès, hinübergeschickt worden und kurz nach der Einnahme der Hauptstadt in dem großartigen Lande angekommen. Toribio ragte unter seinen Mitbrüdern hervor durch die Strenge seiner klösterlichen Uebungen und Tugenden, durch sein entschiedenes Talent als Prediger, und überhaupt durch seine bedeutende geistige Begabung. Im Laufe der Zeit erwarb er sich beträchtliche und gründliche Kenntnisse in der Geschichte und in den Alterthümern des Landes, gab auch verschiedene Schriften über diese Gegenstände heraus, welche von den spanischen Geschichtschreibern jener Zeit mit Ehre und Auszeichnung genannt und angeführt werden. Im höchsten Grade aber zeichnete er sich aus durch sein edelmüthiges und aufopferungsvolles Verhalten gegen die Indianer: was er nur hatte oder aufzubringen wußte, das verschenkte er an sie, und oft sah man ihn ohne alle und jegliche Nahrung ausharren, um hungernden Indianern das Wenige zu geben, was er für sich selbst bekam. Daß ein solcher Mann sich gegen Casas und seine Lehre aussprach, daß er sich sogar mit leidenschaftlicher Heftigkeit dagegen aussprach, das war ein Triumph für die Gegner des Bischofs von Chiapa, ein tiefkränkender Schmerz für ihn selbst, und jedenfalls ein Gegenstand des höchsten Erstaunens für das gesammte, mit der amerikanischen Frage fortwährend lebhaft beschäftigte spanische Publikum.

Um die Sache vollständig zu verstehen, muß man sich mit der entschiedensten Neigung zur Nachsicht ganz in die Zustände jener Zeit versenken: man muß sich vor Allem erinnern des leidigen, oft sogar neidigen Gegensatzes, in welchen die beiden Orden der Dominicaner und Franciscaner schon so frühe hinsichtlich der

Beurtheilung und Behandlung der amerikanischen Eingebornen gerathen waren: dazu kam dann insbesondere bezüglich der mexicanischen Dinge die außerordentliche Verehrung, welche den Franciscanern von Cortès und seinen Miteroberern beständig erwiesen ward; endlich läßt es sich sehr leicht denken, daß die Antipathie der Franciscaner gegen die Dominicaner und deren hervorragendsten Führer Casas eben so gut auf wirklicher Ueberzeugung beruhte, wie sonst noch so Vieles im menschlichen Leben auf Ueberzeugung beruht und doch verkehrt ist. Freilich die Art seines Auftretens wird durch alle diese Gründe nicht im Mindesten entschuldigt.

Toribio reichte im Jahr 1555 unmittelbar beim König eine Vorstellung ein, in welcher unter dem Vorwande einer Vertheidigung der Eroberer, Statthalter, Sklavenbesitzer und Sklavenhändler die heftigsten persönlichen Angriffe gegen Casas gerichtet wurden, welchem Toribio an der allgemeinen Verbitterung und Verwilderung der spanisch-amerikanischen Zustände bei weitem die größte Schuld beimaß. Wir wissen nicht, ob und in welchem Grade Casas persönlich unter diesem neuen Angriff gelitten hat: sicher ist, daß er ihn nicht beantwortete. Er mußte es, nach der Rolle, die er im Leben gespielt hatte, begreiflich finden, wenn man ihm bis zum Tode keine Ruhe ließ.

Casas hatte im Jahr 1550 auf sein Bisthum förmlich verzichtet, und durch seinen Einfluß war sein Freund und Ordensbruder Thomas Casillas auch sein Nachfolger geworden, ein Mann, der als Superior der Missionäre Casas auf seiner letzten Reise nach Amerika begleitet und seither in Bekehrung der Indianer rüstig gearbeitet hatte.

Seit dieser Zeit zog Casas sich in das Dominicanerkloster zum hl. Gregor in Valladolid zurück, und auch dahin begleitete ihn sein getreuer Freund und Lebensgefährte, Pater Rodrigo de Ladrada. Hier ruhten sie nun während ihrer letzten Jahre aus von den schweren Strapazen ihres Lebens, welches Beide, der Eine in gewaltiger Kraft, der Andere in liebevoller

Demuth und Untergebenheit, den höchsten Idealen des Christenthums gewidmet hatten. Gebet, Mahlzeit, Spaziergang, Alles war den beiden hochbetagten Männern gemeinsam. Und obgleich es gewiß war, daß sie nicht mehr große Thaten zu Gunsten der von ihnen vertheidigten Sache auszuführen im Stande sein könnten, so war ihre Gewissenhaftigkeit doch ängstlich genug, um ihnen selbst diese nothgedrungene Ruhe vorzuwerfen. Ladrada war zugleich der Beichtvater seines Bischofs; der Erstere war mit der Zeit ziemlich taub geworden und sprach in Folge dessen sehr laut. Da ist es denn mehr als einmal geschehen, daß man, ohne es zu wollen, hören mußte, wie der Pater im Bußgericht zu seinem bischöflichen Pönitenten sagte: „Bischof, Ihr fahret sicherlich zur Hölle, denn Ihr thut nicht für die unglücklichen Indianer, was Ihr könntet und wozu Ihr verpflichtet seid."

Uebrigens blieb Casas bis in's höchste Alter körperlich und geistig bei rüstiger Kraft; auch war seine Klosterruhe keineswegs eine so vollständige, wie sein gestrenger Beichtvater sie aufgefaßt zu haben scheint. Allerdings widmete er sich in erster Reihe und mit dem Begeisterungsfeuer eines Novizen den strengen Verpflichtungen seines Ordenslebens; allein nebenher arbeitete er unermüdlich an seinem umfassenden amerikanischen Geschichtswerke weiter, und wurde auch, trotz allem Vorgefallenen, in zahlreichen Fällen amerikanischer Geschäftsangelegenheiten von der Regierung zu Rath gezogen und förmliche Gutachten von ihm erhoben.

Und diese letztere Thätigkeit war keineswegs immer ohne Erfolg; manche verkehrte Maßregel ward durch seinen Rath abgewendet, manches bestimmte und bedeutende Gute in Amerika gewirkt, und zwar nicht nur für die indianische, sondern auch für die gegen Casas stets so lieblose spanische Bevölkerung.

So wollte die Regierung im Jahr 1566 die „Audiencia der Grenzlande", welche schon früher von Gracias-á-Dios nach Guatemala verlegt worden war, noch weiter hinweg nach Panamà verlegen. Die Bewohner der ausgedehnten Gegenden, welche durch diese Maßregel einer obersten Regierungs- und

zugleich Gerichts-Behörde so zu sagen vollständig verlustig gehen sollten, wandten sich, von der Regierung zunächst abgewiesen, an den zweiundneunzigjährigen Bischof im Dominicaner-Kloster zu Valladolid um Hilfe. Da vergaß er Alter und Schwäche und eilte persönlich nach Madrid, wo er auch in der That als Lohn der weiten und beschwerlichen Reise die Wiederherstellung der Audiencia von Guatemala bei der Regierung durchsetzte; so groß war seine geistige Kraft und die Gewandtheit seiner Rede noch in einem Alter, das wahrlich die äußersten Grenzen des menschlichen Daseins erreicht hatte. Die ächte Demuth des Ordensgeistes, mit welcher der hochberühmte Mann sich dem Klosterleben und allen seinen Strengheiten unterworfen hatte, sie belohnte sich auf's Schönste, indem sie ihm die Fähigkeit erhielt, bis in die letzten Tage seines Lebens als wirksamer Wohlthäter aufzutreten für das geliebte, jetzt von ihm so weit entfernte Land, dessen Glück die ganze Aufgabe seines irdischen Daseins gewesen war.

Allein auch dieses, durch eine Fülle außerordentlicher Kraft ausgezeichnete und gesegnete Leben mußte sich endlich beugen vor dem Tod, der auch den kühnsten Geist mit furchtbarer Gewalt erinnert, daß er ein Geschöpf ist. Mitten in der Freude, den centralamerikanischen Provinzen eine große Wohlthat erwiesen zu haben, wurde Casas, noch in Madrid, wo er im Dominicanerkloster Atocha weilte, von seiner letzten Krankheit ergriffen; sie ist zugleich die erste, von welcher ich im Leben dieses kerngesunden Mannes irgend eine Nachricht gefunden habe. Ueber seine letzten Tage ist mir nichts Einzelnes bekannt geworden: er starb im Atocha-Kloster am 31. Juli 1566, im Alter von vollen 92 Jahren. Er wurde begraben in der großen Kapelle der Mutter Gottes, der „Mutter der schönen Liebe“, welcher er gedient hatte sein Leben lang. Unermüdliche Menschenliebe und opferwillige Demuth — welch' hohe Tugenden! Sie hatte er geübt, in ihnen war er zum vollendeten Muster geworden. Wer fühlt sich im Stande, gegenüber solchen Eigen-

schaften und ihren entsprechenden Leistungen mit Splitterrichterei zu verweilen bei den Gebrechlichkeiten, die jeder menschlichen Kraft und Thätigkeit unabweisbar aufgeprägt sind? Keine minder ehrenvolle Handlung, keine Spur einer unedlen Gesinnung befleckt die Erinnerung an diesen großen Mann.

Sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück.

Ich will kein besonderes Kapitel beginnen, sondern nur einige um der Vollständigkeit willen unerläßliche Worte meinem Lebensbilde von Casas hinzufügen über ihn in seiner Eigenschaft als Schriftsteller.

Wer immer dem Lebensgange dieses Apostels der Menschlichkeit mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, der wird es überhaupt erstaunlich finden, daß der Mann der That und des unabläßig auf ihn einstürmenden Lebens auch noch Zeit gefunden hat, die Feder in die Hand zu nehmen. In der That hat Casas, abgesehen von seinen letzten wie von seinen ersten Klosterjahren, alle seine zahlreichen, zuweilen recht langsamen Reisen über den Ocean zu unausgesetzten Studien und zu unabläßiger schriftstellerischer Thätigkeit benutzt; keinen Weg wollte er unbenutzt lassen, um seinen hohen und heiligen Ideen Eingang zu verschaffen in die Gemüther seiner hartherzigen Zeitgenossen. Die glühende Begeisterung, von welcher Casas erfüllt war, drückte seinen Schriften den Stempel der Genialität, der höchsten Lebendigkeit, der unmittelbarsten Anschaulichkeit auf; diesen herrlichen Eigenschaften gegenüber konnte es aber unter den Eindrücken eines so wechselvollen, stürmischen, drangsalreichen Lebens auch ebenso wenig fehlen an gar manchen Spuren von Eilfertigkeit, Zerstreutheit, Flüchtigkeit und Uebereilung. Es muß jedoch bemerkt werden, daß ein abschließendes und vollständig gerechtes Urtheil über Casas als

Schriftsteller gar nicht möglich, wenigstens zur Zeit nicht möglich ist, indem, Dank einer nur in Spanien möglichen Trägheit, eine große Anzahl seiner Schriften noch gar nicht gedruckt und also nur wenigen gelehrten Männern zugänglich ist, welche mit der gleichen warmen Liebe für die spanische Nation und ihre großen Männer zugleich ein freundlicheres Lebensglück verbinden, als es dem Verfasser dieses armen Büchleins beschieden ist.

Im Einzelnen erlaube ich mir nur sehr geringe Ansprüche an die Geduld meiner freundlichen Versammlung von Lesern und Leserinnen.

Gedruckt, und zwar schon im Jahr 1552 in Sevilla zusammen gedruckt, besitzen wir von Casas folgende Schriften:

1. Die (schon früher besprochene) Kurze Berichterstattung über die Verwüstung Amerika's, unstreitig das berühmteste, mit einer glühenden Feder geschriebene Werk unseres Helden.

2. Dreißig juristische Sätze über die rechtliche Grundlage der königlich spanischen Herrschaft in Amerika. Wir kennen diese Frage in ihrem ganzen Zusammenhang zur Genüge.

3. Streitschrift gegen den Doctor Sepúlveda über die Berechtigung oder Nichtberechtigung der spanischen Eroberungskriege gegen die Indianer.

4. Gutachten des Bischofs von Chiapa über die Sklavenfrage in Amerika, verfaßt im Auftrag der spanischen Regierung.

5. Auszug aus einer Vorstellung an den Kaiser über 16 Mittel zur Verbesserung der amerikanischen Zustände (im Jahr 1542).

6. Rathschläge und Anweisungen für die Beichtväter Amerika's.

7. Eine spätere Vertheidigung der gefahrvollen, unter Ziffer 2 angeführten Schrift.

8. Untersuchung der Frage, ob Könige und Fürsten berechtigt sind, ihre Unterthanen an Privatpersonen in irgend einer Weise zu veräußern.

Schon diese Schriften haben genügt, um für Casas neben all' seinen sonstigen Leistungen den unsterblichen Ruhm als ein großer Schriftsteller der so großartigen spanischen Literatur zu begründen; in noch höherem Grade würde dieß ohne Zweifel der Fall sein, wenn auch seine noch ungedruckten Werke veröffentlicht wären, über die ich natürlich nur dem Hörensagen nach einige flüchtige Bemerkungen machen kann:

1. Das hochwichtige Büchlein „Ueber die einzig erlaubte Art der Bekehrung zur wahren Religion" ist wahrhaft unbegreiflicher Weise meines Wissens noch nie gedruckt worden; es muß geradezu das eigentliche Wesen, den innersten Kern der Gedankenwelt des Bischofs von Chiapa enthalten.

2. Eine Schrift über „Die Schätze Amerika's" ist mir ihrem Inhalte nach gar nicht näher bekannt.

3. Eine Anzahl von Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der indianischen Frage.

4. Vertheidigung der Indianer hinsichtlich ihrer natürlichen und geistigen Eigenschaften, und Schilderung ihres Landes und ihrer Sitten; endlich aber ist dem gesammten Inhalte nach meines Wissens bis auf den heutigen Tag ungedruckt sein großes Hauptwerk:

5. Allgemeine Geschichte Indiens (d. h. Amerika's) vom Jahr 1492 bis 1520. Dieses umfassende Buch begann Casas i. J. 1527, vollendete es i. J. 1561, und verfügte letztwillig, daß kein Theil desselben früher als 40 Jahre nach dem Tode des Verfassers veröffentlicht werden solle. Das Werk des Bischofs von Chiapa ist die Hauptquelle für alle späteren Geschichtschreiber über den nämlichen Gegenstand geworden, und die Ehre der vollständigen Veröffentlichung wurde ihm wahrscheinlich nur deßhalb nicht zu Theil, weil es größtentheils wörtlich in die verschiedenen späteren Werke übergegangen ist. Es umfaßt im Manuscript drei große Folio-Bände, und es wäre in jeder Hinsicht ein verdienstvolles Unternehmen, diese

großartige Reliquie endlich einmal vollständig an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen.

Ich schließe. Es ist mir nicht gegeben, am Schlusse eines Buches noch viel Pathetisches über dessen Inhalt und Gegenstand zu sagen. Im vorliegenden Falle ist es deutlich genug, daß ich, geleitet durch das thatenreiche Leben des Bischofs von Chiapa, die Wahrheit folgender Sätze meinem Leserkreis anschaulich machen wollte:

1. Die katholische Kirche trägt keine Schuld an der blutigen Unterdrückung der Eingebornen Amerika's unter spanischer Herrschaft.
2. Wenn einzelne Diener der Kirche sich dem politischen System der Eroberer beugten, so thaten sie es gegen den Geist und Willen der Kirche.
3. Die wahren Vertreter des kirchlichen Gedankens, des Christenthums und damit zugleich der Menschlichkeit im spanischen Amerika waren die Dominicaner und ihr hervorragendes Ordensmitglied, der Bischof von Chiapa. Durch sie, durch ihn ward gerettet, was für spätere Jahrhunderte von der Geschichte Mittel- und Süd-Amerika's noch gehofft werden kann.

Möge es recht Vieles und Großes sein!

Inhalt.

X. Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragonien. Von R. Baumstark. (VIII u. 212 S.) *M.* **1.80.**

Die zweite Serie vollständig *M.* 15.; alle 10 Bändchen zusammen, geb. in 3 Leinwandbände mit Goldpressung *M.* 18.

Dritte Serie in 10 Bändchen. 12⁰.

I. Papst Alexander III. Von H. Kerner. (XII u. 147 S.) *M.* **1.20.**

II. Der hl. Otto, Bischof von Bamberg und Apostel der Pommern. Von J. A. Zimmermann. (VII u. 216 S.) *M.* **1.80.**

III. Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien. Von Joseph Bader. (XVI u. 168 S.) *M.* **1.20.**

IV. Maximilian, Erzherzog von Oesterreich-Este, Hoch- und Deutschmeister, bearbeitet von S. Klein. (VIII u. 167 S.) *M.* **1.20.**

V. Der Cardinal de Cheverus, Erzbischof von Bordeaux, zuvor erster Bischof von Boston und Bischof von Montauban. Aus dem Französischen von F. X. Karker. (VIII u. 216 S.) *M.* **1.80.**

VI. u. VII. Joseph von Görres. Aus Anlaß seiner hundertjährigen Geburtsfeier in seinem Leben und Wirken dem deutschen Volke geschildert von Joseph Galland. Mit Görres' Bildniß. (V u. 704 S.) Vollständig *M.* **6.**

VIII. Angelus Silesius (Johannes Scheffler). Bild eines Convertiten, Dichters und Streittheologen aus dem 17. Jahrhundert. Von W. Lindemann. (VIII u. 170 S.) *M.* **1.50.**

IX. Maximilian I., der Große, Kurfürst von Bayern. Von Otto v. Schaching. (XII u. 300 S.) *M.* **2.**

X. Augustus Welby Northmore Pugin, der Neubegründer der christlichen Kunst in England. Zugleich zur Frage von der Wiederbelebung der Kunst und des Kunsthandwerks in Deutschland. Von Dr. August Reichensperger. (96 S.) **90** *Pf.*

Die dritte Serie vollständig *M.* 15.; alle 10 Bändchen zusammen, geb. in 3 Leinwandbände mit Goldpressung *M.* 18.

Vierte Serie. 12⁰.

I. Palestrina. Ein Beitrag zur Geschichte der kirchenmusikalischen Reform des 16. Jahrhunderts. Von W. Bäumker. (VII u. 76 S.) **60** *Pf.*

II. Johannes Geiler von Kaisersberg, ein katholischer Reformator am Ende des 15. Jahrhunderts. Nach dem Französischen des Abbé Dacheux. Von Dr. W. Lindemann. (VIII u. 175 S.) *M.* **1.40.**

III. Sophie Swetchine. Von Amara George Kaufmann. (VIII u. 210 S.) *M.* **1.80.**

IV. Orlandus de Lassus, der letzte große Meister der niederländischen Tonschule. Von W. Bäumker. (XII u. 86 S.) **60** *Pf.*

V. Cola di Rienzi, Roms Tribun. Von H. J. Schmitz. (XII u. 60 S.) **60** *Pf.*

VI. Der ehrw. J. B. de Lasalle und das Institut der Brüder der christlichen Schulen. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik. Von Dr Fr. J. Knecht. (XII u. 266 S.) *M.* **1.80.**

Diese Sammlung wird fortgesetzt.

Sammlung historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

VII.

Baumstark, Reinhold,

Bartholomäus de las Casas Bischof von Chiapa

Freiburg i.Br. 1879